Krieg und Politik in der Neuzeit

Studien

von

Frhr. v. Freytag-Loringhoven
Oberst mit dem Range eines Brigadekommandeurs
Allerhöchst beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte
eines Oberquartiermeisters

HSSL
D217
F74
1911

Berlin 1911 ▫ Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung

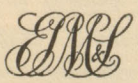
Krieg und Politik in der Neuzeit

Studien

von

Frhr. v. Freytag-Loringhoven

Oberst mit dem Range eines Brigadekommandeurs
Allerhöchst beauftragt mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberquartiermeisters



Berlin 1911

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstraße 68—71

788880

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten

Vorwort.

„Der Krieg ist Politik in höchstem Maße. Immer und immer wird sich die Wahrheit bestätigen, daß nur im Kriege ein Volk zum Volke wird. Nur gemeinsame große Taten für die Idee des Vaterlandes halten ein Volk innerlich zusammen."

Heinrich v. Treitschke, Politik I.

Der Deutsch-französische Krieg hat unser „Volk zum Volke werden lassen". Nach vierzigjährigem Frieden aber laufen wir jetzt Gefahr, diese Wahrheit zu vergessen. Auch auf uns scheint das oft wiederholte Wort Anwendung finden zu sollen, daß die Völker aus der Geschichte nicht zu lernen verstehen. Und doch kann es einer nüchternen Betrachtung nicht entgehen, daß scharfe Gegensätze zwischen den großen Nationen unverändert fortbestehen und vielfach durch eine gewissenlose Presse geschürt werden. Dem wahren Freunde des Vaterlandes ist daher „die Eintracht der führenden Nationen ein hohes Ziel, zur Zeit aber hat er damit zu rechnen, daß es noch mehr in der Theorie als in der Praxis des politischen Lebens angestrebt wird".*) Internationale Reibungen bestehen und werden immer bestehen bleiben. Ein großes Volk darf bei aller Friedensliebe darüber nicht hinwegsehen. Weder Kongresse mit schönen Reden, noch die heutigen Verkehrsverhältnisse mit der durch sie bedingten größeren Annäherung der Nationen, auch nicht die sich vielfach berührenden wirtschaftlichen Interessen, selbst nicht die oft betonte Gemeinsamkeit der weißen Rassen gegenüber den anderen werden diese Gegensätze hinwegräumen. Es mag, wie bisher auch weiterhin gelingen, sie in einzelnen, selbst in zahlreichen Fällen zu mildern, bestehen aber bleiben sie gleichwohl.

Dennoch wollen die Klagen über die Last der dauernden Kriegsbereitschaft nicht verstummen, die doch für ein stolzes Volk etwas völlig

*) Schiemann, Deutschland und die große Politik. Jahrgang 1906. Vorwort.

415283

Natürliches ist. Der Ruf nach Abrüstung wird immer wieder hörbar, von den utopischen Träumen der extremen Pazifizisten ganz zu schweigen. Und doch beweist gerade die neuere Geschichte nachdrücklich das Vergebliche solcher Bestrebungen. Es soll dabei nicht verkannt werden, daß jede Zeit anders beurteilt werden will und ihre besonderen Erscheinungen aufweist. Der Fortschritt der allgemeinen Zivilisation ist unverkennbar, ob wir indessen an innerer Kultur gewonnen haben, bleibt mehr als zweifelhaft. Die Formen des gesamten staatlichen Lebens und des internationalen Verkehrs, nicht minder die Kriegsgebräuche haben sich verändert, die Menschheit ist trotzdem dieselbe geblieben.

Wenn das heute von weiten Kreisen der Gebildeten übersehen wird, so trifft die Geschichtschreibung keine Schuld. Diese, insbesondere die deutsche, zählt eine ganze Reihe glänzender Vertreter, sie bietet eine reiche Fülle der Erkenntnis und ist bemüht, ein so klares Bild der Tatsachen und der leitenden Beweggründe der Handelnden zu geben, wie es dem Nachlebenden überhaupt nur möglich ist. Vielleicht aber finden die Lehren der Geschichte eben wegen der Fülle des Dargebotenen so wenig Beachtung. Es erscheint daher an der Zeit, diese Lehren einzeln von besonderen Gesichtspunkten aus zusammenzufassen. In diesem Sinne ist auf nachstehenden Blättern der Versuch unternommen worden, in gedrängter Kürze die Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung in der Neuzeit zu erörtern.

Die Art der Behandlung und der Zusammenfassung des Stoffs mußte hierbei von der sonst üblichen abweichen, wenn auch an sich nichts Neues geboten wird. Noch weniger konnte es sich um selbständige Forschung handeln, sondern nur um Betrachtungen, die sich auf die Werke bedeutender Gelehrter stützen. Deren Aussprüche sind vielfach im Wortlaute wiedergegeben, wie es ihrer besseren Kenntnis der Dinge entspricht. In den Rahmen der Betrachtung nicht nur die neueste Geschichte hereinzuziehen, schien deshalb geboten, weil sich auch im 17. und 18. Jahrhundert zahlreiche Analogien zu heutigen Verhältnissen finden. Je näher der Gegenwart, umsomehr sind die Geschehnisse als bekannt vorausgesetzt, besonders für die neueste Zeit gewissermaßen nur angedeutet. Soweit sie von besonderer Wichtigkeit war, ist der Heeresverfassung der einzelnen Staaten Erwähnung geschehen. Auf ein Verfolgen der verschlungenen Pfade der Politik, des Ränkespiels der Diplomatie, mußte verzichtet werden,

wenn der Zweck der Arbeit gewahrt bleiben und sich diese nicht zu einer Art verfehlter Weltgeschichte verflachen sollte.

Die Darstellung ist getragen von der Überzeugung, daß zwischen dem Gedeihen der Staaten und einer kraftvollen Politik, die sich auf eine stets bereite Heeresmacht stützt, ein unmittelbarer Zusammenhang besteht, wie denn Clausewitz den Krieg als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit anderen Mitteln bezeichnet hat.*)

Der Wahn, daß wir uns dem Ende aller Kriege näherten, wird bestärkt durch den langen Frieden, in dem wir leben. Bei ehrlichen Gemütern spricht hierbei vielleicht ein Mangel an Wirklichkeitssinn mit. Sie lassen sich durch den äußeren Anschein der Dinge täuschen. Bei anderen liegt eine Überschätzung der Bedeutung wirtschaftlicher Faktoren vor. Sie bedenken nicht, daß gerade die Wahrung der wirtschaftlichen Interessen eines Landes der starken Stützen von Armee und Flotte in erster Linie bedarf. Wieder andere lassen sich bewußt von ihrer Parteidoktrin leiten. Sie weisen von der Hand, was für jeden Einsichtigen Binsenwahrheiten sind, weil ihnen eine starke Staatsautorität, die sich auf eine ansehnliche, bewaffnete Macht stützt, überhaupt ein Greuel ist. Der Verfasser entnimmt darum die Berechtigung zu seinen Ausführungen auch in diesem Sinne einem Ausspruch Treitschkes,**) in dem dieser Apostel des Deutschtums das Parteigezänk unserer Zeit, bei dem sich die Deutschen wieder gegenseitig zu hassen und zu verleumden begonnen, verdammt, und dafür das deutsche Heer „als das allerrealste und wirksamste Band der nationalen Einheit" bezeichnet.

Das freudige, in Nord- und Süddeutschland erlebte Bewußtsein, daß dem tatsächlich so ist, kommt in den nachfolgenden Studien zum Ausdruck. Sie sind bestrebt, den anderen Nationen gerecht zu werden, leitend aber ist in ihnen der deutsche Gedanke.

Berlin-Lankwitz, im November 1910.

Der Verfasser.

*) Vom Kriege. I. Buch, 1. Kapitel.
**) Politik II.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Vom Westfälischen bis zum Utrechter Frieden. 1648 bis 1713 1

1. Der erste Nordische Krieg 1655 bis 1660 1

Die allgemeinen Verhältnisse nach dem Dreißigjährigen Kriege S. 1. — Der Kampf um die Ostseeherrschaft S. 2. — Schwedens Großmachtstellung war im Grunde unnatürlich. Sie konnte nur durch weitere Kriege aufrecht erhalten werden S. 3. — Beginn des ersten Nordischen Krieges 1655. — Wirtschaftliche Fragen waren schon damals von großer Bedeutung S. 4. — Deutschlands wirtschaftlicher Niedergang ist nicht erst durch den Dreißigjährigen Krieg hervorgerufen S. 5. — Verlauf und Ergebnis des ersten Nordischen Krieges S. 5. — Karl X. Gustav erzwingt den Frieden von Roeskilde S. 6. — Schwächen einer ausschließlichen Eroberungspolitik S. 7.

2. Die Kriege Ludwigs XIV. 8

Der Zustand Deutschlands begünstigt die ausgreifende Politik Ludwigs XIV. S. 8. — Österreichs schwierige Lage zwischen den Osmanen und Frankreich S. 9. — Erster und zweiter Eroberungskrieg Ludwigs XIV. S. 9. — Vergewaltigung Hollands S. 10. — Der Große Kurfürst S. 11. — Die Reunionen und der dritte Eroberungskrieg Ludwigs XIV. S. 12. — Seine Politik wird immer gewaltsamer S. 13. — Innere Verhältnisse Frankreichs unter Ludwig XIV., Einheit und Macht des Landes unter ihm S. 14. — Colbert S. 15. — Louvois und die Heeresorganisation S. 16. — Abneigung des Königs und Louvois' gegen die Schlachtentscheidung S. 17. — Verheerung der Pfalz S. 18. — Der König hat die Nation hinter sich. Er ist kein Eroberer im eigentlichen Sinne S. 19. — Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges. Finanzielle Schwäche Österreichs S. 20. — Prinz Eugen von Savoyen S. 21. — Marlborough; „Männer machen die Geschichte" S. 23. — Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges. Art der damaligen Kriegführung S. 24/25. — England gewinnt allmählich das Übergewicht zur See S. 27. — Für Frankreich stand die kontinentale Politik in erster Linie S. 29. — Beurteilung der Politik Ludwigs XIV. S. 29. — Überschätzung der Seegeltung bei Mahan S. 31.

Seite

II. Das 18. Jahrhundert 32

1. Vom Utrechter Frieden bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges 32

Politik und Kriegführung nach dem Utrechter Frieden S. 32. — England bringt sein Übergewicht zur See immer mehr zur Geltung S. 33. — Der Anfang des 18. Jahrhunderts ist eine Zeit der Erschöpfung. Die Kriege bleiben mehr lokalisiert S. 35. — Kennzeichnung der Kabinettskriege S. 36. — Die Entstehung des preußischen Militärstaates S. 37. — Friedrich Wilhelm I. S. 38. — Die preußische Kantonpflicht S. 39. — Die Pragmatische Sanktion erweist sich als wertlos S. 41. — Anfänge Friedrichs des Großen: Der Erste Schlesische Krieg S. 41. — Der König reift erst allmählich zum Politiker und Feldherrn großen Stils heran S. 43. — Gebundenheit der damaligen Kriegsweise S. 43. — Fortgang des Österreichischen Erbfolgekrieges S. 45. — Damaliger Zustand der französischen und der englischen Marine S. 46. — Beginn und Verlauf des Zweiten Schlesischen Krieges S. 47. — Nur sein Feldherrntum und seine Armee geben König Friedrich eine angesehene Stellung in Europa S. 49. — Er allein zieht wirklichen Gewinn aus dem Streit um die Österreichische Erbschaft S. 51.

2. Der Siebenjährige Krieg 51

Die Lage Preußens nach dem Zweiten Schlesischen Kriege, verglichen mit der heutigen Lage Deutschlands S. 51. — Unterschied zwischen damals und jetzt, wenn es gilt, mit dem Angriff zuvorzukommen S. 53. — Geist, in dem König Friedrich den Krieg führt S. 53. — Der Reichtum und die Fülle materieller Mittel sind im Kriege allein nicht ausschlaggebend S. 54. — Die festländischen Machtmittel der europäischen Staaten zu Beginn des Siebenjährigen Krieges S. 54. — König Friedrich als Bildner seines Heeres S. 57. — Verkommenheit der französischen Armee unter Ludwig XV. S. 59. — Die Finanzen unter dem ancien régime S. 61. — Die russische Armee des Siebenjährigen Krieges S. 63. — Beginn des Seekrieges zwischen England und Frankreich S. 64. — Menorca und Kanada S. 65. — Rückwirkung des englisch-französischen See- und Kolonialkrieges auf Europa. Beginn des Siebenjährigen Krieges S. 66. — König Friedrich in gefährdeter Lage S. 67. — Einfluß der Kriegsereignisse auf die Politik S. 69. — Die Kapitulation von Maxen und ihre Wirkung S. 71. — Fortsetzung und Ausgang des englisch-französischen Krieges S. 71. — Kennzeichnung der englischen Politik S. 73. — Die Marine war stets für England die Wehrmacht an sich S. 75. — Die Doppelrolle Frankreichs als Kontinental- und Seemacht darf nicht unterschätzt werden S. 75. — Fortgang und Ende des Siebenjährigen Krieges S. 76. — Innere Überlegenheit des Königs über die

Seite

Feldherren der Koalition S. 76. — Seine finanziellen Aushilfen während des Krieges S. 77. — Finanzielle Schwäche Österreichs S. 79.

3. Der Nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg 79

Allgemeine politische Lage nach dem Siebenjährigen Kriege. England ist zur Weltmacht geworden S. 79. — Seine Politik zeigt vielfache Schwächen S. 81. — Die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Kolonien 1776. — Frankreich und demnächst Spanien erklären England den Krieg S. 82. — Rückwirkung auswärtiger Kriege auf die inneren Verhältnisse der Staaten S. 83. — Verschiedenheit des Handelns im Land- und im Seekriege S. 85. — Beginn einer Weltpolitik S. 87.

4. Der Niedergang der Kriegskunst zu Ende des 18. Jahrhunderts 87

Der Bayerische Erbfolgekrieg 1778/79 S. 87. — Gründe für seinen entscheidungslosen Verlauf S. 89. — Der Krieg als bewaffnete Demonstration S. 91. — Fehlerhafte Anschauungen über Kriegführung zu Ausgang des 18. Jahrhunderts S. 93.

5. Die Kriege gegen die französische Revolution 95

Feldzug von 1792 S. 95. — Charakteristik des Herzogs von Braunschweig S. 97. — Die damalige Kriegführung der Verbündeten ist uns Heutigen unverständlich S. 99. — Lediglich Uneinigkeit der Verbündeten hat der Revolution den Sieg verschafft S. 101. — Die Finanzlage nötigt Frankreich, den Eroberungskrieg fortzusetzen S. 103. — Desorganisation der französischen Flotte S. 105. — Englische Seesiege. Nelson S. 107. — Der zweite Koalitionskrieg bis zum Eingreifen Napoleons S. 107. — Trostloser Zustand der französischen Armeen S. 109. — Suworow. Zerfall der zweiten Koalition S. 111.

III. Napoleon im Kampf um die Weltherrschaft 112

1. Vom 18. Brumaire bis Tilsit 112

Die Politik Napoleons als Konsul ist eine Fortsetzung derjenigen des Direktoriums S. 113. — Der Friedensschluß von Lunéville verheißt keine Dauer S. 115. — Der Friede von Amiens ist erst recht ein bloßer Waffenstillstand S. 117. — Wiederaufleben des Krieges S. 118. — Nervosität der englischen Nation S. 119. — Aussichten für Landungen einst und jetzt S. 121. — Trafalgar, Ulm und Austerlitz S. 123. — Der Zusammenbruch Preußens S. 124. — Verfehlte Friedenspolitik Preußens S. 125. — Selbsttäuschung eines philisterhaften Geschlechts S. 127. — Schiefe Stellung Preußens nach dem Schönbrunner Vertrage S. 129. — Napoleon hat 1806 keinen Krieg gegen Preußen gewollt S. 131. — Die Betonung des „Junkertums“ in der alten preußischen Armee ist will-

Seite

kürlich S. 132. — Washington wollte nur Gentlemen zu Offizieren haben S. 135. — Gefahr einer Überalterung des Offizierkorps S. 137. — Die Preußische Armee kann für den Zusammenbruch von 1806 allein nicht verantwortlich gemacht werden S. 139. — Notwendigkeit, für die Offensive stark zu sein S. 141.

2. Tilsit und die Kontinentalsperre 141

Preußens Lage nach dem Frieden von Tilsit S. 141. — Warnendes Beispiel des niedergeworfenen Preußens S. 143. — Anfänge der Kontinentalsperre. Sie bildet von jetzt ab den Angelpunkt der napoleonischen Politik S. 145. — Napoleon leitet in Tilsit eine Politik der Unmöglichkeiten ein S. 147. — England bemächtigt sich der dänischen Flotte S. 147. — Beurteilung des englischen Überfalls auf Kopenhagen S. 148. — Spanien S. 149. — Unsicherheit heimischer Verhältnisse beeinträchtigt kriegerische Leistungen S. 151. — Der Krieg gegen Österreich 1809 S. 152. — Sinkender Wert der französischen Truppen S. 153. — Fortgang des Handelskrieges gegen England. Handelspolitische Irrtümer Napoleons S. 155. — Eine gesunde Kriegspolitik wird auf Klagen von Handel und Industrie nicht hören S. 156. — Englands Bedeutung für die Befreiung Europas darf nicht übertrieben werden S. 157. — Umgehung der Kontinentalsperre, insbesondere in Preußen S. 159. — Napoleons Anstrengungen zur Neuschaffung einer Marine S. 160.

3. Die Befreiungskriege 161

Der Krieg von 1812. Gründe des Mißlingens für Napoleon S. 161. — Der Frühjahrsfeldzug 1813 S. 163. — Anfängliche Unklarheit in der Haltung Preußens S. 165. — Der Waffenstillstand S. 166. — Organisatorische und finanzielle Maßnahmen Napoleons S. 167. — Ungeheure Leistung Preußens S. 169. — Seine schwierige Finanzlage. Das Beispiel des verarmten Staates von damals ist auf unsere Zeit nur bedingt anwendbar S. 171. — Der Herbstfeldzug 1813. Verschiedenheit der politischen Ziele bei den Verbündeten S. 174. — Zusammenfallen des kriegerischen Ziels und des politischen Zwecks bei Blücher und Gneisenau S. 177. — Der Feldzug 1814. Zögerung der Verbündeten am Rhein Ende 1813 S. 178. — Veränderte Kriegsweise der Schlesischen Armee S. 181.

IV. Vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart 183

1. Vom zweiten Pariser Frieden bis zum Jahre 1864 183

Der Orientkrieg 1828/29 S. 183. — Die heilige Allianz war eine fehlerhafte Verquickung von Religion und Politik S. 183. — Die tatsächliche Macht Rußlands ist stets überschätzt worden S. 185. — Falsch angewandte Humanität Nikolaus I. S. 187. — Täuschungen wie sie Diebitsch 1829 gelangen, sind jetzt kaum möglich S. 189. —

Seite

Die Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1831. Rußland wird durch die Ereignisse überrascht S. 190. — Urteil Bismarcks über Nikolaus I. S. 192. — Der Krimkrieg S. 194. — Er ist bei den Verbündeten das Ergebnis einer ungesunden Politik S. 196. — Schwere Schädigung der russischen Staatsfinanzen durch den Krieg S. 199. — Der Krieg von 1859 in Italien S. 199. — Unzulänglichkeit der österreichischen Kriegsrüstung S. 201. — Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte S. 203. — Die Finanzlage nötigt Österreich zum Frieden S. 205. — Der Nordamerikanische Sezessionskrieg 1861 bis 1865 S. 206. — Er entspringt wirtschaftlichen Gegensätzen S. 207. — Einwirkung der nordstaatlichen Marine S. 209. — Eine dritte Macht zieht meist den Gewinn in einem Kriege zwischen zwei Welthandel treibenden Nationen S. 211. — Finanzen der Union S. 213. — Erschöpfung der Südstaaten S. 215.

2. Die Einigung Deutschlands 216

König Wilhelms I. Reorganisation der preußischen Armee S. 216. — Die allgemeine Wehrpflicht bestand 1859, ähnlich wie jetzt im Grunde nicht mehr S. 219. — Nicht Majoritäten, sondern Persönlichkeiten entscheiden in der Geschichte S. 221. — Schädlichkeit rein bureaukratischer Finanzwirtschaft S. 222. — Der Krieg 1864 gegen Dänemark S. 223. — Der deutsche Krieg von 1866 S. 226. — Moltke trifft infolge weisen Vorausdenkens keine politische Lage unvorbereitet S. 227. — Schwierigkeit für Moltke, sich 1866 den wechselnden politischen Strömungen anzupassen S. 229. — Bismarcks Beispiel zeigt, daß auch der größte Staatsmann, wenn er nicht Berufssoldat ist, in Fragen der Heerführung Laie bleibt S. 231. — Politische Erwägungen traten nach Königgrätz in den Vordergrund S. 233. — Militärische Fehler können sich auf politischem Gebiet schwer rächen S. 235. — Der deutsch-französische Krieg 1870/71 S. 236. — Bismarck über Moltke und den Generalstab S. 238. — Frankreichs unzureichende Kriegsbereitschaft S. 241. — Napoleons III. Politik war eine solche der kleinen Mittel S. 243. — Eigentümliche Auffassungen Bismarcks über Kriegführung. Sein Gegensatz zu Moltke in Versailles S. 245. — Gambetta S. 250. — Die französische Finanzwelt sticht 1870/71 vorteilhaft gegen die deutsche ab S. 253.

3. Vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart 255

Der russisch-türkische Krieg 1877/78 S. 255. — Streben Rußlands nach dem offenen Meere S. 257. — Rußland beginnt den Krieg wieder mit unzulänglichen Streitmitteln S. 258. — Es hat sich schon vor dem Kriege politisch gebunden S. 259. — Der russisch-japanische Krieg 1904/05 S. 260. — Günstige Finanzlage Rußlands vor und während des Krieges S. 260. — Japan hat hingegen mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen S. 263. — Die hohe Be-

Seite

deutung der Finanzkraft darf nicht dahin führen, den heutigen Krieg vom Standpunkt eines Großbetriebes zu betrachten S. 265. — Rußlands Rüstung im Fernen Osten entsprach nicht seinen Ansprüchen S. 267.

Rückblick und Ausblick 268

Grenzen der Wirksamkeit des Kapitals S. 269. — Hohe Bedeutung der Flotte S. 270. — Notwendigkeit unsere Wehrkraft zu steigern S. 271. — Milizarmeen sind völlig unzulänglich S. 273. — Eine führende Klasse in Staat und Heer ist unentbehrlich S. 275. — Die Staatsautorität muß wieder mehr betont werden S. 275. — Der Krieg ist ernst, aber nicht so schrecklich, wie er von den Pazifizisten hingestellt wird S. 278. — Ihre Lehren sind verwerflich und werden von der Geschichte widerlegt S. 280.

I. Vom Westfälischen bis zum Utrechter Frieden 1648 bis 1713.

1. Der erste Nordische Krieg. 1655 bis 1660.

Im Dreißigjährigen Kriege sind die stehenden Heere aufgekommen. Für die deutschen Territorien setzte der Reichstagsabschied von 1654 ausdrücklich fest, daß die Untertanen gehalten seien, ihren Fürsten die erforderlichen Geldmittel zur Erhaltung der für die Festungen des Landes nötigen Besatzungen zur Verfügung zu stellen. Hierdurch wurden die Landesherren nach dieser Richtung unabhängig von der Zustimmung der Stände. Da der Begriff der erforderlichen Besatzungsstärke dehnbar blieb, war die Möglichkeit gegeben, allmählich eine stehende Truppe zu schaffen. Der „miles perpetuus“ wurde zu einer gesetzmäßigen Einrichtung. Die Machtbefugnis der deutschen Fürsten stieg weiterhin durch die ihnen ausdrücklich bestätigte volle Souveränität und das ihnen zugestandene unbedingte Bündnisrecht unter sich und mit auswärtigen nichtdeutschen Staaten. „Aus dem Chaos des Dreißigjährigen Krieges erhob sich die vollendete Landeshoheit der deutschen Fürsten als das eigentlich siegreiche Prinzip.“*) Das Reich stellte nur noch einen sehr lockeren Staatenbund dar, dessen Grundlagen bereits stark erschüttert waren.

Die allgemeinen Verhältnisse nach dem Dreißigjährigen Kriege.

Die dauernd bei den Fahnen gehaltene, bewaffnete Macht war aber zunächst noch weit entfernt davon, „die geordnete, politische Kraft des Staates zu sein, die eben deshalb nur Macht sein und keinen eigenen Willen haben kann“.**) Die Soldateska hatte in den Wirrsalen des langen Krieges gelernt, sich als ein besonderer und bevorzugter Stand in der Welt zu betrachten. Sie sah mit Mißmut dem

*) Erdmannsdörffer, Deutsche Geschichte vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Großen. I.

**) Treitschke, Politik II.

Frieden entgegen, wo sie zum größten Teil abgedankt, und überall auf den sparsamsten Friedensfuß gesetzt werden würde,*) umsomehr als damals, zur Söldnerzeit, die Unterhaltung einer Armee fast zweimal so viel kostete, als jetzt. Dazu kam, daß die regelmäßigen Einnahmen des Landesherrn zu jener Zeit vorwaltender Naturalwirtschaft nur beschränkt waren. Weder der Kaiser noch ein Landesfürst war imstande, während des Dreißigjährigen Krieges eine Armee von 40 000 Mann auch nur auf ein Vierteljahr lediglich aus seinen regelmäßigen Einkünften zu unterhalten.**)

Der Friede, der durch die Verträge von Münster und Osnabrück besiegelt wurde, beendigte noch nicht überall in Deutschland den Krieg. Der Westen des Reichs hat noch Jahre hindurch unter den wilden Scharen des Herzogs von Lothringen zu leiden gehabt. Der fortgehende, im ganzen 24 Jahre umfassende Französisch-spanische Krieg, griff auf die westdeutschen Gebiete hinüber. Sie mußten den Unterhalt für fremdes Kriegsvolk liefern. Wenn auch der Pyrenäische Friede von 1659 vorläufig Besserung brachte, so fiel er doch durchaus zugunsten Frankreichs aus. Von der Fessel des Krieges in den Spanischen Niederlanden befreit, konnte es nunmehr machtvoll seinen Willen in Deutschland zur Geltung bringen, an dessen Westgrenzen zahlreiche Streitpunkte im Westfälischen Frieden unerledigt geblieben waren. Die nach Niederwerfung des frondierenden Adels gefestigte französische Monarchie gab alsbald den ihr im Elsaß gemachten Zugeständnissen die ihr genehme Auslegung, indem sie aus einem Schutzrecht ein Besitzrecht machte. Schon im Dezember 1647 hatte Kardinal Mazarin an Marschall Turenne geschrieben: „Sie werden das Elsaß als ein Land betrachten, das dem Könige ganz ebenso angehört, wie die Champagne".***)

Inzwischen aber war im Norden bereits eine neue Störung des allgemeinen Friedens eingetreten. Sie nahm ihren Ausgang von der anderen starken Militärmacht Europas, von Schweden.

Die Monarchie Gustav Adolfs hatte als Gewinn aus dem Dreißigjährigen Kriege wohl eine Vorschiebung seiner Grenzen nach den deutschen Küstenlanden an der Nord- und Ostsee davongetragen; in vollem Umfange das erstrebte „dominium maris baltici" zu ge-

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.
**) G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit III.
***) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

winnen, war ihr hingegen nicht gelungen. An der Weser behielt Schweden Verden und das Herzogtum Bremen, an der Ostsee Wismar, Vorpommern mit Rügen, das westliche Hinterpommern mit Stettin, dagegen fehlten Danzig, die ostpreußischen Küstenplätze und Kurland in der Kette schwedischer Besitzungen, die im übrigen bis nach Ingermanland hinauf die Ostsee umspannten. Dem jungen Fürsten aus dem deutschen Hause Pfalz-Zweibrücken, der im Jahre 1654 als Karl X. Gustav, den schwedischen Thron bestieg, war die Beendigung des großen deutschen Krieges, in dem er zuletzt als Generalissimus die schwedischen Armeen geleitet hatte, nicht minder unwillkommen gewesen, wie seinen Unterfeldherren. Er sah sich umsomehr veranlaßt, auch weiterhin nach kriegerischen Lorbeern zu trachten, als die künstliche Großmachtstellung Schwedens recht eigentlich im Kriege wurzelte. Die Zahl der deutschen Söldner im schwedischen Dienste hatte gegen Ende des Dreißigjährigen Krieges 50 000 Mann betragen, während die einheimischen schwedischen Truppen noch keine 20 000 zählten. Auch diese waren indessen mit den Mitteln des armen Landes nicht zu unterhalten, es mußte auf fremde Kosten geschehen, und das war nur durch einen neuen Krieg möglich. „Die schwedische Armee gehörte zu dem schwedischen Großstaat, aber auf seinem eigenen Boden konnte dieser, ein doch unnatürlich aufgebauschtes Staatsgebilde, sie auf die Dauer nicht ertragen".*) Ein schwedischer Staatsmann äußerte 1652: „Andere Staaten fangen Krieg an, weil sie reich sind, Schweden, weil es arm ist". Eine noch weitergehende Verminderung der Armee hätte einen Bruch mit den großen Traditionen der letzten Menschenalter bedeutet, wäre einem Verzicht auf die Großmachtstellung des Landes gleichgekommen.

Beginn des ersten Nordischen Krieges 1655.

Aus diesen Verhältnissen heraus, nicht lediglich aus unbändiger Kriegslust des schwedischen Herrschers, entstand der Krieg gegen Polen. Er bietet für uns insofern besonderes Interesse, als in ihm Brandenburg-Preußen zuerst in die große Politik eintritt. Anfänglich gegen Schweden, dann an dessen Seite und im weiteren Verlauf des Krieges an der Spitze einer gegen Schweden gerichteten Koalition, erringt sich der Große Kurfürst die volle Souveränität seines Herzogtums Preußen. Die Natur des Brandenburgischen Staates brachte es mit sich, daß er durch die Lage seiner weit zerteilten Landschaften in alle

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

Wirren im Westen wie im Osten und Norden Deutschlands hineingezogen wurde. In dieser Gestaltung seines Gebiets lag für einen weitsehenden, tatkräftigen Fürsten die Aufforderung zur Schaffung einer starken militärischen Macht. Auf diese gestützt, errang der Kurfürst dann seinem Staate eine Bedeutung, die weit über diejenige der übrigen deutschen Territorialfürsten hinausging. Schon in den Nordischen Krieg trat er mit einer wohl disziplinierten Armee von 15 000 bis 18 000 Mann ein.

Auch abgesehen von der Souveränität des Herzogtums Preußen standen in diesem schwedisch-polnischen Kriege für den Kurfürsten schwerwiegende Interessen auf dem Spiele. Da er einen wesentlichen Anteil an der Ostseeküste besaß, wurde er in alle Streitigkeiten, die um die Herrschaft auf dem Baltischen Meere entbrannten, verwickelt. Sie standen damals im Vordergrunde europäischer Politik, ähnlich wie später die Herrschaft auf der Nordsee und im Kanal, dann auf dem Atlantischen Ozean und im Mittelmeere und schließlich im Indischen und Großen Ozean, nachdem sich das Streben nach örtlicher Seegeltung zu einem solchen nach Weltgeltung ausgewachsen hatte. Schon damals waren wirtschaftliche Fragen, die heute die Hauptreibungsflächen zwischen den Staaten bilden, von großer Bedeutung. Die Ohnmacht Deutschlands offenbarte sich in der Unfähigkeit, auf diesem Gebiete seine berechtigten Ansprüche durchzusetzen, infolge mangelnder Seegeltung fast noch schlagender als in seiner schlechten Rüstung zu Lande. Die deutschen Ströme waren „fremder Nationen Gefangene", die Ostsee gehörte den Schweden, Dänen, Holländern und Engländern. Der deutsche Seehandel war von dem guten Willen der Fremden abhängig.

Der wirtschaftliche Niedergang Deutschlands ist nicht ausschließlich eine Folge des Dreißigjährigen Krieges. Neuerdings ist der überzeugende Nachweis geführt,*) daß, wenn der Krieg unzweifelhaft Not und Verwüstung über weite Strecken Deutschlands in erschreckender Weise verbreitet hat, seine schädigende Wirkung doch bisher allgemein sehr überschätzt worden ist. Der Krieg griff in eine Epoche des Niederganges ein, die nur in ihm und durch ihn den tiefsten Stand erreichte. Die Auffassung Schmollers erscheine danach be-

*) Professor Robert Hoeniger, „Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Kultur". Pr. Jahrbücher 138. Band, 3. Heft 1909.

rechtigt, daß es nicht in erster Linie der Verlust an Menschen und Kapital gewesen sei, der Deutschland um ein bis zwei Jahrhunderte gegenüber den Westmächten zurückbrachte; auch nicht die Verlegung der Welthandelsstraße vom Mittelmeer nach dem Ozean, sondern die mangelnde, volkswirtschaftlich-staatliche Organisation, die fehlende Zusammenfassung der Kräfte. Es erhellt das in der Tat ohne weiteres, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eben zu jener Zeit Colberts großartiges Wirken einsetzte,*) das die industriellen und kommerziellen Interessen der französischen Nation im höchsten Maße förderte, daß England und Holland zielbewußt darauf ausgingen, die Gunst der durch Deutschlands Niedergang geschaffenen Lage sich nutzbar zu machen. So sind denn auch die Machtfragen im Ostseegebiet zum Teil solche handelspolitischer Natur. Der Einfluß der Holländer und Engländer, denen das Erbe der Hansa zugefallen war, machte sich auch im Kriege den herrschenden, politischen Gewalten gegenüber geltend. Anderseits ließ sich auch Schweden von Gründen der Finanz- und Zollpolitik leiten. Jeder neu gewonnene Hafenplatz und jede Strommündung, über die es gebot, lieferten ihm die Herrschaft über Ein- und Ausfuhr eines weiten Hinterlandes in die Hand. Eben hier war es, wo Karl Gustav auf den Widerstand zweier Gegner stieß, deren Einwirkung er bei seinem Angriff auf das ohnmächtige Polen nicht genugsam in Rechnung gezogen hatte: auf den Kurfürsten von Brandenburg, der gesonnen war, auf alle Fälle seine Unabhängigkeit zu wahren und sein Recht auf die Seeküste sich nicht nur nicht schmälern zu lassen, es vielmehr zu erweitern, und ferner auf Rußland, jene große Landmasse, die langsam, aber unwiderstehlich der Ostseeküste zudrängte.

Verlauf und Ergebnis des ersten Nordischen Krieges.

Das in Parteien gespaltene Polen war wehrlos dem Andringen des Schwedenkönigs preisgegeben. Nichts schien seinen Siegeslauf hemmen zu können. Dann aber erfolgte ein Rückschlag. Der Vorstoß tief in das Land hinein blieb für Karl Gustav ohne dauernden Erfolg. Dazu kam, daß Rußland einen Angriff auf Livland unternahm. Nur mit Mühe gelang es den Schweden, Riga zu behaupten. Auch der Sieg von Warschau, den im Juli 1656 18 000 Schweden und Brandenburger nach dreitägigem Ringen gegen das vierfach überlegene, ungeschulte Polenheer erfochten, so glänzend er

*) S. 15.

war, erzielte keine bleibende Wirkung. Neue Schwierigkeiten erwuchsen durch das Eingreifen Hollands, das durch Absendung einer Flotte von 48 Kriegsschiffen die Aufhebung der bereits eingeleiteten Belagerung von Danzig und einen Vertrag erzwang, der ihm bestimmte Bürgschaften gegen die Ausschreitungen der schwedischen Zollpolitik in den Ostseehäfen gewährte. Die Lage verschärfte sich für Karl Gustav, als im Frühjahr 1657 der Kaiser sich für Polen erklärte und Truppen in dessen Gebiet einrücken ließ. Schwerer noch traf den König, daß Dänemark sich seinen Feinden zugesellte. Die dänische Flotte lief aus und gefährdete die Verbindung mit Schweden, dänische Truppen fielen von Holstein her in das Herzogtum Bremen ein, weitere von Schonen und Norwegen aus in Schweden.

Karl Gustav war ganz auf sich allein angewiesen, aber sein kriegerischer Mut ließ ihn auch inmitten dieser von allen Seiten auf ihn einstürmenden Gefahren nicht verzagen. Ende Juli erhielt er in Polen die Nachricht, daß Dänemark die Feindseligkeiten begonnen habe. Einen Monat später stand er bereits an der Elbe. Im November war er Herr der ganzen jütischen Halbinsel, im Februar 1658 ging er über das Eis des kleinen Belts nach Fünen und weiter auf der gefrorenen Ostsee über Falster nach Seeland über. Durch Überraschung erzwang er, wiewohl er nur über 5000 Mann gebot, den Frieden von Roeskilde, der Dänemark in nahezu völlige Abhängigkeit von Schweden brachte. „Wie vorher Polen, so rannte der ungestüme schwedische Eroberer jetzt Dänemark im Sturmlauf zu Boden, ohne daß auch nur ein Schwert aus der Scheide gezogen wurde, dem Hartbedrängten beizustehen; die Politik der entschlossenen Tat war nur bei den Fahnen jenes unwiderstehlichen Kriegsmannes, der fort und fort um neue Bundesgenossen warb und zugleich durch immer neue Erfolge zeigte, daß er ihrer kaum zu bedürfen schien. Hier wurde gehandelt, auf der anderen Seite verhandelte man . . . . . Der Eindruck des Roeskilder Friedens war ein außerordentlich gewaltiger. Soeben noch hatte man Karl Gustav von tausend Schwierigkeiten bedrängt, in der peinlichsten Lage festgerannt geglaubt, jetzt stand er, mit den glänzenden Bedingungen des erkämpften Friedens in der Hand, wieder in dem vollen Glanze der Unüberwindlichkeit vor den Augen Europas da.“*)

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

Auch dieser Erfolg sollte indessen nicht von Dauer sein. Ein neuer Zwist mit Dänemark, der alsbald ausbrach, fand dieses auf den Angriff besser gefaßt. Karl Gustav scheiterte vor den Wällen der dänischen Hauptstadt, der ein holländisches Geschwader zu Hilfe kam, während der Große Kurfürst an der Spitze einer aus brandenburgischen, kaiserlichen und polnischen Truppen bestehenden Armee das dänische Festland von den Schweden säuberte. Allein der Mangel einer deutschen Flotte hinderte daran, Karl Gustav auf Seeland einen vernichtenden Schlag zu versetzen. Der Kriegsschauplatz wurde daher von den Verbündeten nach Pommern verlegt und Stettin belagert. Erst als die holländische Flotte sich herbeiließ, 10 000 Mann der Verbündeten nach Fünen überzusetzen, gelang es, wenigstens diese Insel den Schweden zu entreißen. „Dieser Nordische Krieg war begonnen worden mit weithin leuchtenden kriegerischen Taten; Entscheidendes wurde durch sie doch nicht erreicht; es stellte sich ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte heraus, welches die Dinge nicht zum Abschluß kommen ließ. Nicht durch kriegerische Erfolge, sondern durch diplomatische Einwirkungen wurde das Ende herbeigeführt".*) So waren denn die Friedensschlüsse von Oliva und Kopenhagen, die den Krieg beendeten, bereits vorbereitet, als im Februar 1660 König Karl Gustav noch nicht 38 Jahre alt starb. Trotz aller Erschütterungen, die der Krieg gebracht hatte, waren die Veränderungen innerhalb des Ostseegebiets, die er im Gefolge hatte, nicht erheblich, nur die schwedischen Ansprüche waren zurückgewiesen worden.

Diese Ansprüche hatten in keinem Verhältnis gestanden zur wirklichen Macht des Staates. Allein auf die Spitze des Schwertes gestellt, vermochten sie sich nicht durchzusetzen. Auch dieser ungestüme Kriegsfürst konnte durch seinen Wagemut das gekünstelte, das die schwedische Großmachtstellung in sich barg, nicht ausgleichen. Seine Kriegszüge waren im Grunde nur Raids im großen Stile. Ihnen haftete die Schwäche jeder ausschließlichen Erobererpolitik an. Solche vermag glänzende Augenblickserfolge zu erringen, wird dann aber immer auf den Widerstand der realen, wenn auch nur latenten Machtfaktoren stoßen. Sind die Umstände der Eroberung nicht ausnahmsweise günstig und erweisen sich ihr dienstbar, so wird auch ein glänzendes kriegerisches Talent, wie das Karls X. Gustav, Nachhaltiges

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

nicht vollbringen können. In seinem Regentenleben zeigt sich vielmehr, daß staatsmännisches Erkennen und kriegerisches Können sich ergänzen müssen, wenn dauernder Erfolg kriegerische Unternehmungen krönen soll.

2. Die Kriege Ludwigs XIV.

Der Zustand Deutschlands begünstigt die ausgreifende Politik Ludwigs XIV.

Dieser erste Nordische Krieg mit seinen weitausholenden Streifzügen erinnert noch sehr an den Dreißigjährigen Krieg. Anders geartet sind bereits die Kriege in Westeuropa in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Hier tritt uns unter Ludwig XIV. zuerst die auf eine wohlorganisierte Kriegsmacht gestützte Politik eines neueren Großstaats entgegen. Sie zeigt sich, in der Einheit ihres Wollens planmäßig fortschreitend, dem zersplitterten Deutschland gegenüber noch weit gefährlicher, als die schwedische Ausbeutungspolitik im Norden.

Im Reiche trieben zu jener Zeit alle Fürsten Politik, mit Vorliebe auswärtige; auch solche Fürsten betätigten sich in ihr, die nicht wie Brandenburg, die braunschweigischen Herzöge oder Bayern durch eine ansehnliche stehende Kriegsmacht von fremden Mächten begehrte Bundesgenossen waren. Dieses vielgeschmähte Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Kriege war gleichwohl nicht arm an den verschiedensten, z. T. sehr weitgehenden Bestrebungen, wie sie erst in neuester Zeit in Deutschland verwirklicht worden sind. So finden sich Ansätze zu überseeischen Handelsunternehmungen und koloniale Regungen selbst im deutschen Binnenlande. Hierher gehörten auch die Afrikanische Handelskompagnie und die Gründung der brandenburgischen Flotte unter dem Großen Kurfürsten. Sie stellt in Anbetracht der vielen entgegenstehenden Schwierigkeiten eine ansehnliche Leistung dar. Der wirkliche Gewinn entsprach jedoch den gebrachten Opfern nicht. Dieser Schöpfung des weitblickenden Fürsten selbständige Lebenskraft zu geben, gelang bei der Ungunst der damaligen Verhältnisse nicht. Uns Heutigen erscheint es wie eine Verheißung einstiger deutscher Seegeltung, daß zu jener Zeit die brandenburgische Flagge bereits auf dem Weltmeer geweht hat. Damals aber waren für den brandenburgisch-preußischen Staat andere Aufgaben dringender. Es ist verständlich, daß König Friedrich Wilhelm I. „dieses Commercien-Wesen" als eine „Chimere" ansah.

Die einzige Macht im Reiche, die Ludwig XIV. mit Erfolg hätte begegnen können, war Österreich. Dieses aber war damals eigentlich

erst im Begriff unter langwierigen, schweren Türkenkriegen durch Gewinnung Ungarns zu einer wirklichen Großmacht mit einem Achtung gebietenden Heere zu erstarken. Bis zur Wende des 17. und 18. Jahrhunderts sind es immer nur Bruchteile seiner Kriegsmacht gewesen, die für den Schutz der westlichen Reichsgrenzen in Betracht kamen. Die Schwierigkeit dieser Doppelstellung der habsburgischen Monarchie zwischen der Angriffspolitik des Allerchristlichsten Königs im Westen und dem Ansturm der Osmanen im Osten ist nicht immer genügend gewürdigt worden. Es wird für immer eine Großtat Österreichs bleiben, die Südostmarken Deutschlands für die europäische Kultur gerettet zu haben. Die ganze Größe dieser Leistung erhellt, wenn man bedenkt, daß nach Schmoller*) die Türkenkriege von 1683 bis 1740 den Kaiserstaat nicht weniger als 486 Millionen Gulden (1 Milliarde Mark, nach heutigem Geldwert etwa 5 Milliarden Mark) gekostet haben. Im Innern hat es der Monarchie allerdings an der Rührigkeit gefehlt, mit der zu jener Zeit in Brandenburg-Preußen die wirtschaftliche Kraft des Landes gehoben wurde. Diese reichen südostdeutschen Gebiete hätten sonst der auswärtigen Politik des Staates weit größeren Rückhalt zu geben vermocht.

Erster und zweiter Eroberungskrieg Ludwigs XIV.

Den englisch-niederländischen Krieg von 1665 bis 1667**) benutzte Ludwig XIV., da ihm ein mit Holland bestehendes Bündnis willkommenen Vorwand zu Rüstungen gegeben hatte, um in die spanischen Niederlande einzubrechen, auf die er Ansprüche erhob. Die Verträge von St. Germain und Aachen, die 1668 diese Streitigkeiten beendeten, brachten dem Könige einen Zuwachs in Gestalt von 12 flandrischen und hennegauischen Städten mit den zugehörigen Gebietsteilen. Sein bewaffnetes Eingreifen hatte bewirkt, daß die bisherigen Gegner, England und Holland, sich alsbald vertrugen. Mit Schweden bildeten sie einen Dreibund zu dem ausgesprochenen Zweck, die spanische Herrschaft in Flandern und Brabant zu sichern. Ludwig XIV., der sich in seinen Absichten auf diese Provinzen durch Holland gehindert sah, begann 1672 einen zweiten, diesmal gegen Holland gerichteten Eroberungskrieg im Bunde mit England***) und Schweden, die er für sich gewonnen hatte. Vorher überwältigte er noch mitten im Frieden den mit Holland verbündeten

*) Skizze einer Finanzgeschichte von Frankreich, Österreich, England und Preußen. Leipzig 1909.

**) S. 27.

***) S. 10.

Herzog von Lothringen. Der Einfall in die Niederlande erfolgte alsdann im April 1672 mit zwei Armeen von zusammen 120 000 Mann, durch das Gebiet von Köln und Münster, deren Kirchenfürsten im Bunde mit Frankreich waren.

Mit großem diplomatischem Geschick hatte der König die Generalstaaten lange Zeit hindurch in Sicherheit gewiegt und sie völlig vereinzelt. Sie waren für einen Landkrieg in keiner Weise gerüstet, hatten vielmehr nach dem Aachener Frieden eine starke Verminderung ihrer Armee eintreten lassen. Sie zählte 1671 nur 37 000 Mann, und erst, als die Angriffsabsichten Ludwigs XIV. nicht mehr zweifelhaft waren, wurde sie auf 52 000 Mann erhöht, wiewohl der Ratspensionär de Witt die doppelte Stärke für die Sicherheit des Landes als erforderlich erklärte. Bereits im Oktober 1670 hatte er geschrieben: „Die Vermehrung der Armee und der Flotte würde nicht nur dem Staate zur Ehre gereichen, sondern das wirksamste Mittel bilden, einen neuen Krieg zu verhindern". Solche Anschauungen vermochten sich aber inmitten des Haders zwischen der oranischen Partei und ihren Gegnern, den großen Kaufherren mit ihrer kurzsichtigen Krämerpolitik nicht durchzusetzen. Und doch wäre gerade diesem Staatswesen mit seiner großen Kapitalkraft die Unterhaltung einer ansehnlichen Wehrmacht leicht gefallen. Standen doch die Aktien der Ostindischen Kompagnie auf 470 und brachten über 50 vom Hundert Reingewinn.

Holland wurde dadurch gerettet, daß die Franzosen starke Kräfte vor den Festungen zurückließen und die gewonnenen Plätze durch Besatzungen sicherten, statt versammelt nach Amsterdam vorzustoßen. Die Niederländer kamen zur Besinnung. Indem sie die Deiche durchstachen und das Land weithin überschwemmten, schützten sie wirksam ihre Seestädte. Die oranische Partei gewann die Oberhand. Sie brachte dem jungen Wilhelm III. die Statthalterwürde seines Hauses und damit zugleich dem Lande die einheitliche und kraftvolle militärische Leitung zurück. Zur See behauptete die holländische Flotte dank dem Geschick de Ruyters die Überlegenheit gegen die englisch-französischen Geschwader, so daß 1674 England zum Frieden bewogen wurde.

Zu Lande hatte sich alsbald der Widerstand der Neutralen gegen die Übergriffe des Königs von Frankreich geregt. In richtiger Würdigung der Lage war als erster der Große Kurfürst auf dem Plan,

auch als einziger der Reichsfürsten in der Lage, seine stets bereite Armee in die Wagschale zu werfen. Mit 20 000 Mann kam er den bedrohten Niederlanden zu Hilfe, sah sich aber, weil nur matt von den Kaiserlichen unterstützt, durch eine französische Besetzung seiner Cleveschen Lande bewogen, 1673 den Frieden von Vossem mit Frankreich einzugehen. Der allgemeine Krieg gegen Frankreich, in den nach und nach das Reich und Spanien eingriffen, zwang jedoch alsbald auch dem Kurfürsten die Waffen wieder in die Hand. 1674 erschien er mit 20 000 Mann im Elsaß, um am Reichskriege teilzunehmen. Frankreich, das den Feind überall an seinen Grenzen sah, behauptete sich mit Erfolg. Den vielfach auseinandergehenden Interessen der Koalition gegenüber brachte es die Macht des einheitlichen Willens seines Herrschers zur Geltung, und Vollstrecker dieses Willens im Felde waren keine geringeren als Condé und Turenne. Zwar behauptete sich Wilhelm von Oranien in den Niederlanden Condé gegenüber, aber Turenne drang siegreich auf dem rechten Rheinufer bis an den Neckar vor, nachdem er vorher die Pfalz verwüstet hatte. Auch im Elsaß behielt er den Verbündeten gegenüber die Oberhand. Nach dem unglücklichen Treffen bei Türkheim sah sich das deutsche Heer genötigt, auf dem rechten Rheinufer Winterquartiere zu beziehen. Diesen Erfolg am Oberrhein wußte dann Ludwig XIV. dadurch zu vervollständigen, daß er durch Zahlung von Subsidien die Schweden zu einem Einfall in die Mark Brandenburg bewog und sich so von einem Gegner befreite, von dem ein Jahr zuvor der französische Gesandte in Berlin geschrieben hatte: „Wenn der Brandenburger nur drei Monate lang für die Sache des Königs auftreten wollte, so würde dies das Antlitz der deutschen Angelegenheiten sofort völlig verwandeln."*)

Aus den Winterquartieren des rechten Rheinufers ist dann Kurfürst Friedrich Wilhelm gegen die Schweden zu jenem wunderbaren Siegeszuge von Fehrbellin aufgebrochen, an den sich die Eroberung von ganz Pommern und Rügen, und als letzter Waffengang des schon bejahrten Fürsten der Winterfeldzug in Preußen mit der denkwürdigen Verfolgung über das Eis der Haffe anschlossen. Deutschland sah seine schwedischen Bedrücker aus dem Dreißigjährigen Kriege überall

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

auf der Flucht vor einem deutschen Fürsten, den es nach Fehrbellin zuerst mit dem Beinamen des Großen ehrte. Was der entfesselte, allein dem scharfen Griffe seiner Fänge vertrauende, brandenburgische Adler vermochte, das hatte er hier gezeigt, wenn der Kurfürst auch, von allen Verbündeten im Stich gelassen, im Friedensschluß von St. Germain en Laye das Errungene wieder fahren lassen mußte.

Der Krieg am Oberrhein war nach Turennes Tod bei Saßbach im Jahre 1675 ohne große Entscheidungen verlaufen und in den spanischen Niederlanden mehr und mehr in einen Kampf um die Festungen übergegangen. Ludwig XIV. wurde nicht zum wenigsten dadurch zur Nachgiebigkeit bewogen, daß England auf die Seite der Niederlande übertrat. In den Friedensverhandlungen von Nymwegen 1678 und 1679 gelang es der französischen Diplomatie, die Gegner zu trennen. Der Besitzstand an den französisch-niederländischen Grenzen wurde nur wenig geändert, dagegen trat Spanien die Franche-Comté endgültig an Frankreich ab, dem außerdem zehn elsässische Reichsstädte und Freiburg im Breisgau überlassen wurden.

Die Reunionen und der dritte Eroberungskrieg Ludwigs XIV.

„Bald sollte sich zeigen, daß das Hauptgewicht des Nymwegener Friedens nicht in dem lag, was durch ihn festgestellt wurde, sondern in dem, was nach ihm auf den Wegen herrischer, nichts scheuender Usurpation möglich war".*) Erbittert über die Wiener Politik war Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg jetzt eine Stütze des französischen Einflusses im Reich geworden. Französische Subsidien halfen ihm, auch im Frieden eine Armee von 30 000 Mann zu unterhalten. Erst die Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 und die Hugenottenverfolgung haben den Kurfürsten dem französischen Bündnis wieder entfremdet. Da ferner Kursachsen und Bayern ebenfalls zur französischen Partei hielten, erhob sich nirgends ein entschiedener Widerspruch, als Ludwig XIV. dazu schritt, die Ansprüche zu verwirklichen, zu denen ihm eine willkürliche Auslegung des Westfälischen Friedens**) die Handhabe bot. In Metz und Breisach eingesetzte sogenannte Reunionskammern hatten diese Ansprüche zu formulieren. Hintereinander wurden von 1680 ab das Elsaß mit Straßburg, Teile von Luxemburg und Casale in Oberitalien besetzt. Die ungeheure Türkengefahr, von der sich Österreich bedroht sah, ließ es dahin kommen,

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. I.

**) S. 2.

daß der größte Teil der Reunionen von Kaiser und Reich auf 20 Jahre anerkannt wurde. Diese Übergriffe Frankreichs, diese unblutigen Eroberungen unter steter Gefährdung der schwachen Nachbarländer, lassen den Wert einer dauernden starken Kriegsrüstung deutlich hervortreten. Der bewaffnete Friede, über den heute so vielfach geklagt wird, erscheint im Vergleich dazu wie eine Wohltat, als der natürliche Zustand.

Allmählich begann indessen der Widerstand gegen Frankreich zu erstarken. Eine europäische Koalition war in der Bildung begriffen. Die stetigen Erfolge der kaiserlichen Heere gegen die Türken ließen Ludwig XIV. befürchten, daß die Waffen eines erstarkten Österreichs mit der Zeit ihm gefährlich werden könnten. Als er mit seinen Forderungen auf förmliche Anerkennung der Reunionen und mit Ansprüchen auf Teile der Pfalz nicht durchdrang, begann er im Herbst 1688 einen dritten Eroberungskrieg. Französische Armeen drangen in die Rheinlande und in Süddeutschland ein. Mutwillig beschwor der König abermals einen Krieg von neunjähriger Dauer herauf, für den er im Grunde weder finanziell noch militärisch gerüstet war. Durch den Schrecken seiner Waffen hoffte er in einem kurzen Kriege seine Forderungen durchsetzen zu können, sein Angriff aber rief alsbald eine feindliche Koalition unter die Waffen. Die Thronumwälzung in England, die dahin führte, daß Wilhelm III. von Oranien die Machtmittel Englands mit denjenigen Hollands in seiner Hand vereinigte, gab den deutschen Gegnern Frankreichs starken Rückhalt. Der Kaiser beschloß, den Krieg gegen die Osmanen fortzusetzen und gleichzeitig den gegen Frankreich aufzunehmen. Es ist tatsächlich gelungen, den Türkenkrieg mit Erfolg fortzuführen, aber eine Schwächung der Kraft Österreichs im Westen war unausbleiblich. Wohl mußten die Franzosen die deutschen Gebiete am Rhein preisgeben, aber den Krieg auf altfranzösischen Boden zu tragen glückte nicht, und der Rückzug der Franzosen aus der Pfalz brachte diesem alten, blühenden Kulturlande eine planmäßige Verwüstung. Als Ödland sollte es Frankreich Grenzschutz gewähren. Auf dem Hauptkriegsschauplatze in den Niederlanden behaupteten die Franzosen unter dem Marschall von Luxemburg die Oberhand, nicht minder in Oberitalien gegen den Herzog von Savoyen. Der Friede von Ryswyk, der 1697 diesen Krieg beendete, wurde herbeigeführt einerseits durch mancherlei Gegensätze innerhalb der Koalition und anderseits durch die sich nun doch all-

mählich geltend machende Abnahme der Kräfte Frankreichs. Im ganzen wurde alles auf den Stand vom Nymwegener Frieden zurückgeführt. Ludwig XIV. verzichtete auf Freiburg, und die meisten vollzogenen Reunionen kamen wieder an Deutschland, auch Lothringen wurde seinem rechtmäßigen Herzog zurückgegeben, dafür blieb Straßburg im französischen Besitz.

Innere Verhältnisse Frankreichs unter Ludwig XIV.

Der Friede von Ryswyk bildet den Ausdruck für den beginnenden Niedergang der Monarchie Ludwigs XIV. Den Grund zum Aufstieg zu ihrer stolzen Höhe hatten Richelieu und Mazarin gelegt. Ludwig XIV., der glänzendste Repräsentant der absoluten Monarchie, hatte den Boden durch die beiden Minister-Kardinäle wohl vorbereitet gefunden. Im „Sonnenkönige" verkörperte sich die Einheit der französischen Nation, und eben diese Einheit gab ihr das Übergewicht in Europa. „Der König betrachtete sich als den Herrn von allem, doch als solchen, dessen Pflicht vornehmlich darin liege, die allgemeinen Interessen zu wahren."*) In diesem Sinne hatte der König ganz Frankreich hinter sich, auch in seiner Eroberungspolitik. „Es ist zu Zeiten schwer zu entscheiden, wer hierbei den Anstoß gab, das französische Volk oder der König, so zur Zeit der Reunionen. Zu keiner Zeit ist der Kriegsminister Louvois so populär gewesen, sind seine Maßnahmen so sehr von der Allgemeinheit gebilligt worden, wie damals."**) Die Auffassung des Königtums, wie sie Ludwig XIV. beseelte, mußte freilich zu einem übertriebenen Selbstgefühl ausarten. Es kennzeichnet sich durch den Prunk, mit dem er die Krone zu umgeben für nötig fand und in der Verblendung, mit der er in den dritten Eroberungskrieg hineintrieb, wie überhaupt in der frivolen, gewalttätigen Art seiner äußeren und inneren Politik. „Frankreichs innere wie äußere Politik ward unter Ludwig XIV. ausschließlich Politik des Königs. Er erntete allen Ruhm ihrer Erfolge; auf ihn allein fällt auch die Verantwortung für das Verderben, das aus ihr emporwuchs. Es ist bekannt, daß unter Ludwig XIV. die Verwaltung des französischen Staatswesens zu einer technischen Vollendung gelangte, die weder Richelieu noch Mazarin erreicht hatte. Auf allen Gebieten des damaligen Staatslebens wurde glänzendes geleistet; es gab kaum eines, auf dem Frankreich, soweit Eingreifen des Staates

*) Ranke, Französische Geschichte.
**) Rousset, Histoire de Louvois. III.

in Frage kam, nicht alle andern Länder überflügelt hätte. Frankreichs Diplomaten, seine Heerführer und Seehelden, seine Finanzmänner und Wirtschaftspolitiker wurden nirgends übertroffen, selten erreicht . . . . Und es ist keine Frage, daß der König selbst ihrer aller geistiges Haupt war, daß er nicht nur verstand, sie zu dulden, sondern auch ihnen zu befehlen, ihre überlegene Sachkenntnis seinem Wollen unterzuordnen. Speziell die Diplomatie seines Staates hat er persönlich mit einer Kunst geleitet, die von nichts als von ihrer Gewissenlosigkeit übertroffen ward."*) Solche Gewissenlosigkeit haben Zeitgenossen wie Nachlebende auch darin finden wollen, daß der „Allerchristlichste König" sich nicht scheute, die Türken fortgesetzt gegen Österreich aufzuhetzen, und zweifellos lag darin eine Unterstützung von zu jener Zeit noch unkultivierten Barbaren gegen die europäische Kultur. Immerhin gibt in der auswärtigen Politik stets das eigene Interesse den Ausschlag. Diese Bundesgenossenschaft mit den Ungläubigen erscheint daher auch nur deshalb ruchlos, weil Ludwig XIV. sich dauernd in der Rolle des Angreifers befand, während wir es Friedrich dem Großen nicht verübeln, wenn er während des Siebenjährigen Krieges, auf die Verteidigung beschränkt und in höchster Bedrängnis, sich ebenfalls um die Bundesgenossenschaft des Halbmondes bewirbt.**)

Die hohe finanzielle Leistungsfähigkeit Frankreichs war dem staatsmännischen Geschick Colberts zu danken. Dieser umfassende Geist wußte mit unermüdlicher Tatkraft Handel und Industrie in bis dahin ungekannter Weise zu heben. Frankreichs Handel wurde vom holländischen Zwischenhandel befreit, zahlreiche überseeische Handelskompagnien entstanden. Eine ansehnliche Kriegsmarine, gleichfalls eine Schöpfung Colberts, brachte die französische Flagge auf dem Ozean zu anerkannter Geltung. Bis zu seinem 1683 erfolgten Tode hat

*) Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit. I.

**) Die religiösen Bedenken, die ehedem solche Bündnisse nicht immer guthießen, bestehen zu unserer Zeit nicht mehr. Wer will daher England tadeln, daß es mit der aufstrebenden Großmacht des Fernen Ostens ein Bündnis eingegangen ist und über die Rassenfrage hinweggesehen hat, zumal da es sich im Gegensatz zu den Türken des 17. und 18. Jahrhunderts um eine Nation handelt, die sich der europäischen Zivilisation zugewandt hatte. Ob das einem augenblicklichen Bedürfnis entsprungene Bündnis mit Japan auf die Dauer dem Interesse Englands entspricht, kann hier füglich unerörtert bleiben.

Colbert es verstanden, den Bedürfnissen der Staatskasse gerecht zu werden unter stets wachsenden Schwierigkeiten, wie sie bei den langwierigen Kriegen unausbleiblich waren. Um die allein für den zweiten Eroberungskrieg vom Könige jährlich geforderten 60 Millionen herbeizuschaffen, und es dahin zu bringen, daß von 1670 bis 1679 das Staatsbudget von 77 auf 131 Millionen ansteigen konnte, bedurfte es freilich schon bedenklicher Mittel. Einführung neuer Taxen und Zölle, Schaffung neuer, käuflicher Ämter mußten aushelfen. Der Zinsfuß, zu dem Anleihen aufgenommen werden konnten, stieg zeitweilig auf 8½ vom Hundert. Neben der Erhaltung der Armee verschlangen auch die Festungsbauten ungeheure Summen. Die Drangsale, denen bereits vor der endgültigen Aufhebung des Edikts von Nantes, dieser „unsinnigen Maßnahme",*) die Hugenotten unterworfen wurden, schädigten endlich in nicht geringem Maße die Finanzen. Dennoch ist es Colbert gelungen, im Jahre seines Todes das Gleichgewicht zwischen den Staatseinnahmen und -Ausgaben wiederherzustellen.

Die Organisation des Heeres durch Louvois.

Es war unausbleiblich, daß der Finanzminister häufig mit dem Kriegsminister Louvois in heftigen Streit geraten mußte, umsomehr, als dieser gleich ihm eine herrische, um den maßgebenden Einfluß im Rate des Königs ringende Persönlichkeit war. Ist die Blüte des Staates Colberts Werk, so hat die Ausgestaltung der Armee durch Louvois Ludwig XIV. das Machtmittel in die Hand gegeben, seine ehrgeizige Politik durchzuführen. Mit Nachdruck setzte der Kriegsminister im Heere die unbestrittene königliche Autorität dem hohen Adel gegenüber durch. Die Schaffung einer wirklich stehenden regulären Armee war durchaus sein Werk. Immerhin gelang es ihm nur ganz allmählich, ihr ein Gepräge zu geben, das dem einer modernen Armee gleichkam. Erfolgte auch die Ernennung oder doch Bestätigung sämtlicher Offiziere nunmehr durch den König, so glückte es dem Minister doch nicht, die Käuflichkeit der Stellen abzuschaffen. Nur hierbei herrschende, allzugroße Mißbräuche wurden beseitigt. Die Regimenter blieben nach wie vor Eigentum ihrer Inhaber. Da nur die alten Truppenteile auch im Frieden fortbestanden, eine Anzahl nur für den Krieg zusammengebrachter aber bei Friedensschluß aufgelöst wurde, suchten sich deren Inhaber während des Krieges

*) Rousset, a. a. O. IV.

durch Raub und Erpressungen in Feindesland schadlos zu halten, umsomehr, als der König anfänglich nichts als einen unzureichenden Sold und später wenigstens die Waffen lieferte. Uniformen kamen erst allmählich auf, indem sie bei Errichtung der Fremdtruppen ausbedungen wurden. Die französischen Obersten wollten dann nicht gegen diese zurückstehen.*) Die Zahl solcher Fremdtruppen im französischen Solde — abgesehen von den durch Subsidien gewonnenen deutschen Kontingenten — war recht bedeutend. Sie betrug bereits 1672 20 000 Schweizer, 10- bis 12 000 Abenteurer verschiedener Nationen: Engländer, Deutsche, Spanier, Italiener, Iren.

Am 1. Januar 1678 hatte Ludwig XIV. nahezu 280 000 Mann unter den Waffen,*) für ein durch Werbung ergänztes Heer eine sehr beträchtliche Zahl. Hiervon waren 100 000 Mann Infanterie und 16 000 Mann Kavallerie für Festungsbesatzungen, 120 000 Mann Infanterie und 44 000 Mann Kavallerie für den Feldkrieg bestimmt. Es war nicht zu verwundern, wenn Louvois mit Hilfe einer solchen imposanten Machtentfaltung Frankreich für stark genug hielt, einer Koalition auf Jahre zu trotzen. Dieser Zweck wurde in der Tat erreicht, die Mittel des Landes aber mehr und mehr erschöpft. Es kam hinzu, daß auch die Zeit der Condé und Turenne zu Ende ging und mit dem wachsenden Einfluß der Frau v. Maintenon auf den König vielfach nur mittelmäßig Begabte an hohe Stellen des Heeres gelangten. Schon die Art, wie der dritte Eroberungskrieg begonnen wurde: die Verheerung der Pfalz, war im Grunde nichts anderes als ein Symptom der Schwäche, ein Bekenntnis, daß man zur Durchführung von Offensivschlägen die Kraft nicht mehr besaß. Die Zerstörung der deutschen Grenzplätze sollte es den Gegnern erschweren, von ihnen aus gegen die französischen Festungen etwas zu unternehmen. Dadurch hoffte man, den Krieg defensiv glücklich durchzuführen, ohne die französische Armee drangeben zu müssen.

Die französische Kriegsweise.

Es ist kennzeichnend für die französische Kriegsweise unter Ludwig XIV., daß sowohl der König wie Louvois großen Entscheidungen abgeneigt waren. „Der König war durchaus kein Feldherr,“**) und der Minister vertrat die Ansicht, „daß die Vorteile einer gewonnenen Schlacht niemals die Nachteile einer verlorenen aufzu-

*) Rousset, a. a. O. I.
**) Rousset, a. a. O. IV.

wiegen imstande seien". Es war immer nur eine Offensive mit engbegrenztem Ziel, die er erstrebte, und er ist darüber nicht selten mit den bedeutenden Generalen in Zwist geraten. Ohnehin besaß er — selbst kein Soldat von Beruf — die Neigung, die Generale von der Heeresverwaltung abhängig zu machen. Er hat in dieser allerdings bahnbrechend gewirkt. Durch Einführung geregelter Magazin-Verpflegung hat er zuerst die Armeen unabhängig von dem Ertrage des Landstrichs, in dem sie sich gerade befanden und dadurch im Verhältnis zur früheren Zeit, wo der Krieg den Krieg ernährte, mittelbar die Truppen beweglicher gemacht. Erst eine spätere Zeit hat dann die Magazin-Verpflegung wiederum zu einer Fessel für die Kriegführung werden lassen. Louvois war durchaus ein Mann der Ordnung, so verfügte er 1691 bei seinem Tode noch über 18 Millionen im Extraordinarium, ein Fonds, der vorzugsweise durch Beitreibungen in Feindesland gebildet worden war. Um so bitterer mußte er es empfinden, daß die Zerstörungen in der Pfalz schließlich zum Schaden der Verwüster umgeschlagen sind. Die Kriegszucht im französischen Heere ging bei dieser Mordbrennerei völlig zugrunde, und doch hatte ihr Organisator sein Leben hindurch getrachtet, sie zu festigen.

Die Verheerung eines Nachbargebiets in solcher Weise war eine Barbarei sondergleichen, und ist als solche auch bereits damals weit über die betroffenen Gebiete hinaus empfunden worden. Daß ein französischer Minister auf dergleichen überhaupt verfallen konnte, und französische Generale sich seinen Anordnungen fügten, erklärt sich freilich bis zu einem gewissen Grade aus dem Zeitgeiste, aus den herrschenden Auffassungen vom Kriege. Schon beim Einfall in Holland hatten die französischen Truppen furchtbar gehaust, ihre Führer aber darüber hinweggesehen. Und doch waren es größtenteils Männer von Bildung und höfischer Gesittung. Wir stoßen hier auf einen ähnlichen Gegensatz wie bei den italienischen Condottieri des 15. Jahrhunderts; auch sie waren von schonungsloser Härte, wiewohl sie klassische Bildung besaßen und verfeinertem Lebensgenusse anhingen. Die schlechten Vorbilder früherer Söldnerheere waren zu jener Zeit noch in den Armeen lebendig. Erst die eiserne preußische Kriegszucht, die bei den anderen Armeen Nachahmung fand, brachte hierin Wandel. In weiterem Maße hat dann die sittigende Kraft des geschulten Volksheeres den Ausschreitungen des Krieges Einhalt getan.

Die Armeen Ludwigs XIV. galten damals als die Stätte, in denen die Kriegskunst erlernt wurde. Offiziere anderer Nationen fanden sich in großer Zahl ein, um unter den französischen Fahnen als Freiwillige zu dienen. Stand, wie schon ausgeführt wurde,*) die ganze Nation hinter dem Könige, so erst recht der Adel. Seitdem er der königlichen Autorität unterworfen war, fanden die kriegerische Kraft, der ritterliche Mut der Edelleute eine willkommene Gelegenheit zur Betätigung im Kriege. „Sonst hatten sich nur die jüngeren Söhne dem Kriegsdienst gewidmet, jetzt zogen die einzigen Erben ebenso freudig ins Feld, wie alle anderen. Das Waffenhandwerk schien den Edelleuten die einzige, ihrer würdige Beschäftigung . . . . . Wie das Beispiel des Königs den Adel, so ergriff das Beispiel des Adels auch die übrigen Stände. Jedermann zeigte Lust, dem Könige im Kriege zu dienen, der allgemeine Wetteifer machte die Heere so zahlreich und tapfer, ihre Ergänzung so leicht."**)

Der König hat die Nation hinter sich. Er ist kein Eroberer im eigentlichen Sinne.

In der Einheit von König, Volk und Armee lag die Überlegenheit Frankreichs über seine Gegner, in ihr ist der Vorsprung von 200 Jahren begründet, den Frankreich vor uns gehabt hat. Der Anblick der Ruinen des Heidelberger Schlosses läßt in uns noch heute den Zorn über unsere damaligen Bedränger wieder wach werden. Treffend entgegnete Ranke in Wien Thiers, als dieser im Herbst 1870 die Frage aufwarf, gegen wen wir denn noch nach dem Sturze des Kaiserreichs Krieg führten: „gegen Ludwig XIV." Ein gerechtes Urteil aber wird auch hier die Worte Treitschkes nur bestätigt finden:***) „Unter allen politischen Sünden ist die Schwäche die verwerflichste; sie ist die Sünde gegen den heiligen Geist der Politik. Es gibt im Privatleben entschuldbare Schwächen des Gemüts. Davon kann im Staate keine Rede sein; er ist Macht, und wenn er dies, sein Wesen verleugnet, so kann man ihn gar nicht scharf genug verurteilen." Kann man es da Ludwig XIV. verdenken, wenn er seine Macht brauchte, wenn er wehrlosen Nachbarn gegenüber bestrebt war, die Ostgrenze seines Reiches, die zu Beginn seiner Regierung nur 6 bis 10 Tagemärsche von der Hauptstadt entfernt war, weiter hinauszuschieben? Diesem Bestreben lag nicht bloße Willkür zu Grunde. „Einsichtsvolle Zeitgenossen sahen denn auch in Ludwig XIV. weniger einen Eroberer

*) S. 14.
**) Ranke, a. a. O. IV.
***) Politik I.

— und wer wollte ihn mit den großen Eroberern irgend einer Epoche vergleichen — er erschien ihnen mehr im Lichte eines Befehlshabers einer Festung, der, um diese zu behaupten und furchtbar zu machen, seine Angriffe nach allen Seiten über die Grenze derselben ausdehnt."*) Dadurch ist auch der Charakter seiner Kriegführung erklärt.**) Gewinn oder Behauptung von Festungen mußte einer Kriegspolitik, die nicht auf Niederwerfung des Feindes, nicht auf Eroberung im weiteren Sinne ausging, wichtiger erscheinen als die Feldschlacht. Um das Gewonnene zu sichern, legte Vauban jenen Festungsgürtel an, der noch in den österreichischen Operationsentwürfen gegen die Republik und das erste Kaiserreich als die „unangreifbare Stirnseite Frankreichs" bezeichnet wurde. Diese Festungen sind den Außenwerken, die verwüsteten Nachbarländer dem rasierten Glacis der großen Festung Frankreich vergleichbar.

Die Art, wie diese kriegerische Erweiterungspolitik betrieben wurde, war verwerflich, an sich aber erscheint sie begreiflich. Sie enthält die denkbar eindringlichste Mahnung für jedes Volk, das sich behaupten will, sich waffenstark zu machen, erst recht für unsere Zeit. Wohl haben sich für diese die Anlässe, die zum Kriege führen können, nicht unwesentlich verschoben, wohl sind die Kriegsgebräuche milder geworden, der Charakter der Menschheit aber ist der gleiche geblieben. Das wird sich immer in ähnlicher Weise, wenn auch in anderer Form, erweisen, wo staatliche Macht auf Schwäche stößt.

Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges 1701. Finanzielle Schwäche Österreichs. Prinz Eugen von Savoyen.

Die Weisheit Friedrichs des Großen, der sich der Grenzen seiner Macht bewußt war, hat freilich Ludwig XIV. gefehlt. Großartig angelegt, hat er doch gegen Ende seiner Regierung ein Selbstgefühl zur Schau getragen, das ihm und seinem Lande verderblich wurde. Wie er sich im Innern mehr und mehr als bigotter Despot ohne Verständnis für alle freieren Regungen des Geistes zeigte, so hat er nicht minder in der auswärtigen Politik über die Vergötterung der eigenen Person den wahren Maßstab der Dinge verloren. Zu Beginn des Streites um die spanische Erbschaft entsprachen die Machtmittel des Königs bereits nicht mehr den Forderungen, die er erhob. Indem er seinem Enkel neben der spanischen Krone vertragswidrig auch das Erbrecht auf Frankreich vorbehielt, bekundete er aufs neue, daß er

*) Ranke, a. a. O. III.
**) S. 18.

nicht nur über Europa die Vorherrschaft erstrebe, sondern durch Gewinn der spanischen Monarchie mit ihren Kolonien, die Weltherrschaft zu erringen trachtete. Dem mußten sich die anderen Mächte widersetzen, und sie taten es, gewarnt durch die Übergriffe Frankreichs, mit weit größerer Einmütigkeit als bisher. Die Verwirklichung der habsburgischen Erbansprüche in Spanien war gleichbedeutend mit der Abwehr der französischen Herrschaftsgelüste. Die Unterstützung der katholischen Stuarts durch Ludwig XIV. ließ England auch nach dem 1702 erfolgten Tode Wilhelms III. von Oranien auf der Seite der Gegner Frankreichs verharren. Englische und holländische Subsidien führten dem kaiserlichen Heere Verstärkungen in Gestalt einer Anzahl deutscher Kontingente zu. Der Kaiser selbst sah sich jetzt von der Türkengefahr befreit und konnte mit größerem Nachdruck den Krieg gegen Frankreich führen. Die Kraft der habsburgischen Monarchie wurde zwar durch einen Aufstand in Ungarn nicht unwesentlich geschwächt, und noch bedeutungsvoller war, daß die Schlagfähigkeit des österreichischen Heeres durch die finanzielle Bedrängnis des Staates in starkem Maße beeinträchtigt wurde. Prinz Eugen hat, seit er als Präsident des Hofkriegsrats an die Spitze des gesamten kaiserlichen Heerwesens gestellt worden war, sich dauernd abmühen müssen, um den Armeen auch nur das Notwendigste zukommen zu lassen. Den Wünschen und Ansprüchen der Verbündeten hat Österreich während des ganzen Spanischen Erbfolgekrieges bei der trostlosen Verfassung seiner Finanzen nur in unzureichendem Maße nachkommen können. Der Mangel flüssiger Barmittel trug nicht wenig dazu bei, daß der Krieg sich in den letzten Jahren so lange entscheidungslos hinschleppte. Wohl finden sich Ansätze zu moderner Kreditwirtschaft in der Gründung der Wiener Stadtbank, aber auch diese arbeitete mit zu geringen Mitteln, als daß sie eine gründliche Abhilfe hätte gewähren können.

„Das Mißverhältnis zwischen Einnahmen und Ausgaben mag zunächst darin seinen Grund gehabt haben, daß das gesamte österreichische Ländergebiet wohl an Ausdehnung den übrigen großen Staaten Europas gleichkam, ja, die meisten noch übertraf, daß aber die Kulturstufe, auf welcher diese einzelnen Provinzen standen, großenteils eine ziemlich niedrige war. Die langdauernden Kriege hatten ihren Zustand noch mehr verschlimmert, der Handel lag ganz

danieder, und fast die Hälfte des Reichs, Ungarn und Siebenbürgen, trug gar nichts ein, sondern kostete die bedeutendsten Summen. So kam es, daß dasjenige, was in die kaiserlichen Kassen einging, ein Gesamterträgnis bildete, wie es nur einem Staate zweiten Ranges zukommen mochte .... Die ordentlichen Einnahmen Frankreichs im Anfange des 18. Jahrhunderts betrugen 140 Millionen Livres, ja sie wurden durch außergewöhnliche Hilfsmittel bis auf 187 Millionen gesteigert. Um dieselbe Zeit wurden die Einkünfte Kaiser Leopolds I. auf höchstens 12 Millionen Gulden geschätzt. Sie betrugen also nicht den fünften Teil derjenigen Frankreichs und dennoch wollte man ungefähr dieselben Ausgaben damit bestreiten."*) Auch diese 12 Millionen Gulden gingen jedoch nicht regelmäßig und kaum jemals vollständig ein. Die Finanznot des Staates kam darin zum Ausdruck, daß nach dem Spanischen Erbfolgekriege die Friedensstärke des Heeres nur auf 70 000 Mann Infanterie und 19 000 Reiter festgesetzt wurde, für eine Großmacht schon für jene Zeit äußerst geringe Zahlen.

Die Reibungen zu überwinden, die durch die heimischen Verhältnisse gegeben waren, hat dem Prinzen Eugen von Savoyen stets weit größere Mühe bereitet als die Bewältigung seiner eigentlichen Feldherrnaufgaben. Treffend sagt Häußer von ihm,**) daß ihn „der gute Genius des Hauses Habsburg diesem in der rechten Stunde an die Seite gestellt habe", und fährt fort: „Dieser unvergleichliche Geist mit seiner romanischen Unruhe, seiner Beweglichkeit und anregenden Kraft, der sich in so seltener Weise in ein fremdes Land und Volk hineingelebt, hat auf das in Lethargie versunkene habsburgisch-österreichische Wesen in wohltätigster Weise zurückgewirkt. Von Geburt und Abstammung halb Franzose, halb Italiener, aber durch Verhältnisse und Lebensstellung ganz mit dem habsburgischen und österreichischen Interesse verwachsen, der treueste Diener, den die Dynastie je gehabt, und zugleich der größte und verdienteste Feldherr und Staatsmann, der in Österreich aufgetaucht, griff Eugen mit ungemeiner Frische und Rührigkeit in diesen alten Schlendrian hinein, nicht ohne die hundertfältigsten Schwierigkeiten, selten so glücklich, sein Ziel ganz zu erreichen, aber doch meistens mächtig genug, in

*) Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, III.

**) Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, I.

diesen vorhandenen Wust eine wohltätige Gährung zu bringen. Eugen hatte noch eine lebendige Vorstellung von dem, was die Kaisermacht sein konnte; er würdigte noch die ganze Wichtigkeit, die Österreich in seinem Verhältnis zum Deutschen Reich und durch dieses zu gewinnen imstande war".

Wir stoßen hier, um mit Treitschke*) zu sprechen, „auf das Rätsel der Persönlichkeit", denn „Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen . . . . . Wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel sein. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht. Wohl arbeiten gewisse Ideen in der Geschichte, aber sie einzuprägen in den spröden Stoff ist nur dem Genius beschieden, der sich in der Persönlichkeit eines bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit offenbart."

Außer im Prinzen Eugen trat Ludwig XIV. in Lord Marlborough ein gefährlicher Gegner entgegen. Dessen politisches und militärisches Geschick füllte bis zu einem gewissen Grade die Lücke aus, die der Tod des großen Oraniers gelassen hatte. Gleich Eugen war der englische Feldherr zugleich ein Mann von wahrhaft staatsmännischer Begabung, gleich ihm befähigt, durch den Einfluß seiner Persönlichkeit auf die säumigen Kabinette antreibend einzuwirken und die zahlreichen Hemmungen, denen die Kriegführung einer Koalition stets unterworfen ist, zu beseitigen. Von höchster Bedeutung aber war es, daß, während uns die Geschichte sonst lehrt, daß in Koalitionskriegen die Verschiedenheit der Auffassungen der verbündeten Kabinette auch in den Hauptquartieren zur Geltung gelangt, zwischen dem Prinzen Eugen und Marlborough stets das größte, auf wechselseitiger Hochachtung gegründete Einvernehmen geherrscht hat. Unzweifelhaft gebührt das Hauptverdienst hieran der Selbstverleugnung des Prinzen Eugen, der stets seine Person der Sache unterordnete. Eben die Mischung von Bescheidenheit und sicherem Selbstgefühl, von Biegsamkeit und stahlharter Festigkeit macht die Persönlichkeit dieses Feldherrn so überaus anziehend.

Verlauf des Spanischen Erbfolgekrieges.

Zu Anfang des Erbfolgekrieges behaupteten die französischen Armeen, dank ihrer Zahl, noch das Übergewicht. Gegenüber den 80 000 Mann, mit denen der Herzog von Vendome in Oberitalien

*) Politik I.

auftrat, sah sich Eugen, der über nicht mehr als ein Drittel dieser Streitmacht gebot, gezwungen, in der Verteidigung zu verbleiben. Die Bundesgenossenschaft des Kurfürsten von Bayern ermöglichte es den Franzosen in der Folge weit in Süddeutschland vorzudringen. Die Kernlande der österreichischen Monarchie waren unmittelbar gefährdet. Bereits schien in nahe Aussicht gerückt, was später unter Napoleon zur Tat werden sollte: die Vereinigung der auf dem italienischen und dem deutschen Kriegsschauplatz befindlichen französischen Heere vor den Mauern Wiens, da brachte das Jahr 1704 den glänzenden Sieg Eugens und Marlboroughs bei Hochstädt über das vereinigte französisch-bayrische Heer. Der Erfolg war von größter Tragweite. Ganz Süddeutschland wurde von den Franzosen befreit, Bayern von den Österreichern besetzt. Höher noch war die moralische Wirkung zu bewerten. Diese erste empfindliche Niederlage der 56 000 Franzosen und ihrer Bundesgenossen war nur von etwa gleichstarken Kräften der Gegner herbeigeführt, und sie fand einen deutlichen Ausdruck in der Gefangennahme des Marschalls Tallard und der Waffenstreckung von 9000 Mann französischer Infanterie. Der Ruf der Unbesiegbarkeit französischer Armeen war dahin. Im Mai 1706 brachte alsdann der Sieg Marlboroughs bei Ramillies den Verbündeten den Gewinn der gesamten spanischen Niederlande. Auch in dieser Schlacht erlag der Marschall Villars mit etwa 60 000 Mann einem nur gleichstarken Gegner unter Verlust eines Viertels seiner Armee. Im September desselben Jahres erfocht Prinz Eugen einen entscheidenden Sieg bei Turin, damit war auch Italien für die Franzosen verloren.

Das gute Einvernehmen Eugens und Marlboroughs vermochte dann freilich nicht zu verhindern, daß sich innerhalb der Koalition Wünsche geltend machten, die eine Zersplitterung der Streitkräfte zur Folge hatten, so daß keine greifbaren Ergebnisse zu verzeichnen waren. Eine schnelle Beendigung des Krieges konnte auf diese Weise nicht erzielt werden. Ein Unternehmen gegen Toulon, zu dem sich Prinz Eugen nur mit Rücksicht auf England und Holland hatte bereitfinden lassen, mißglückte im Jahre 1707, und nur mit Mühe gelang es, die Absendung des Prinzen mit einer stärkeren Armee nach Spanien zu verhindern. Hier blieb Österreichs Kronprätendent, König Karl, der zweite Sohn Kaiser Leopolds, trotz einzelner Erfolge, im ganzen den Bourbonen gegenüber stets im Nachteil. Die Politik der Verbündeten

haschte damals nach Erfolgen auf allen Punkten zugleich, in Spanien, in der Provence und in Neapel. Die Vorliebe für sogenannte Diversionen, wie sie hier erstrebt wurden, zum Nachteil der Handlung auf dem Hauptkriegsschauplatze, sind dieser Zeit und auch einer späteren eigentümlich. Sie finden sich namentlich dort, wo englische Interessen für ein besonderes, örtlich beschränktes Ziel im Spiele gewesen sind und englisches Gold die Verbündeten ihm gegenüber verpflichtete.

Nicht minder lag es sowohl in der Natur des Koalitionskrieges wie im Charakter der Zeit und in der Natur der schwer zu ergänzenden Werbeheere, denen ständiger Nachschub während des Krieges fehlte, begründet, daß Siege, wie die von Hochstädt und Turin, keine durchgreifende Wirkung hatten. Die Operationen wurden stets durch eine längere Winterpause unterbrochen. Auch als Eugen und Marlborough 1708 wieder gemeinsam in den spanischen Niederlanden fochten, ist die Folge ihres Sieges bei Oudenaarde nur der Gewinn einiger Grenzfestungen, darunter Lille. Der Sieg von Malplaquet im Jahre darauf hatte keine wesentlich anderen Folgen. Eugen belagerte Mons, Marlborough deckte die Belagerung. Die nächsten Feldzugsjahre brachten Frankreich den Verlust einiger weiterer Grenzplätze, aber auf altfranzösischem Boden vermochten die Verbündeten nirgends Fuß zu fassen. Besitzergreifung verhältnismäßig beschränkter Gebiete, Belagerung und Entsatz von Festungen, nicht Niederwerfung des Feindes, nicht Ausbeute des Sieges durch rücksichtslose Verfolgung ist es, was die Kriegführung der Verbündeten ebenso wie diejenige der Franzosen kennzeichnet. Wohl steht Prinz Eugen über seiner Zeit durch die Energie, die er der Kriegführung zu geben weiß. Der Türkensieger kennt den Wert einer Vernichtungsschlacht, aber von den Fesseln seiner Zeit sich zu befreien, lag nicht in seiner Macht.

Diese Art der Kriegführung macht es erklärlich, daß die Politik der Koalition sich nicht schneller durchsetzen, daß Ludwig XIV. trotz mehrerer verlorener Hauptschlachten und trotz der steigenden Erschöpfung seiner Finanzen den Krieg durch Jahre noch defensiv fortführen konnte. Ihm kam zuletzt der Umstand zustatten, daß 1711 nach Kaiser Josephs Tode der bisherige habsburgische Kronprätendent als Kaiser Karl VI. auch in Österreich folgte. Die Seemächte England und Holland konnten den Wunsch nicht hegen, die Gesamtmonarchie Karls V. wieder erstehen zu sehen und neigten zum Frieden, der 1713 zu Utrecht

mit den Seemächten, Preußen und Savoyen abgeschlossen wurde. 1714 folgten in Rastatt und Baden die Friedensschlüsse mit dem Kaiser und dem Reich. Der Gewinn des zwölfjährigen Krieges bestand für Ludwig XIV. einzig in der Anerkennung der Herrschaft seines Enkels in Spanien, dessen Nebenlande zum größten Teil Österreich zufielen. Das Übergewicht Frankreichs auf dem europäischen Festlande war gebrochen.

England gewinnt allmählich das Übergewicht zur See.

Inzwischen hatte England den Grund zu seiner Vorherrschaft auf den Meeren gelegt. Die ersten Schritte hierzu erfolgten um die Mitte des 17. Jahrhunderts unter Cromwell, der seinen machtvollen Willen den Niederländern aufzwang, obzwar diese an Stärke der Handelsmarine und an finanzieller Leistungsfähigkeit England damals noch weit überlegen waren. Über die Handelsstreitigkeiten mit Holland hinaus, hat dann bereits der Lord Protektor für das englische Volk Seegeltung im weiteren Sinne erstrebt. Neben der holländischen griff auch die englische Marine in der Ostsee gegen Karl X. Gustav von Schweden ein. Bei derartigen Bestrebungen sollte England alsbald auf den Widerstand der mehr und mehr erstarkenden französischen Marine stoßen. Für diese hat Colbert Großartiges geleistet. Bei seinem Eintritt in die Verwaltung hatte er nur 30 Kriegsfahrzeuge, und darunter nur 3 ersten Ranges vorgefunden. Im Jahre 1683 waren 32 Linienschiffe in See; mit Einschluß der noch im Bau begriffenen zählte Frankreich im ganzen 267 Kriegsfahrzeuge. Es wuchs unter Ludwig XIV. zur ersten Seemacht der Welt mit 100 Linienschiffen heran, denen gegenüber England nur 60 in See gehen lassen konnte.*) Die französischen Werften übertrafen die englischen weitaus an Leistungsfähigkeit. Hierzu kam in England eine gewisse Unstetigkeit der Politik unter den letzten Stuarts und mehrfacher Wechsel der Anschauungen über die Verwendung der Seestreitkräfte. „Der Unterschied zwischen den beiden Marinen war noch größer in der Beschaffenheit als in der Zahl der Schiffe. Dort (in England) waren die Dinge dem Zufall überlassen, hier (in Frankreich) herrschten Ordnung, Strenge und ein alles umfassender Gedanke.... Eben diese Verbindung von Applikation und Energie mit den vorhandenen gewaltigen Kräften der ererbten und erworbenen Weltstellung war es, was dem französischen Reiche seine Bedeutung und sein Selbstgefühl verlieh.“*)

*) Ranke, a. a. O. IV.

Die anfängliche Feindschaft Karls II. von England gegen Holland*) richtete sich wesentlich gegen den holländischen Handel. Um diesen empfindlich zu treffen, legte England das Hauptgewicht auf den Krieg in den Kolonien und den Kreuzerkrieg. So gelang es de Ruyter, trotz an sich mangelhafter Ausrüstung Hollands, in den heimischen Gewässern die Oberhand zu behalten und sogar in die Themse einzulaufen. In diesem Kriege, den der Friede von Breda 1667 beendete, hatte sich eine Überlegenheit Englands über Holland zur See nicht gezeigt. Auch als im ersten Eroberungskriege Ludwigs XIV. die englische Flotte gemeinsam mit der französischen in See ging, behaupteten sich die Holländer ehrenvoll gegen die Übermacht, dank dem Geschick ihres großen Admirals. Allerdings hafteten der Kriegführung der Verbündeten alle Schwächen einer Koalition an, um so mehr als sich mitten im Kriege ein Umschwung der englischen Politik gegen den bisherigen Bundesgenossen vollzog. Dynastische Wünsche Karls II. im Verein mit dem Bestreben des englischen Volkes, den gefährlichen Handelskonkurrenten zu schädigen, hatten zum Bündnisse mit Ludwig XIV. gegen Holland geführt. Die wachsende Übermacht Frankreichs, insbesondere seiner Marine, ließ mit der Zeit aber doch die Erkenntnis durchbrechen, daß in Frankreich sowohl England wie Holland ein neuer starker Nebenbuhler zur See erwachsen sei, über dessen Bekämpfung der Handelskonkurrenzneid zurücktreten müsse. So ist es, unter kräftiger Förderung durch Wilhelm von Oranien zuletzt dahin gekommen, daß in den weiteren Kriegen Ludwigs XIV. beide Seemächte gegen Frankreich standen.

Die hohe merkantile und industrielle Entwicklung Frankreichs wurde begünstigt durch seine geographische Lage. Es hatte Teil am Kanal, war zugleich atlantische und Mittelmeermacht. Sein wachsender Handel, sein Kolonialbesitz in Amerika und Indien, boten Anlaß, eine starke Flotte zu schaffen. England und Holland lagen dem Mittelmeer ferner, ein Umstand, der bei Segelschiffahrt sehr wesentlich war. Dieses Verhältnis kam in dem Jahrzehnt nach dem Nymwegener Frieden deutlich zum Ausdruck. Die französische Marine beherrschte das Mittelmeer vollständig und nahm an innerer Kraft zu, während England und Holland ihre Marine vernachlässigten. Von seinen gewaltigen maritimen Streitmitteln hat dann aber in seinem

*) S. 9.

dritten, 1688 begonnenen Kriege König Ludwig keinen entsprechenden Gebrauch gemacht. Die Landung Wilhelms von Oranien in England ist nicht verhindert, die Landung des Prätendenten aus dem Hause Stuart auf Irland nur unzureichend unterstützt worden, das Übergewicht zur See hat nicht zur Vernichtung der feindlichen Flotten geführt. Selbst ein Flottenführer wie Tourville verstand bei Beachy Head 1690 nicht, vernichtend zu schlagen. Dieselbe Scheu des Königs vor der Schlachtentscheidung, die im Landkriege hervortrat,*) zeigte sich auch hier. Wiederholentlich hat er seinen Admiralen die Schonung der Flotte zur Pflicht gemacht, und ein so erprobter Admiral Tourville auch war, hat es ihm doch an Verantwortungsfreudigkeit gefehlt. Wer hätte auch damals in Frankreich dem despotischen Willen des Königs zu trotzen gewagt?

Als dann ein Jahr darauf Tourville bei La Hogue erlag, war der Eindruck auf König Ludwig derartig, daß von da ab die Franzosen sich damit begnügten, einen, wenn auch recht wirksamen Kaperkrieg zu führen. Ihre Linienschiffsgeschwader hielten zuletzt die See überhaupt nicht mehr. Die finanziellen Opfer, die der Landkrieg forderte, machten größere Aufwendungen für die Marine unmöglich.

Zu Beginn des Spanischen Erbfolgekrieges war das Übergewicht der verbündeten Flotten Englands und Hollands unbestritten. Was die französische Marine als Kampfkraft leistete, blieb unbedeutend. Ihr Niedergang war unverkennbar. Das Interesse der Nation begann sich von der Kriegsmarine ab und ausschließlich der Landarmee zuzuwenden. Nur die Kaperei wurde auch jetzt von den Franzosen mit Geschick betrieben. Den bleibenden Gewinn aus dem Kriege aber zog allein England. Es gewann in Portugal dauernden Einfluß. Seine Flotte führte den habsburgischen Thronprätendenten nach der iberischen Halbinsel. Englische Truppen stützten ihn daselbst; in Gibraltar wurde der Eingang zum Mittelmeer gewonnen, Menorca besetzt. England bildete im Mittelmeer die vorherrschende Gewalt und behielt seine Erwerbungen im Utrechter Frieden neben ansehnlichen Teilen des französischen Kolonialbesitzes in Nordamerika. Dazu war Holland, das in weit höherem Maße unmittelbar am Landkriege beteiligt war, zur See mehr und mehr in das Hintertreffen gedrängt, und auch sein Handel sah sich vom englischen überholt.

*) S. 17.

Beurteilung der Politik Ludwigs XIV.

Die Politik Ludwigs XIV. in ihrer Gesamtheit ist als Frankreich schädlich vielfach getadelt worden. Von ihr sagt Dietrich Schäfer*): „Indem sie nur den Rhein sah, vergaß sie das Meer, das Frankreich von drei Seiten umspült. Sie hat Frankreich nicht nur die Erbfeindschaft des deutschen Volkes zugezogen, sie hat es um eine leitende Stellung in der Welt gebracht. Denn eine solche war nur auf dem Meere, nicht in karolingischen Träumen zu erwerben," und weiterhin: „Für Frankreich bedeutete der Spanische Erbfolgekrieg Ruin und Verarmung. Selbst Ludwigs XIV. Verwaltung vermochte dem ausgesogenen Lande wenig mehr abzupressen. Da der Feind die Grenzen kaum überschritten hatte, so kann der Grund für das Schwinden der Barmittel nur in der Unterbindung des auswärtigen Verkehrs liegen. Für Frankreich versiegten die Quellen, die dem Inselreiche lebendig sprudelten." Der Historiker mag im Recht sein, wenn er so urteilt. Treitschke sagt in dieser Hinsicht**): „Das Leben des Staates zählt nach Jahrhunderten; nur wenn ein relativer Abschluß in der Geschichte eines Volkes erreicht ist, wird man ein Urteil fällen können. . . . Das letzte Urteil kann man nur durch Überschau großer Epochen erhalten." Wer für die Gegenwart aus der Geschichte unmittelbar zu lernen trachtet, wird trotzdem mehrfach zu anderen Auffassungen gelangen als sie die „Überschau großer Epochen" hervorruft.

Offenbar hatte Frankreich, ganz abgesehen von Ludwig XIV., im Gegensatz zu England neben seiner maritimen kontinentale Politik zu treiben, und zwar aus naheliegenden Gründen diese vorwiegend. Der Vergleich mit dem Inselreich, mit seinen völlig andersartigen Verhältnissen, muß sonach bei einer Beurteilung der Politik König Ludwigs ausscheiden. Gewiß ist Mahan im Recht, wenn er sagt:***) „Die sorgfältig gepflegte Vereinigung des Handels und der Kriegsmarine war es, die England diese Übermacht zur See weit über alle anderen Staaten gewinnen ließ, und dieser Gewinn ist untrennbar mit den Ereignissen des Spanischen Erbfolgekrieges verbunden. Vor diesem Kriege war England eine der Seemächte, nach ihm war es die Seemacht ohne eine zweite neben sich." Damit ist aber im Grunde nur gesagt, daß England, auf die See angewiesen, wie es einmal war, die

*) A. a. O. I.

**) Politik I.

***) Einfluß der Seemacht auf die Geschichte. Deutsche Ausgabe I. 2. Aufl. Berlin 1898. E. S. Mittler & Sohn.

Gunst der Lage tatkräftig ausgenutzt hat. Der Unternehmungsgeist seiner Kaufleute hat bewirkt, daß im Lande der Geldumlauf niemals stockte, während in Frankreich der Kredit immer mehr zurückging. Auf dem Gebiete der Seegeltung und kolonialer Bestrebungen trug es hierbei denn auch wenig aus, daß Frankreich damals 19 Millionen Einwohner gegenüber den 8 Millionen Großbritanniens zählte.

Für eine heutige Großmacht würde die Unterbindung der Zufuhr über See, zumal bei einem länger andauernden Kriege, von weit größerer Tragweite sein als damals für Frankreich. Hebt doch Schäfer selbst hervor,*) daß die Beziehungen über See, die mit dem Entdeckungszeitalter sich anzubahnen begannen, keineswegs sobald umwälzend auf den Gang der europäischen Dinge eingewirkt haben. Das gilt bis zu einem gewissen Grade auch noch für das Ende des 17. und den Beginn des 18. Jahrhunderts. Unzweifelhaft hat die Schädigung des französischen Handels Frankreich schwere Wunden geschlagen, entscheidend aber war doch schließlich die lange Dauer der Kriege Ludwigs XIV., die auch dieses reichste Land Europas bei dem damaligen Stande der Volkswirtschaft und dem noch wenig entwickelten Kreditwesen nicht zu ertragen vermochte. War Frankreich dem übrigen Europa als Staatsgebilde auch weit voraus, so war es doch damals noch keineswegs ein moderner Staat in unserem Sinne. „Man würde irren, wenn man die Regierung Ludwigs XIV. im vollen Sinn des Wortes für eine unumschränkte hielte. So stark sie war, so war sie doch auf allen Seiten von selbständigen Gewalten, von Rechten und Freiheiten, von Privilegien und Sonderstellungen umgeben. Das Königtum, welches nur sehr allmählich seinen Gipfel über die verschiedenen Schichten der Feudalstände emporgehoben hatte, fand überall noch die Reste derselben, oft in schweren und großen Massen, auf seinen Bahnen. Es war keine Rede von den Gesichtspunkten der rationellen Zweckmäßigkeit, welche in den heutigen Staaten alle Teile des öffentlichen Wesens nach durchgreifendem Plane gleichartig und zusammenhängend gestaltet.“**) Das galt namentlich hinsichtlich der neuerworbenen Grenzprovinzen, die durch besondere Kapitulationen nur in beschränktem Maße zur Aufbringung der allgemeinen Staatslasten herangezogen wurden.

*) A. a. O. I. Einleitung.

**) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, I. Einleitung.

Auch auf die Politik Ludwigs XIV. trifft, abgesehen von ihren späteren Auswüchsen, Rankes Wort zu:*) „Wer kann die Umstände beherrschen, die zukünftigen Handlungen ermessen, den aufwogenden Elementen gebieten? In dem Konflikt der Weltverhältnisse und der persönlichen Gesinnung entspringen die großen Entschließungen." Es ist unbestreitbar, daß damals das französische Volk hinter der Kontinental-Politik seines Monarchen stand,**) es war daher ein Ding der Unmöglichkeit, ihm gewaltsam den Weg auf die See zu weisen, selbst wenn es der König gewollt hätte. Man mag es für Frankreich bedauern, daß es ihm nicht gelang, die Oberherrschaft, oder mindestens das Gleichgewicht zur See England gegenüber zu behaupten, aber es war durch die Verhältnisse so gegeben. Mahan überschätzt, wie auch sonst mehrfach, bei aller ihr gebührenden Bedeutung die Seegeltung doch stark, wenn er sagt:***) „Die alle anderen überragende Seemacht Englands war in der erwähnten Zeit der bestimmende Faktor in der Geschichte Europas." Ein wesentlich mitbestimmender Faktor war sie allerdings, und zwar hauptsächlich deshalb, weil durch sie Englands Wohlstand aufrecht erhalten wurde und die Möglichkeit der Subsidienzahlungen an die Festlandsmächte gewährleistet blieb. Die Entscheidung lag aber doch im Kontinentalkriege, und hier hat schließlich die Macht der überragenden Persönlichkeiten des Prinzen Eugen und Marlboroughs den Ausschlag gegeben.

*) Ursprung des Siebenjährigen Krieges.
**) S. 14.
***) A. a. O. I.

II. Das 18. Jahrhundert.

1. Vom Utrechter Frieden bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges.

Politik und Kriegführung nach dem Utrechter Frieden.

Der zweite Nordische Krieg, der neben dem Spanischen Erbfolgekriege herging, ließ unter Karl XII. den alten schwedischen Waffenruhm noch einmal hell erstrahlen. Für unsere Zeit bietet dieser Krieg indessen nur geringes Interesse. Alle Anstrengungen der führenden europäischen Mächte galten dem Kriege im Westen. So blieb der gleichzeitige Krieg im Norden örtlich beschränkt und für Mitteleuropa eine Episode ohne bedeutende Tragweite, zumal es der englischen und holländischen Diplomatie gelang, Hannover und Preußen von einem Eingreifen in die schwedisch-russisch-polnischen Wirren abzuhalten. Preußens unverkennbare Interessen an den Streitigkeiten im Ostseegebiet ließen bei König Friedrich I. zeitweilig den Wunsch rege werden, im Kriege tätig Partei zu ergreifen. Dem stand aber entgegen, daß es dem damaligen Preußen unmöglich war, eine starke Kriegsmacht ohne die Subsidien, die von den Seemächten für die Teilnahme am Kriege gegen Frankreich gezahlt wurden, zu unterhalten. So lag denn die Bedeutung des zweiten Nordischen Krieges vornehmlich in dem Eintritt Rußlands unter Peter dem Großen als eines gewichtigen Machtfaktors in die europäische Staatenwelt und in dem Schwinden der unnatürlichen schwedischen Großmachtstellung. Nach zwanzigjährigem Ringen hat Rußland die Ostsee erreicht; auf deutschem Boden bleibt Schweden nur noch im Besitz von Neuvorpommern mit Rügen und von Wismar. Für Preußen hat Friedrich Wilhelm I., der gegen Ende des Krieges eingriff, endlich die Ansprüche des Großen Kurfürsten durchgesetzt: Stettin und Vorpommern bis zur Peene sind gewonnen.

Das österreichische Heer ist kurz nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges zu neuen Waffentaten aufgerufen worden. Der Angriff der Osmanen auf die Besitzungen der Republik Venedig im Mittelmeer, veranlaßte den Kaiser, der Pforte den Krieg zu erklären. Prinz Eugen hatte einst auf ungarischem Boden gegen die Türken sich zuerst als selbständiger Feldherr bewährt, jetzt krönte er seine ruhmvolle Laufbahn durch die Siege von Peterwardein und Belgrad 1716 und 1717. Ihre Folge war der überaus günstige Friede von Passarowitz, der endlich den Besitz ganz Ungarns für Österreich sicherstellte.

Von diesem Kampf gegen die Osmanen abgesehen, bildet die Politik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Gewirr von vielfach sich kreuzenden Bestrebungen und sich fortgesetzt verschiebenden Parteigruppierungen entsprechend den wechselnden Interessen der Mächte. Ein großer Zug ist im Grunde nur in der englischen Politik vertreten. Sie geht in erster Linie darauf aus, das europäische Gleichgewicht aufrecht zu erhalten. Es war der Gedanke, dessen Durchführung im Kampfe gegen Ludwig XIV. Wilhelm III. sein Leben gewidmet hatte. Auch unter dem Hause Hannover blieb „die Niederkämpfung jeder überragenden kontinentalen Macht" Grundsatz der leitenden englischen Minister, „um desto sicherer in maritimen und kolonialen Angelegenheiten die Entscheidung allein in der Hand zu behalten."*)

Das zeigte sich alsbald Spanien gegenüber, als dieses unter der neuen bourbonischen Dynastie, geleitet von einem tatkräftigen Minister, dem Italiener Alberoni, unter Benutzung des Umstandes, daß Österreich durch den Türkenkrieg in Anspruch genommen war, den Versuch machte, die im Erbfolgekriege verloren gegangenen italienischen Nebenlande der Krone zurückzugewinnen. So besetzte denn Spanien das Österreich gehörige Sardinien und die in Savoyischem Besitz befindliche Insel Sizilien.**) Ein Bündnis der beiden Seemächte mit Frankreich und Österreich zwang indessen Spanien, auf seine Erweiterungspläne zu verzichten, und England nahm willkommenen Anlaß, die neu geschaffene spanische Flotte 1718 bei Kap Passaro zu vernichten.

Immer mehr tritt in der englischen Politik das Streben hervor,

*) Schäfer, a. a. O. I.

**) Sardinien wurde 1720 nach Beendigung dieses Krieges gegen Sizilien, das an Österreich überging, vom Herzog von Savoyen ausgetauscht, der von nun an den Titel eines Königs von Sardinien annahm.

das im Spanischen Erbfolgekriege gewonnene Übergewicht zur See in der Bekämpfung oder doch im Protest gegen maritime und koloniale Pläne anderer Mächte zur Geltung zu bringen. Das zeigte sich in dem Verhalten gegen das soeben noch verbündete Österreich. Eine von Kaiser Karl VI. in den neugewonnenen spanischen Niederlanden 1722 zu Ostende gegründete Handelskompagnie, die gut gedieh, rief zunächst die Eifersucht Hollands wach und mußte infolge des von England gegen Österreich geübten Drucks 1727 aufgelöst werden. Hierbei trat Spanien, das erst zwei Jahre vorher dem Kaiser einen Handelsvertrag mit umfassenden Begünstigungen in den spanischen Kolonien gewährt hatte, ohne Bedenken auf die Seite Englands.

Neue Verwicklungen brachte bald darauf die Frage der polnischen Thronfolge, als 1733 August II., König von Polen, Kurfürst von Sachsen, starb. Frankreich, im Bunde mit Spanien und Sardinien, setzte sich für die Kandidatur des einst von Karl XII. aufgestellten Gegenkönigs Stanislaus Leszczynski, Schwiegervaters Ludwigs XV., ein, Rußland und Österreich, denen sich Preußen anschloß, traten dagegen für die Kandidatur des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen auf und drangen mit dessen Königswahl auch durch.

Frankreichs Politik war nach Beendigung des Spanischen Erbfolgekrieges längere Zeit ohne bestimmte Richtung geblieben. Die hochgradige Erschöpfung des Landes und die Mißwirtschaft unter dem Herzog von Orleans, der für den minderjährigen König Ludwig XV. die Regentschaft führte, machten sich im Staatswesen überall nachteilig geltend. Erst als 1726 Kardinal Fleury die Leitung des Staates übernahm, trat Frankreichs Politik wieder entschiedener hervor. Zunächst war der Kardinal bemüht, eine vermittelnde Friedensrichtung einzuhalten, darüber ließ er jedoch die alten französischen Machtansprüche der früheren Zeit nicht eigentlich fallen. Für ihn bildete die Unterstützung der polnischen Thronbewerbung des Schwiegervaters seines Monarchen eine Gelegenheit, die Frage der französischen Ostgrenze aufs neue aufzurollen, um die völlige Einverleibung des Herzogtums Lothringen durchzusetzen. Diese Angriffspolitik fand in den gleichen Absichten der spanischen Bourbonen auf die österreichischen Besitzungen in Italien eine wesentliche Stütze, und sie schien um so aussichtsvoller, als die Hoffnungen des Wiener Hofes auf eine tätige Unterstützung Englands und Hollands sich nicht verwirklichten, diese Mächte sich vielmehr vom Kriege zurückhielten.

Der Zeitraum von 1713 bis 1740 kennzeichnet sich überhaupt als ein solcher der Erschöpfung; die Kriege bleiben mehr lokalisiert. Walpole, der die ganze Zeit von 1721 bis 1742 hindurch die Leitung Englands in Händen hatte, war einem Kriege gegen Frankreich durchaus abgeneigt und die friedlichen Tendenzen des englischen Ministeriums sind eine Zeit lang mit den gleichen Fleurys Hand in Hand gegangen. Die Erkenntnis, daß ein Zwist mit Frankreich diesem alsbald Anlaß gegeben hätte, das vertriebene Haus Stuart zu unterstützen, hat mit Rücksicht darauf, daß im Lande das Haus Hannover damals noch keine feste Wurzel geschlagen hatte, bei dieser Richtung der englischen Politik offenbar mitgesprochen. Entscheidend waren jedoch Rücksichten der Welthandelspolitik. Bei Beginn des polnischen Thronfolgestreits „ahnte freilich Walpole nicht, daß das französisch-spanische Bündnis nicht allein gegen Österreich seine Spitze kehrte, sondern auch ganz speziell gegen England, gegen seine immer mächtiger anschwellende maritime Übermacht, gegen die für Spanier wie Franzosen gleich unerträgliche, alle vertragsmäßigen Einschränkungen überschreitende Ausdehnung des englischen Handelsverkehrs in den südamerikanisch-spanischen Kolonien.“*) Damit, daß Neapel und Sizilien dem Kaiser durch die beiden verbündeten bourbonischen Höfe entrissen werden könnten, rechnete man allerdings in London, aber man erhoffte für den englischen Handel größere Vorteile, wenn die süditalienischen Häfen in spanischen Besitz kämen, und das gab den Ausschlag für die Haltung Englands und Hollands.

Kaiser Karl VI. sah sich in dem nunmehr ausbrechenden Kriege Frankreich gegenüber nur auf ferne russische Hilfe und die schwächliche Unterstützung durch die Reichskontingente angewiesen. Der siebzigjährige Prinz Eugen war außerstande, gegen die weit überlegenen Franzosen etwas auszurichten. Er bezog 1734 eine starke Stellung bei Heilbronn, aus der er nach Eintreffen von 6000 Hannoveranern und 10 000 Preußen, immer noch keine 40 000 Mann stark, einen Versuch unternahm, das von den Franzosen belagerte Philippsburg zu entsetzen. Das Unternehmen glückte nicht. Philippsburg wurde angesichts der deutschen Armee von der im ganzen 70 000 Mann zählenden französischen Armee zur Übergabe gezwungen. Auch das folgende Kriegsjahr hatte keine großen Taten zu verzeichnen.

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. II.

Prinz Eugen blieb, obzwar durch ein 12 000 Mann starkes russisches Hilfskorps verstärkt, den Franzosen immer noch unterlegen. Diese aber nutzten ihre Überlegenheit nicht aus. Sie hatten ihren Hauptzweck: die Gewinnung Lothringens, bereits erreicht. An eine Wiedereroberung des Landes aber schien in Wien niemand zu denken. Anderseits lag es nicht im Interesse Frankreichs, durch einen Vorstoß in das Reich dieses zu einer kräftigeren Gegenwehr zu veranlassen, vor allem nicht von der starken preußischen Armee mehr als das pflichtmäßige Reichskontingent auf sich zu ziehen. So ist denn dieser Krieg am Rhein in der Tat kaum ein Krieg zu nennen.*)

Nur in Italien, wo für das ehrgeizige Sardinien und für Spanien sich mehr greifbare Ziele boten, wurde der Krieg lebhafter geführt. Hier ging in den beiden Kriegsjahren ganz Oberitalien bis auf Mantua Österreich verloren. In Neapel und Sizilien aber hatten die Spanier den schwachen kaiserlichen Besatzungstruppen gegenüber leichtes Spiel. Die gänzliche Erschöpfung der österreichischen Finanzen, die im Reiche verbreitete Mißstimmung gegen den Krieg, die zweifelhafte Haltung des Kurfürsten Karl Albert von Bayern nötigten den Kaiser 1735 zum Friedensschluß. Für die Abtretung Neapels und Siziliens, das nunmehr ein drittes bourbonisches Königtum unter dem spanischen Prinzen Don Carlos wurde, tauschte der Kaiser Parma und Piacenza ein. Da Toscana an den Herzog Franz von Lothringen fiel, der 1736 der Erzherzogin Maria Theresia, der Erbin der habsburgischen Monarchie, vermählt wurde, gewann die Stellung Österreichs in Mittelitalien allerdings an Stärke. Mit Lothringen wurde Stanislaus Lesczynski für den Verlust der polnischen Krone entschädigt. Nach seinem Tode sollte das Land Frankreich zufallen, das tatsächlich schon jetzt von ihm Besitz ergriff.

Der Verlauf dieses Krieges zeigt recht eindringlich, wie der politische Zweck die Führung des Krieges beeinflußt. Im Vergleich mit der voraufgegangenen Zeit unter Ludwig XIV. sind die Ziele kleiner und dementsprechend auch die militärischen Anstrengungen. Der Zeit fehlen die großen Ideen, die weltbewegenden Interessen, sie ist erfüllt von Ländergier, von politischer Intrige und Projektenmacherei. So trägt denn auch die Kriegführung den Stempel der Willkür der Kabinette, es ist recht eigentlich die Zeit der Kabinetts-

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. II.

kriege. Der Ländertausch ohne Rücksicht auf Nationalität und Interessen der Untertanen galt als durchaus berechtigt. „Herrscher und Staat waren gleichsam identifiziert. Dieses Verhältnis hat nicht so selten die Form angenommen, daß der Herrscher mit seinem Staate wie mit einem Privatgut schaltete, ihn seinen persönlichen Wünschen und Launen dienstbar machte."*)

Nicht überall herrschte indessen diese Auffassung. „Die Begründer brandenburgisch-preußischer Größe, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Einzige haben es anders aufgefaßt. Jeder von ihnen war, was der Große Friedrich von sich sagt, der erste Diener seines Staates."*) Aus dieser Denkungsweise sollte alsbald eine neue Art kraftvoller Politik und glänzender Kriegführung erwachsen.

Die Entstehung des preußischen Militärstaats

Seit der Königskrönung vom 18. Januar 1701 führte die brandenburgische Armee die Bezeichnung „Königlich Preußische". Diese Bezeichnung wurde ein Band enger Gemeinschaft zwischen den in den weit auseinanderliegenden Provinzen des neuen Königreichs aufgestellten Truppen. Die Regimenter, die mit einer stolzen Tradition aus dem Spanischen Erbfolgekriege heimkehrten, fanden unter dem zweiten Könige nur in geringem Maße Gelegenheit, neuen Siegeslorbeer dem alten hinzuzufügen. Im zweiten Nordischen Kriege bildete die Einnahme von Rügen im Jahre 1715 eine schöne Waffentat; im ganzen aber dankte Friedrich Wilhelm den Gewinn von Stettin und von Vorpommern bis zur Peene mehr dem Gewicht, das seine starke, stets marschfertige Armee seinem Ansehen gab, als dem rücksichtslosen Gebrauch seiner Truppen. Seine Verdienste um die Armee sind groß, aber sie liegen auf dem Gebiet der Friedensschulung. Er hat im Verein mit dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau das straffe, preußische Exerzieren begründet und jene „admirable Disziplin", die sein großer Sohn als einen Hauptvorzug seiner Armee gerühmt und stets als ein wesentliches Hilfsmittel seiner Siege betrachtet hat. Mit Recht ist Friedrich Wilhelm I. Preußens größter innerer König genannt worden. Wie im Staate, so hat er auch im Heere mit seiner urwüchsigen Kraft eine gewaltige, dauerhafte Arbeit vollbracht. Wie im Staate seine Souveränität, so etablierte er in der Armee seine Kriegsherrlichkeit wie einen „rocher de bronze".

*) Schäfer, a. a. O. I.

Mit ihm erst ist der König unbeschränkter Herr über alle Truppenteile. Alle Offiziere stehen zum Könige in einem besonderen, persönlichen Verhältnis, das an dasjenige der mittelalterlichen Gefolgsleute zu ihrem Dienstherrn erinnert. Nirgends sonst kommt das in gleicher Weise zum Ausdruck. Der König selbst betrachtet sich als den ersten Offizier seiner Armee und gibt dem dadurch Ausdruck, daß er dauernd Uniform trägt. Indem er den Adel seines Landes zwingt, Dienst zu tun, erzieht er sich ein nationales Offizierkorps von ritterlicher Gesinnung und verknüpft zugleich das Interesse der adligen Geschlechter auf das innigste mit der Armee. Die sittigende, erzieherische Macht, die in der Armee liegt, trat unter Friedrich Wilhelm zuerst hervor. So hart und roh die von ihm angewandten Mittel nach unserer heutigen Anschauung auch waren, die strenge, preußische Zucht hat doch mit der Zügellosigkeit der Soldateska früherer Zeiten aufgeräumt.

Unter diesem Könige erhielt der preußische Staat sein besonderes militärisches Gepräge, das ihm von nun an eigentümlich blieb. Gleich das Jahr 1713, das erste seiner Regierung, sah eine ansehnliche Vermehrung der Armee, und während der König ein Heer von 40 000 Mann übernommen hatte, hinterließ er seinem Sohne ein solches von 83 000 Mann.

Mit einer Bevölkerung von 2½ Millionen war der damalige preußische Staat der zwölfte in Europa, hinsichtlich der Stärke seiner Armee war er der vierte. Hier stand Frankreich mit 160 000 Mann noch immer an der Spitze, es folgten Rußland mit 130 000, dann Österreich mit 100 000 Mann. Noch mehr bedeutete, daß von der preußischen Armee 70 000 Mann Feldtruppen jederzeit marschbereit waren; sie standen nicht nur zum Teil auf dem Papier wie in anderen, an und für sich mächtigen Staaten. Von den sieben Millionen des Staatseinkommens gingen fünf für militärische Zwecke auf. Wie die militärische, war auch die finanzielle Mobilmachung dauernd sichergestellt, denn es gelang Friedrich Wilhelm I., einen Staatsschatz von zehn Millionen Talern anzusammeln. Dadurch ist es Friedrich dem Großen möglich geworden, den Ersten und zum Teil auch den Zweiten Schlesischen Krieg zu führen, ohne daß er in finanzielle Bedrängnis geriet. Erst das Kriegsjahr 1745 führte eine solche herbei. Um sie zu heben, versuchte der König, eine Anleihe in Holland aufzunehmen. Die hierüber eingeleiteten Unterhandlungen verliefen in-

dessen ergebnislos, ebenso solche mit Frankreich behufs Zahlung von Subsidien. So hat denn hier zuerst eine von den Landständen erhobene Zwangsanleihe in Höhe von 1,35 Millionen Taler aushelfen müssen, für die als Bürgschaft die Erträge der Akzise dienten.

Die Großmachtstellung, die sich Preußen unter Friedrich dem Großen errungen hat, ist selbst unter ihm noch auf lange Zeit hinaus eine mehr scheinbare geblieben, nur die Persönlichkeit des Königs, der geordnete Staatshaushalt und die starke Armee haben Preußen in der Welt Achtung verschafft. Dieses Land hatte, wie kein anderes, seine Bedeutung der Armee zu verdanken.

Die hohen Kosten der Ausländerwerbung auf der einen Seite, die Störung der ländlichen und bürgerlichen Erwerbsarbeit durch die schon unter Friedrich I. aufgekommene Lieferung inländischer Rekruten auf der anderen, veranlaßten Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1733 mit dem Kantonreglement einen neuen Weg systematischer Heeresergänzung zu beschreiten. Die Regimenter rekrutierten sich fortan aus bestimmten ihnen zugewiesenen Ersatzbezirken, den Kantons. Sie erhielten damit hinsichtlich ihres inländischen Ersatzes ein bestimmtes landschaftliches Gepräge und besaßen in ihren Kantons an ausgebildeten und dorthin beurlaubten Mannschaften eine stets verfügbare Kriegsreserve. Daneben blieb die ausländische Werbung bestehen, so daß beim Tode Friedrich Wilhelms 1740 im Frieden doch immer noch drei Viertel der unter der Fahne befindlichen Mannschaft geworbene Ausländer waren, ein Verhältnis, das sich aus dem Bestreben des Königs, sein Land vor allem wirtschaftlich zu heben, erklärt. Der Begriff der allgemeinen Wehrpflicht war jener Zeit noch fremd; so bestanden denn auch zahlreiche Befreiungen von der Kantonpflicht, die allein auf den unteren und zwar vorzugsweise den bäuerlichen Bevölkerungsschichten lastete. Immerhin hat die Kantonpflicht insofern der späteren Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorgearbeitet, als sie das Bewußtsein von der dem Könige und dem Staate zu leistenden Pflicht in der breiten Masse des Volkes wachrief und erhielt.

Die Regierung König Friedrich Wilhelms I. ist in hervorragender Weise eine Zeit der Sammlung und der Vorbereitung für eine kommende aktive Politik und große Kampfleistungen gewesen. Es ist, als ob die Forderung, die der König an seine Potsdamer Riesen stellte: „geschwind laden, geschlossen antreten, wohl anschlagen, wohl

in das Feuer sehen, alles in tiefster Stille" prophetisch werden sollte für eine anbrechende große kriegerische Zeit. Was „in tiefster Stille" auf den preußischen Exerzierplätzen eingeübt worden war, sollte sich im Schlachtendonner der drei Schlesischen Kriege bewähren.

Die treffliche Waffe aber, die er von seinem Vater ererbt hatte, mußte für einen jungen, hochstrebenden Fürsten wie Friedrich II. einen mächtigen Antrieb bilden, in dem Streit, der, wie längst vorauszusehen, beim Tode Karls VI. um die habsburgische Erbschaft entbrennen würde, als erster seinem Staate die erwünschte Machterweiterung durch Besitznahme Schlesiens zu sichern. Schon als Kronprinz hatte er es beklagt, daß sein Vater eine Armee von 80 000 Mann nicht ihrem Werte entsprechend zu verwenden wisse. Für die Nicht-Erfüllung der österreichischen Versprechungen hinsichtlich der Jülich-Bergischen Erbschaft, die sein Vater grollend hingenommen hatte, war er jetzt fest entschlossen, eine Entschädigung in Schlesien zu suchen.

Der Anreiz zu solchem Entschlusse war um so größer, als keine genügende Waffenmacht die sogenannte „Pragmatische Sanktion" schützte, derzufolge der Gesamtbesitz des Hauses Österreich auf Maria Theresia, die Tochter Karls VI., übergehen sollte. Der Kaiser hatte geglaubt, die Pragmatische Sanktion durch die von ihm erlangte Anerkennung aller beteiligten Mächte gesichert zu haben. „Was aber nach seinem Ableben geschah, wird wohl immer einer der schlagendsten Belege bleiben für den Wert von Verträgen, denen die Stütze achtunggebietender Waffengewalt fehlt. Die Ansprüche meldeten sich von allen Seiten, während Finanzen und Heerwesen der Monarchie zerrüttet waren."*) Es ist bereits der Gründe gedacht worden,**) die einer geordneten Entwicklung des österreichischen Staatshaushalts entgegenstanden und die bewirkten, daß jeder neue Krieg die finanziellen Kräfte der Monarchie völlig erschöpfte. Hierzu kamen die Rückschläge der letzten Jahre: der Verlust der reichen italienischen Landschaften und ein neuer matt geführter Türkenkrieg, den 1739 der Friede von Belgrad beendete. Die letzten Errungenschaften des Prinzen Eugen wurden hier zum Teil wieder geopfert.

Sein großes Leben hatte im Frühjahr 1736 geendet. Mit ihm war ein Mann dahingegangen, in dem „der innerste Staatsgedanke

*) Schäfer, a. a. O. I.
**) S. 21.

der österreichischen Monarchie lebendiger verkörpert gewesen ist als in manchem der habsburgischen Kaiser".*) Nun galt es für Österreich, ohne einen solchen führenden Geist sich im Kampfe um sein Dasein zu behaupten. Mit Recht ist darum gesagt worden:**) „Es wird stets ein Ruhmestitel Maria Theresias bleiben, daß sie sich, jung wie dereinst Isabella von Spanien und Elisabeth von England, zu behaupten verstand, und eine der schönsten Erinnerungen der österreichischen Geschichte, daß gerade die ungarische Nation, die sich gegen habsburgische Herrschaft so lange und so heftig gesträubt hatte, in schlimmster Not ihr Halt gewährte."

Der erste Schlesische Krieg.

Diese Not nahm ihren Anfang mit der Schilderhebung König Friedrichs. Er selbst hat zugegeben, daß bei dem Entschluß von 1740 das Verlangen, sich einen Namen zu machen, mitgewirkt habe. Den Offizieren der Berliner Regimenter sprach er vor dem Ausmarsch von den „Rendezvous des Ruhms", wohin er sie beschieden habe. Sein Ehrgeiz aber war „beglaubigt durch die Weihe der Kraft und geadelt vor allem dadurch, daß er sich erwärmte an der heiligen Flamme der Vaterlandsliebe. Denn unzertrennlich von dem persönlichen Ehrgeiz war in Friedrichs Brust die edle Leidenschaft, seinem Volke vor Europa Achtung zu verschaffen, die ungünstigen Eindrücke der vergangenen Zeiten zu verwischen, die Natur des Zwitterwesens zwischen Kurfürstentum und Königreich endgültig zu bestimmen, sein Preußen einzuführen in die Reihe der großen Mächte".***) Als ein begehrter Bundesgenosse und gefürchteter Gegner wollte er dastehen. Dem entsprach es, wenn er unmittelbar nach seinem Regierungsantritt die Armee um 10 000 Mann vermehrte und Sorge trug, daß dieses überall bekannt wurde. Gleichwohl ist es nicht das bloße Vorhandensein der ansehnlichen preußischen Streitmacht, die dem Könige die gewünschte Stellung unter den Mächten gab, sondern erst die Überzeugung von dem hohen kriegerischen Werte dieser bisher verspotteten Paradearmee, den sie bei Mollwitz an den Tag legte. Die Feuerprobe, die dort die Armee bestand, ist von großer politischer Bedeutung geworden.

Der König hat dann, nachdem er ein Bündnis eingegangen war mit Frankreich und Kurfürst Albert von Bayern, der Ansprüche

*) Erdmannsdörffer, a. a. O. II.
**) Schäfer, a. a. O. I.
***) Koser, König Friedrich der Große, I.

auf einen Teil der österreichischen Erbschaft erhob, vergeblich versucht, die Verbündeten, denen sich auch Sachsen zugesellt hatte, zum gemeinsamen Vormarsch auf Wien zu bewegen. Als sie sich auf Prag wandten und es den Anschein gewann, als ob sie Preußen geflissentlich allein die Hauptlast des Krieges zuschieben wollten, ist König Friedrich am 9. Oktober 1741 jene geheime Abrede von Kl. Schnellendorf eingegangen, die dem Feldmarschall Grafen Neipperg den ungehinderten Abzug aus Schlesien ermöglichte und dessen Armee zur Verteidigung der übrigen Erblande verfügbar machte. Als Entgelt dafür sollte Neiße nach vierzehntägiger Scheinbelagerung den Preußen übergeben werden. Als dann Prag fiel, bevor Neippergs Armee zum Entsatz heranzukommen vermochte, auch das Geheimnis des Kl. Schnellendorfer Abkommens von Österreich nicht gewahrt blieb, machte der König wieder offen mit den Verbündeten gemeinsame Sache.

Die zweideutige Rolle, die er im Herbst 1741 inmitten des Krieges spielte, hat ihm selbst bei den damaligen Anschauungen den Ruf der Unzuverlässigkeit eingetragen. Sein Verhalten erklärt sich einerseits aus seinem Temperament und anderseits aus der Rücksicht auf seinen Staat. Voll Unmut über die Kriegsleitung Frankreichs sah er unberechenbare Gefahren für den nächsten Feldzug und die weitere Zukunft voraus, wenn man Österreich Zeit ließ, seine Kraft zu sammeln. Die Opfer eines langen Krieges aber seinem Staate aufzuerlegen, war er nicht gewillt, denn eine Eroberernatur war er in keiner Weise. Er übersah dabei, daß er für einen geringfügigen augenblicklichen Vorteil in jeder Weise Nachteile für die Zukunft eintauschte, denn er wäre vor Freund und Feind bloßgestellt und geopfert worden, wenn es Neipperg gelang, die Verbündeten Preußens aus Böhmen zu verdrängen, und wenn diese infolgedessen sich mit dem Hause Österreich vertrugen. Noch ist der König nicht zum Politiker und Feldherrn großen Stiles herangereift, noch fehlt ihm das klare Bewußtsein, daß die kleinen Winkelzüge politischer Intrige einem großen Staatswesen niemals frommen können, daß eine Politik, die zum Schwert greift, es erst nach vollem Erfolge niederlegen darf, daß jeder große Kriegszweck Opfer fordert. Es hat noch mancher schmerzlichen Erfahrung bedurft, bis sich der König endgültig lossagte von den überkommenen kleinen Mitteln der Kabinettspolitik seiner Zeit.

Die Lage, die das Abkommen von Kl. Schnellendorf herbei-

führte, enthält für alle Zeiten die Lehre, daß nichts verderblicher ist als Halbheit in Politik und Kriegführung, daß scheinbar Nebensächliches die weitreichendsten Folgen haben kann. Treffend sagt Koser:*) „Wohl stehen wir hier vor einem der Fälle, wo der Gang der Geschichte uns mahnen will, über den wirren Zufälligkeiten ein lenkendes Walten zu erkennen. Durch eine Verhandlung, in der, wie in keiner anderen, Augenblicksrücksichten und menschliche Übereilungen den Ausschlag gegeben haben, ist ein Ergebnis von großer welthistorischer Bedeutung gesichert worden. Österreichs Zukunft war gerettet. Der, welcher die stolze alte Macht an den Rand des Abgrundes gedrängt, war, indem er den Arm für einen Augenblick sinken ließ, ihr Beschirmer und Wohltäter geworden . . . . . Wie oft hat Friedrich nachmals vom Schicksal es sich ersehnt, dem Todfeind die Pharsalusschlacht schlagen zu können. Eine Gelegenheit, wie er sie sich im Herbst 1741 hat entgehen lassen, sollte ihm nie wieder zulächeln. Der Knoten seiner Geschicke war jetzt geschürzt. Der Fehler von Kl. Schnellendorf ließ sich in einem langen Leben nicht wett machen, die Schuld mußte dereinst gesühnt werden in unermeßlichem Leiden."

Gebundenheit der damaligen Kriegsweise.

Der Grundgedanke des Königs ist bei alledem gewesen, sich aus dem Streit um die österreichische Erbschaft, nachdem er sich Schlesien gesichert hatte, sobald als möglich herauszuziehen. An diesem Gedanken hat er auch im nächsten Kriegsjahre festgehalten, selbst nachdem ihm ein zweiter Waffenerfolg bei Chotusitz beschieden worden war. Der Separatfrieden von Breslau im Juli 1742, durch den er sich von seinen Verbündeten schied, entsprach allerdings in weit höherem Maße als der Kl. Schnellendorfer Vertrag der allgemeinen politischen und militärischen Lage. Bei einem Vorstoß nach Mähren, den er Anfang 1742 unternommen hatte, war er von den Franzosen und Sachsen nur mangelhaft unterstützt worden, vor allem aber hatten Verpflegungsschwierigkeiten den König genötigt, die Offensive nach Nieder-Österreich aufzugeben. Was für einen Söldnerführer des Dreißigjährigen Krieges ausführbar gewesen wäre, verbot sich bei der geregelten Kriegsweise, wie sie sich ein Jahrhundert später herausgebildet hatte. Die Landsknechtshaufen hatten den durch systematische Werbung und Aushebung von Landeskindern ergänzten Armeen Platz gemacht. Diese wollten mit einer gewissen Schonung geführt werden, denn sie

*) A. a. O. I.

verfügten nicht über die großen Ergänzungsquellen eines heutigen Volksheeres. Die Auffassung der Zeit ging ohnedies dahin, daß der Krieg nicht Sache der Nationen als solcher, sondern nur der Kabinette sei. Die Armeen erscheinen als deren ausführende Organe. Der einer gesunden Auffassung vom Kriege innewohnende Begriff der Kraft wurde dadurch abgeschwächt. Diese Abschwächung hatte das gute, daß sie eine humanere Behandlung der vom Kriege berührten Lande mit sich brachte, aber die Notwendigkeit, die Armeen in Zucht zu halten, ließ dafür die Sorge für ihre Ernährung stark in den Vordergrund treten. In diesem Sinne hat König Friedrich einst geäußert: nicht er kommandiere die Armee, sondern Mehl und Furage. Er warnt denn auch, nachdem er seine ersten Kriegserfahrungen gesammelt hat, vor sogenannten „Pointen", Vorstößen tief in das feindliche Land hinein, bei denen die Armee sich von ihren Magazinen entfernt, wie auf dem Zuge nach Mähren 1742. Es kam zu der Behinderung der Armeen durch die Magazinverpflegung noch hinzu, daß sie bei ihrer damaligen geringen Stärke sich unverhältnismäßig durch zurückzulassende Etappentruppen schwächen mußten. Landwehrformationen, wie sie heute für diese Kriegszwecke zweiten Ranges verwendet werden, standen nicht zur Verfügung.

Die Erschwerung, die einer offensiven Kriegführung hieraus erwuchs, ist später zu Anfang des Siebenjährigen Krieges ganz besonders hervorgetreten. Schon Clausewitz sagt:*) „Hätte Friedrich der Große in den sechs Wochen, die zwischen den Schlachten von Prag und Kolin verflossen, 20 000 Mann Verstärkung erhalten, so wäre Daun bei Kolin geschlagen worden. Man kann Friedrich dem Großen keinen Vorwurf deshalb machen, denn es war ganz in der Verfassung und den Einrichtungen des damaligen Kriegsstaats gegründet, die Armee während des Winters zu ergänzen, aber klar ist es, daß eine Ergänzung von 20 000 Mann Anfang Juni vielleicht mehr wert gewesen wäre als 100 000 Mann im Winter, und diese wahrscheinlich ganz überflüssig gemacht hätte." Der König selbst hatte eine lebhafte Empfindung von den Grenzen seiner Kraft, wie sie der alte Staat ihm zog. Im Dezember 1756 schrieb er seinem Freunde Algarotti**) im Hinblick auf das kommende Kriegsjahr: „Was wir auch immer unternehmen mögen, wir sind uns doch bewußt, daß wir

*) Band IX. Friedrich der Große.

**) Pol. Korresp. XIV. 8481.

nicht im Zeitalter der Cäsaren leben. Wir werden immer nur den höchsten Grad der Mittelmäßigkeit erreichen können."

Über diese Mittelmäßigkeit hat erst wieder Napoleon die Kriegführung hinausgehoben, und seitdem ist sie, gestützt auf die gesamte Volkskraft, in den Bahnen, die er gewiesen, fortgeschritten. Deutlich tritt hier hervor, daß, um mit Clausewitz zu sprechen,*) „jede Zeit ihre eigenen Kriege, ihre eigenen beschränkenden Bedingungen, ihre eigene Befangenheit hat . . . . . Die beschränkte, zusammengeschrumpfte Gestalt des Krieges rührte von der schmalen Unterlage her, auf welche er sich stützte. Daß aber ausgezeichnete Feldherren und Könige mit ebenso ausgezeichneten Heeren nicht stärker aus der Masse der Totalerscheinungen hervortreten konnten, daß auch sie sich gefallen lassen mußten, in dem allgemeinen Niveau des mittelmäßigen Erfolges zu bleiben, lag in dem politischen Gleichgewicht Europas . . . Die politischen Interessen, Anziehungen und Abstoßungen hatten sich zu einem sehr verfeinerten System ausgebildet, so daß kein Kanonenschuß in Europa geschehen konnte, ohne daß alle Kabinette ihren Teil daran hatten".

So sollte denn auch König Friedrich sich nicht lange des Friedens freuen. Alsbald erwies es sich für ihn als unmöglich, als tatenloser Zuschauer beiseite zu stehen, wo das Kriegsfeuer ganz Europa ergriffen hatte.

Fortgang des Österreichischen Erbfolgekrieges.

Noch bevor der Streit um die österreichische Erbschaft entbrannte, hatte im Oktober 1739 England Spanien den Krieg erklärt, als dieses auf das Durchsuchungsrecht englischer Schiffe, als auf eine Schutzmaßregel gegen den Schmuggelhandel in den Gewässern seiner amerikanischen Kolonien nicht verzichten wollte. Die Kriegserklärung war die Folge einer langen Reihe von Handelszwistigkeiten zwischen den beiden Mächten und bildete nichts anderes als einen neuen Anspruch Englands auf die Oberherrschaft zur See. Damals entstand das stolze Lied „Rule Britannia, rule the waves". Es bezeichnete klar die Lage, denn der Krieg wurde von der Nation gegen die Ansicht Walpoles, der stets zu Kompromissen geneigt war, ertrotzt. England ergriff schon wegen dieses Streites mit Spanien in dem allgemeinen Kampfe die Partei Österreichs, denn Spanien suchte weitere Teile der italienischen Besitzungen des Hauses Habsburg an sich zu reißen. Dazu

*) Vom Kriege. Skizzen zum 8. Buch, 3. Kap.

kam, daß die stets bestehende Mißgunst Hannovers gegen Preußen die englische Politik in der Parteinahme für Maria Theresia noch bestärkte. Frankreich wurde von seiner alten Gegnerschaft gegen Österreich zum Eingreifen bestimmt. Dieses vollzog sich — einer uns wunderbar anmutenden Auffassung jener Zeit entsprechend — zunächst nicht unter offener Kriegserklärung gegen Österreich. Die französischen Truppen traten lediglich als Hilfstruppen des neugewählten Kaisers, des Kurfürsten von Bayern, auf. In gleicher Weise unterstützte auch die französische Flotte die spanische, ohne daß offiziell der Friede mit England als gebrochen galt. Während der König von Sardinien für Österreich gewonnen wurde, gelang es Frankreich, Schweden zu einem Angriff auf Rußland zu bewegen, um dessen Eingreifen zugunsten Österreichs zu hindern.

Bei Ausbruch des Krieges war die französische Marine wenig leistungsfähig. In den müden Jahren, die dem Spanischen Erbfolgekriege gefolgt waren, hatte man sie arg vernachlässigt. Sie zählte nur noch 45 Linienschiffe und war, selbst mit der spanischen Marine vereinigt, den 90 Linienschiffen der Engländer unterlegen. Aber auch diese hatten unter Walpoles friedliebendem Regiment nicht alles getan, um sich die unbedingte Vorherrschaft zur See zu erhalten. Es fehlte namentlich an den erforderlichen Bemannungen, da die Anforderungen der englischen Kauffarteifahrt so stark waren, daß ein Teil der Flotte stets aus Mangel an Besatzungen lahmgelegt war. Die an sich zahlreichen Seeleute waren zu Anfang des Krieges über die ganze Welt zerstreut.*) Die Unternehmungen gegen die spanischen Kolonien schlugen denn auch völlig fehl. Dagegen behauptete England anfänglich im Mittelmeer die Überlegenheit und erschwerte nach Kräften die Teilnahme spanischer und neapolitanischer Truppen am Kampfe gegen Österreich in Italien. Dennoch entsprach weder die Machtentfaltung noch das Geschick der Führung auf englischer Seite auf die Dauer der Lage. In der ersten größern Seeschlacht des Krieges vor Toulon am 22. Februar 1744, die der offenen Kriegserklärung Frankreichs an England noch voraufging, blieb das englische Geschwader gegen das französisch-spanische im Nachteil.

Zu Lande waren inzwischen Österreich und seine Verbündeten überall im siegreichen Fortschreiten begriffen gewesen.

*) Mahan I.

Ein erster im Winter 1742 unternommener Einfall der ungarischen Aufgebote in Bayern hatte zwar noch keinen dauernden Erfolg gehabt, im Jahre darauf aber gelang es Österreich ganz Bayern in Besitz zu nehmen. Die Franzosen hatten bereits im Dezember 1742 Böhmen räumen müssen. 1743 erschien Georg II. von England mit einer Armee im Reich. Sein Erfolg bei Dettingen veranlaßte die Franzosen über den Rhein zurückzugehen, wiewohl sie keineswegs entscheidend geschlagen waren. Es kennzeichnet die Auffassungen der Zeit, daß auch in dieser Schlacht die Franzosen dem Namen nach nur als Hilfstruppen des Kaisers, die englisch-hannöverschen Truppen als solche der Königin von Ungarn und Böhmen fochten.

Beginn und Verlauf des 2. Schlesischen Krieges.

Unmöglich konnte König Friedrich bei solcher Entwicklung der Dinge tatenlos beiseitestehen. Das Ansehen des mit auf sein Betreiben gewählten Wittelsbachischen Kaisers durfte nicht völlig schwinden, die eigene Sicherheit forderte gebieterisch eine erneute Teilnahme Preußens am Kriege. Sie bildete die einzig wirksame Garantie des Breslauer Friedens, die von einer völlig siegreichen Gegenpartei schwerlich zu erwarten war. Ein Versuch des Königs, das Reich unter seiner Führung bei Aufstellung einer Neutralitätsarmee zu einigen, schlug fehl. Er erstrebte im Sommer 1743 eine Stellung als immerwährender Generalleutnant an der Spitze der Reichstruppen. Damit wäre dem Kaiser der Schein der Macht, der Krone Preußen die Reichsfeldherrnschaft zugefallen. Die militärischen Anforderungen an die Reichskreise sollten nicht hoch bemessen werden, waren sie doch ohnehin, mit alleiniger Ausnahme Preußens, nur imstande, ihre Kontingente im Kriege mit Hilfe fremder Subsidien zu unterhalten. Die starke preußische Armee hätte dem Ganzen den erforderlichen Rückhalt gegeben. „Die Reichspolitik des Königs — so urteilt Koser*) — bewährte ihren praktischen Blick, indem sie die Besserung des Reiches bei der Wehrverfassung beginnen lassen wollte. Alldieweil sie aber hier einen der wundesten Punkte im öffentlichen Leben Deutschlands berührte, so war es beinahe eine Notwendigkeit, daß sie gleich bei ihrem ersten Anlaufe schwere Enttäuschung erfuhr. Deutschland strotzte von Männern, von geborenen Kriegern, aber Deutschland blieb deshalb doch nur der große Menschenmarkt Europas, wie sich die englischen Parlamentsredner wegwerfend ausdrückten; denn schon hatten

*) A. a. O. I.

deutsche Fürsten sich daran gewöhnt, die männliche Jugend ihres landesväterlichen Machtgebiets als lukrative Ware zu verwerten, als Ausfuhrartikel, für den ausländisches Geld in ihre Kassen strömte. Statt daß unter gesunden Verhältnissen die Gelder Mittel und die Truppen Zweck hätten sein müssen, wurden die Truppen lediglich als Mittel zum Zweck des Geldverdienens betrachtet. Wo dieser rein geschäftliche Standpunkt für die Politik der deutschen Höfe ausschlaggebend war, da ließ sich kein Fürstenbund zu großen nationalen Zwecken gestalten; wer im 18. Jahrhundert die kleinen deutschen Höfe zu solchen Zwecken haben wollte, mußte sie bezahlen. Bittere Not, die Verarmung im Gefolge der Verschwendung, zwang auch wohlmeinende Fürsten, aus dieser trüben Einnahmequelle zu schöpfen . . . Das System des Menschenschachers mit der äußersten Folgerichtigkeit durchzuführen, blieb dem Prinzen Wilhelm von Hessen vorbehalten, der für den Feldzug von 1743 den einen Teil seiner Truppen an den Kaiser, den anderen Teil an des Kaisers Gegner, die Engländer, vermietete. „Zur Schande meiner Nation bin ich genötigt, einzugestehen — so schreibt König Friedrich 1752 in seinem politischen Testament —, daß niemals das öffentliche Interesse dem Privatinteresse in höherem Grade aufgeopfert worden ist, als jetzt."

So sind denn damals nur Pfalzbayern und der Landgraf von Hessen zu einer Union mit König Friedrich zusammengetreten. Im Juni 1744 erneuerte er das Bündnis mit Frankreich, dessen endlich erfolgende offene Kriegserklärung an England und Österreich wesentlich sein Werk war, und im August ließ er 80 000 Mann von Schlesien und durch Sachsen als „Kaiserliche Hilfstruppen" in Böhmen einrücken.

Im Gegensatz zu seinem ersten hat der König diesen zweiten Krieg sehr sorgfältig diplomatisch vorbereitet. Der Erfolg ist gleichwohl ausgeblieben. Es gelang ihm nicht, Sachsen zum Anschluß zu bewegen, die sächsische Armee ist vielmehr nachher zu den Österreichern gestoßen. Auch der Feldzug des Jahres 1744 mißlang. Da Böhmen von österreichischen Truppen entblößt war, nahmen die Operationen anfänglich einen schnellen Fortgang. Am 16. September fiel Prag. Als dann die Preußen an der Moldau aufwärts weiter südwärts vordrangen, erschienen unerwartet früh 50 000 Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen, zu denen 20 000 Sachsen stießen, in ihrem Rücken. Die Franzosen hatten ihr Versprechen, die österreichische

Hauptmacht im Elsaß festzuhalten, nicht erfüllt; ein verlustreicher Rückzug nach Schlesien war für König Friedrich die Folge. Die Franzosen aber gewannen, da nunmehr die Kräfte Österreichs durch ihn gefesselt waren, die Möglichkeit, ihre Anstrengungen gegen die österreichischen Niederlande zu richten. Den entfernten Verbündeten überließen sie seinem Schicksal. Dieses aber war von nun an durch rein preußische Interessen bestimmt, da mit dem im Januar 1745 erfolgenden Tode Karls VII. der offizielle Anlaß zum Kriege für den König fortfiel.

Allein auf sich gestellt, in der Verteidigung seines Landes hat König Friedrich zuerst seine ganze Größe als Staatsmann und Feldherr erwiesen. Hohenfriedeberg und Soor, Katholisch Hennersdorf und Kesselsdorf haben ihm und seiner Armee den Ruf der Unbesiegbarkeit erworben. Bewundernd gestand der Marschall von Sachsen, der sonst keinerlei Vorliebe für Friedrich bekundete, als er die Nachricht von dem gelungenen Einfall in die Lausitz im Spätherbst 1745 erhielt: „Das Geschick, das der König von Preußen bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hat, ist des größten Lobes der Kenner wert. Alles, was er in diesem Feldzuge ausgeführt hat, ist schön und groß, aber die Erinnerung an dieses letzte Unternehmen verdient für immer im Ruhmestempel verewigt zu werden.“

Das Feldherrntum des Königs, gestützt auf eine auserlesene Armee, die er zwischen dem Ersten und Zweiten Schlesischen Kriege auf 140 000 Mann vermehrt hatte, ist es, was ihm die erstrebte Stellung inmitten der europäischen Mächte gab. Seine Siege hielten das bereits gegen ihn drohend erhobene Schwert Rußlands in der Scheide, sie machten mit einem Schlage die Absichten seiner Gegner zunichte, die auf nichts anderes hinausgingen als auf eine Zerstückelung der preußischen Monarchie. Solcher König an der Spitze solchen Heeres durfte Mäßigung zeigen. Auf der Höhe der Erfolge konnte sie ihm niemals als Schwäche ausgelegt werden, als ein vorzeitiges Abtreten vom Kampfplatz wie nach dem Breslauer Frieden. Jetzt hatten die führenden Mächte, Frankreich wie England, gleichermaßen ein Interesse daran, zu Preußen gute Beziehungen zu pflegen. Nichts hätte näher gelegen, nichts wäre dem Könige leichter gefallen, als sofort Sachsen zu vergewaltigen, nachdem der Tag von Hohenfriedeberg die Feinde vom schlesischen Boden verdrängt hatte. Dennoch hatte er die sächsische Scheinneutralität so lange beachtet, bis die Österreicher in der Lausitz sächsisches Gebiet betraten. Als dann am 15. Dezember 1745 die

sächsische Armee bei Kesselsdorf geschlagen war und mitsamt der österreichischen nach Böhmen zurückwich, als das ganze Land wehrlos zu den Füßen des Königs lag, bot er dennoch die Hand zum Frieden von Dresden auf Grundlage des Besitzstandes wie ihn der Friede von Breslau festgesetzt hatte.

Der Wert eines stets schlagfertigen, gut geführten Heeres zur Durchführung einer gesunden Politik der Selbsterhaltung tritt selten so klar hervor, wie für Preußen im Zweiten Schlesischen Kriege. Der König erzwingt in verhältnismäßig kurzer Zeit einen Frieden nach seinem Willen, während die übrigen Mächte bei weniger klaren Zielen den Kampf noch Jahre fortsetzen, bis ihn 1748 der Aachener Friede beendet. Dieser aber ändert am Besitzstande, wie er beim Ableben Kaiser Karls VI. war, nur Unwesentliches. Der Einzige, der einen namhaften Gewinn aus dem Streite davonträgt, ist König Friedrich.

In Nordamerika gewann England einige Vorteile, die indessen beim Friedensschluß gegen die ostindischen Eroberungen der Franzosen wieder herausgegeben wurden. In den europäischen Gewässern behielten die englischen Flotten die Oberhand, die französische Kriegsmarine erlitt empfindliche Einbußen. Die Verluste an französischen und spanischen Handelsschiffen übertrafen mit 3400 Fahrzeugen nur wenig die der englischen Handelsmarine. Wenn diese auch bei ihrer weit stärkeren Entwicklung von diesem Verlust weniger betroffen wurde, so hatte doch der englische Handel ebenfalls bedeutend gelitten. Daß keine größeren Anstrengungen Englands in der Führung des Seekrieges gemacht wurden, lag wesentlich an den inneren Verhältnissen des Landes. Georgs II. kontinentale Politik, in der er sich vielfach von den Interessen seines Kurfürstentums Hannover bestimmen ließ, brachten ihn in Widerspruch mit seinen Ministern und der englischen Nation. Verlegenheiten, wie sie durch eine drohende Landung französischer Truppen zur Unterstützung des Prätendenten Karl Eduard und dessen verwegenes Vordringen von Schottland nach England Ende 1745 bereitet wurden, beeinträchtigten weiterhin eine einheitliche, kräftige Kriegspolitik nach außen.

In Italien verlief der Krieg in einzelnen, zusammenhangslosen Unternehmungen, ohne irgend größere Tragweite. Nur die Niederlande sahen noch einmal eine ansehnliche Machtentfaltung und ein kräftiges Handeln. Die Franzosen unter dem Marschall von Sachsen entrissen den verbündeten österreichischen, englischen und holländischen

Truppen in den Jahren 1745 und 1746 die gesamten österreichischen Niederlande, und 1747 trugen sie den Krieg auf holländisches Gebiet. Es war das letzte Aufleuchten altfranzösischen Waffenruhms, der ein Jahrzehnt später, im Siebenjährigen Kriege, so schmählich dahinging. Entscheidend sind die Siege des Marschalls von Sachsen unter der schlaffen Regierung Ludwigs XV. nicht gewesen, da Frankreich alle Errungenschaften in den Niederlanden wieder preisgab. Bezeichnend ist, daß der Aachener Friede allein zwischen England und Frankreich vereinbart wurde. Sie waren durchaus die führenden Mächte in Westeuropa. Den übrigen kriegführenden Staaten wurde der Beitritt freigelassen, nicht nur Holland, das längst eine Macht zweiten Ranges unter englischem Einfluß war, Spanien und Sardinien, sondern auch Österreich. Hieraus ist eine arge Verstimmung der Kaiserin gegen das ihr bisher verbündete England entstanden, zumal der Aachener Friede die Garantie, auch Österreichs, für Schlesien einschloß. Diese Verstimmungen sind nicht ohne Einfluß auf die künftige Gruppierung der Mächte gewesen.

2. Der Siebenjährige Krieg.

Die Lage Preußens nach dem Zweiten Schlesischen Kriege ist mit Recht öfter mit derjenigen Deutschlands nach dem Kriege 1870/71 verglichen worden. König Friedrichs Streben ging nur darauf aus, das Erreichte zu behaupten, durch eine geschickte Diplomatie seinem Lande den Frieden zu erhalten. Deutlich aber empfand er die Schwüle der politischen Atmosphäre und war bemüht, alle Kräfte seines Staates anzuspannen, um unabwendbaren Gefahren erfolgreich mit Waffengewalt begegnen zu können. In den 1753 an seine Generale ausgegebenen „General-Prinzipien vom Kriege“*) sagt der König: „Unsere Kriege müssen kurtz und vives seyn, massen es uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohnvermerckt Unsere admirable Disciplin fallen machen, und das Land depeupliren, Unsere Resources aber erschöpfen würde.“ Er hat sich darum freilich nicht in seiner Standhaftigkeit inmitten des langen Krieges, der ihm bevorstand, beirren lassen. Er hat ihn auf sich genommen in vollem Vertrauen auf die Schlagfähigkeit seines Heeres.

Die Lage Preußens nach dem 2. Schlesischen Kriege, verglichen mit der heutigen Lage Deutschlands.

*) Bei Tayssen, Friedrich der Große. Militärische Schriften.

Das Vorbild des Königs mag dem Feldmarschall Moltke vorgeschwebt haben, als er in der Reichstagssitzung vom 14. Mai 1890 die denkwürdigen Worte sprach:*) „Wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre lang wie ein Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebt — wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche gerüstet wie nie zuvor, gegen einander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein Siebenjähriger, kann ein Dreißigjähriger Krieg werden."

Es lag in der Natur der Sache, daß Österreich nach der Wiedergewinnung Schlesiens trachtete und nur eine günstige politische Gruppierung der Mächte abwartete, um zur Tat zu schreiten. Nicht nur der Stolz der hochherzigen Frau auf dem Kaiserthrone war es, der hier mitsprach, auch nicht lediglich der Unwille darüber, daß die aufstrebende jüngere norddeutsche Macht eine Kräftigung auf Kosten des alten Österreich erlangt hatte, der Verlust Schlesiens war für Österreich gleichbedeutend mit einer Zurückdrängung aus dem deutschen Norden. Der Weg zur Ostsee, den einst Wallenstein der habsburgischen Monarchie zu öffnen geglaubt hatte, war ihr mit der Verdrängung vom Oberlauf versperrt. Der Kampf um die Vorherrschaft nicht nur in Nord-, sondern in Gesamtdeutschland, ist erst ein Jahrhundert später zugunsten Preußens entschieden worden. Der Fortfall aller innerdeutschen Streitpunkte hat dann an die Stelle der alten Rivalität der beiden Mächte ein dauerndes Bündnis von größter politischer und militärischer Bedeutung treten lassen.

Bekanntlich ist König Friedrich, sobald er Kenntnis von den Anschlägen seiner Gegner erhielt, ihnen mit dem Angriff zuvorgekommen. Er hat sich hierbei der Hoffnung hingegeben, daß die im Herbst 1756 erfolgte Besitznahme von ganz Sachsen, die Waffenstreckung der sächsischen Armee bei Pirna nebst der Abwehr des österreichischen Entsatzversuches, sowie die Besetzung eines Teiles des östlichen Böhmens vielleicht doch das Schwert der noch unvorbereiteten Gegner

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, VII. Band. Reden.

in der Scheide halten könnte. Schwerlich wird ein heutiger Staat ganz so verfahren können. Man wird sich scheuen, auf Grund der allgemeinen Wehrpflicht ergänzte Heere schon aufzubieten, um künftigen Möglichkeiten vorzubeugen. Der Zeit des bis aufs schärfste ausgeprägten Absolutismus war die Anschauung durchaus geläufig, daß die Armee ausschließlich Eigentum des Monarchen sei, wobei es nichts ausmachte, daß neben den angeworbenen Mannschaften auch Landeskinder — bei der mobilen Armee Friedrichs etwa die Hälfte — in den Reihen standen. Der Krieg galt dementsprechend als eine persönliche Sache des Fürsten. Dieses Verhältnis erscheint uns nur dort weniger im Widerspruch mit unserer Denkungsart, wo, wie namentlich in Preußen, der Monarch in der Sache des Staates aufging. Abgesehen davon, daß ein Volksheer nur dann gegen den auswärtigen Feind zu den Waffen gerufen werden wird, wo es sich um einen dem Volke selbst klar erkennbaren Kriegszweck handelt, greift eine heutige Mobilmachung in weit höherem Maße in alle Erwerbsverhältnisse ein als es im 18. Jahrhundert der Fall war. Die heutigen stehenden Armeen sind Kader-Armeen. Dieser Umstand bedingt eine weit höhere Verantwortlichkeit der Regierungen. In der erwähnten Reichstagsrede fährt denn auch Feldmarschall Moltke fort: „Wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert."

Ein Verfahren, wie es König Friedrich 1756 einschlug, würde außerdem heute nicht die gleichen Vorteile bringen, denn es bestehen nicht wie zu jener Zeit beträchtliche Verschiedenheiten in der Kriegsbereitschaft der einzelnen Mächte. Die Ereignisse rollen jetzt weit schneller und ohne winterliche Unterbrechung hinter einander ab. Gleichwohl erscheint des Königs Verfahren insofern auch jetzt noch vorbildlich, als es sich stets darum handeln wird, bei einer mit Sicherheit zu erwartenden, unmittelbar bevorstehenden feindlichen Handlung, dem Gegner in Mobilmachung und Aufmarsch zuvorzukommen und sich, gleich König Friedrich, die Initiative zu wahren. Der Geist, in dem er den Siebenjährigen Krieg in Angriff und Verteidigung geführt hat, wird für immer vorbildlich bleiben. Auf diesen Dritten Schlesischen Krieg treffen in noch höherem Maße die schönen Worte zu, mit denen Droysen*) bereits die Errungenschaften von Hohenfriedeberg kenn-

*) Preußische Politik V.

zeichnet: „Gewiß nicht das Glücksspiel des Krieges entscheidet zwischen den Staaten, was Recht und Unrecht ist; aber in dem Kampf um Sein oder Nichtsein unterliegen, zeugt von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeiht. Mag jeder Staat und jedes Volk nach seiner Art sein und leben und sich Glück wünschen, anders zu sein, wie die anderen, — was sie mit ihrer Art und Verfassung, mit ihrer Religion und ihren Sitten an Mitteln, Kräften, Tugenden gewinnen oder einbüßen, macht der Wettbewerb in der Staaten- und Völkergemeinschaft erkennbar und wirksam, und in letzter Instanz entscheiden darüber die großen Gerichtstage in dem Prozeß der Geschichte, die Schlachten. Denn das Reichsein, die Fülle materieller Mittel, die Masse tut es da nicht allein; es sind andere, ethische Momente, die den Sieg verbürgen und erringen: die gepflegte Bildsamkeit bis tief hinab, die Ordnung und Unterordnung, die der Masse Form gibt, die Disziplin, die sie verwendbar und auch im Mißlingen in sich gewiß macht, der Wetteifer aller edlen Leidenschaft, der die Seelen stählt und spannt, der starke Wille, der das Ganze lenkt, die Macht des Gedankens der zum gewollten Ziele führt."

Möchten diejenigen, die in unsern Tagen alles vom „Reichsein, von der Fülle materieller Mittel" erwarten, sich sagen, daß sie damit leicht „Schäden oder Schwächen großziehen, die die Geschichte nicht verzeiht."

Die festländischen Machtmittel der europäischen Staaten zu Beginn des Siebenjährigen Krieges.

Die Vermehrung der preußischen Feldarmee war in der Hauptsache mit dem Zweiten Schlesischen Kriege abgeschlossen. Nach dem Dresdener Frieden haben nur noch kaum nennenswerte Neubildungen stattgefunden. Die Stärke der Feldtruppen betrug zu Beginn des zweiten Kriegsjahres 1757 in 132 Bataillonen, 213 Eskadrons 147 600 Mann. Der Versuch, sie durch die Einverleibung der sächsischen Regimenter nach der Kapitulation von Pirna auf diese Höhe zu bringen, hat sich allerdings als verfehlt erwiesen. Die sächsischen Mannschaften entzogen sich sehr bald dem verhaßten und erzwungenen preußischen Dienst, und ihre Reste wurden bis auf vereinzelte Truppenteile, die bestehen blieben, noch im Laufe des Kriegsjahres 1757 den preußischen Regimentern einverleibt. Die sächsische Armee hatte nur aus Landeskindern bestanden, die mit rührender dynastischer Treue an ihrem angestammten Kurfürsten hingen. Es kam das dadurch zum Ausdruck, daß es gelang, noch während des Krieges aus Mannschaften, die sich dem preußischen Dienst entzogen

hatten, ein ansehnliches sächsisches Korps im französischen Solde zu bilden. König Friedrich rechnete damals im Grunde nur mit dem Ehrgefühl des Offiziers, beim gemeinen Mann setzte er edlere Triebfedern nicht voraus. In der höchsten Not hat freilich auch er erkannt, einen um wie viel höheren Wert seine heimischen Kantonisten im Vergleich mit den zum Teil recht unzuverlässigen Angeworbenen besaßen. Solche Masseneinstellung von Gefangenen, wie sie bei Pirna stattfand, und bei der noch dazu die sächsischen Truppenteile einfach in den Verband der preußischen Armee übertraten, mußte sich schwer rächen. Sie ist selbst nach damaligen Anschauungen nur durch die Notlage zu erklären, in der sich der König gegenüber seinen zahlreichen Gegnern befand. Im übrigen war das sogenannte „Unterstecken" von Kriegsgefangenen damals allgemein üblich.

Die Notwendigkeit, der zahlreichen leichten österreichischen Infanterie durch eine der ihrigen gleiche Kampfweise zu begegnen, ließ im Siebenjährigen Kriege die preußischen Frei-Bataillone entstehen, die allmählich die Zahl von 28 erreichten. Auch die Jäger und Husaren wurden während des Krieges vermehrt. Am größten war die Vermehrung an schwerer Artillerie, die vorzunehmen, der König sich, dem österreichischen Beispiel folgend und der gesteigerten Wichtigkeit des Stellungskrieges entsprechend, gezwungen sah. 1760 fanden in der Torgauer Schlacht schon bei 62 Bataillonen 132 schwere Geschütze Verwendung.

Als Festungsbesatzungen dienten etwa 70 besondere Garnisonbataillone. Während des Krieges hat alsdann der König die von seinem Vater abgeschaffte Landmiliz wieder ins Leben treten lassen. In Ostpreußen ist sie nur in geringem Umfange aufgestellt worden, aber in Pommern hat sie rühmlich zur Landesverteidigung gegen die Schweden und Russen mitgewirkt. In Pommern und der Uckermark sind 10 Land-Bataillone, 6 Eskadrons, in der Kurmark und Neumark je 3 Bataillone, 1 Eskadron, im Magdeburgischen und Halberstädtischen 3 Bataillone aufgestellt worden.

Diese Kraftanspannung, wie sie ein Weltkampf erforderte, fußte anfänglich auf einer durchaus sicheren Finanzlage. In den zehn Friedensjahren zwischen dem Zweiten Schlesischen und dem Siebenjährigen Kriege ist es dem Könige gelungen, wieder einen Staatsschatz von 13,2 Millionen Taler anzusammeln. Ihn bis auf 20 Millionen Taler zu bringen, wie ursprünglich beabsichtigt war, ge-

lang nicht. Der König hatte angenommen, daß er damit für vier Kriegsjahre finanziell gerüstet sein würde. Die Kosten der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges beliefen sich indessen auf wesentlich mehr als 5 Millionen jährlich, so daß der Schatz bereits Ende 1757 erschöpft war.*) Da außerdem die regelmäßigen Staatseinnahmen, die vor Beginn des Krieges jährlich etwa 11 Millionen Taler betragen hatten, infolge Besetzung und Schädigung ausgedehnter Strecken preußischen Landes durch den Feind, stark zurückgingen, hatte der König bereits im dritten Kriegsjahre mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Das eigene Land hat er gleichwohl wenig zur Deckung der Kriegskosten herangezogen, abgesehen von einer im Herbst 1757 verfügten Suspension eines Teils der Beamtengehälter und Pensionen und einer gleich bei Beginn des Krieges den Ständen auferlegten Zwangsanleihe von 3,75 Millionen Taler. Um so mehr mußte das von preußischen Truppen besetzte Sachsen herhalten. Es hat, abgesehen von Naturallieferungen, während des Krieges nicht weniger als 48 Millionen Taler, den dritten Teil der Kriegskosten, aufbringen müssen.**) Mecklenburg hat 4,2 Millionen, Bamberg und Würzburg etwas über 1 Million Taler gezahlt. Der König war sich wohl bewußt, daß es für einen Staat, der sich inmitten feindlicher Nachbarn behaupten will, unbedingt erforderlich sei, rechtzeitig erhebliche Geldmittel für den Festungsbau aufzuwenden. So sind denn auch in den zehn Jahren von 1746 bis 1756 für die am meisten bedrohten schlesischen Festungen: Neiße, Kosel, Schweidnitz und Glatz etwa 1½ Millionen Taler verbraucht. Die Bedeutung dieser für heutige Verhältnisse geringfügigen Summe tritt erst hervor, wenn man dagegen hält, daß für sämtliche übrige feste Plätze der weit gedehnten preußischen Monarchie, deren einschließlich der kleinen haltbaren Orte 53 waren, in derselben Zeit insgesamt nur 1¾ Millionen Taler angewiesen wurden. Die Knappheit der Mittel zwang, sich auf das Notwendigste zu beschränken, aber darin, wie es verwendet wurde, erkennt man, daß Friedrich, den Clausewitz „den offensivsten aller Feldherren" nennt, den Wert der Festungen für die Landesverteidi-

*) Hauptm. Ludwig, Kriegführung und Geld. Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, 4. Jahrgang 1907.

**) Hierbei ist immerhin die damalige beträchtliche Ausdehnung des reichen Landes zu berücksichtigen.

gung sehr wohl zu schätzen wußte. Ohne die Festungen, die den einbrechenden Österreichern immer wieder Aufenthalt bereiteten, hätte Schlesien schwerlich behauptet werden können.

König Friedrich unterscheidet sich von manchem andern großen Feldherrn, so von Napoleon, der bei der Rastlosigkeit, mit der er von einem Kriege in den andern trieb, niemals seinen Truppen eine gründliche Schulung zuteil werden ließ, dadurch, daß er zugleich der größte Lehrmeister seines Heeres gewesen ist. In den zehn Friedensjahren, die dem Siebenjährigen Kriege voraufgingen, legte der König in seinen Manövern den Grund zu einer Schulung für den Krieg, wie sie bis dahin noch nicht gekannt war. Die hohe Beweglichkeit, die der preußischen Armee trotz der starren Formen der Lineartaktik innewohnte, und der sie zum großen Teil ihren Vorsprung vor den Gegnern verdankte, ist um so mehr zu bewundern, als sie ihre eigentliche Ausbildung für den Krieg nur während einer alljährlichen sechswöchigen Exerzierzeit erhielt, da während der übrigen Zeit des Jahres die Kantonisten beurlaubt waren. Das feste Gefüge der preußischen Regimenter wurde nur erreicht durch die „ohnendliche Application", die der König von seinen Offizieren in den Generalprinzipien forderte. Er selbst, der König-Connétable, freilich bekundete sie in erster Linie. Er erreichte dadurch eine Einheitlichkeit der Ausbildung, wie sie sonst nirgends bestand und wie sie als sein Erbteil auf die heutige deutsche Armee überkommen ist.

Auch das Heer Maria Theresias war 1756 ein anderes als dasjenige des letzten Krieges. Freilich, wie ihr Gegner an der Spitze ihrer Truppen zu wirken und sie ins Feld zu führen, vermochte die große Kaiserin nicht, aber ihre belebende Einwirkung hat sich doch vor dem Kriege und in diesem vielfach geltend gemacht.

Der Friedenssollstand des österreichischen Heeres betrug vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges nach Durchführung der Neuorganisation im ganzen 177 000 Köpfe, davon 142 000 Mann Infanterie einschließlich 16 000 Grenzer, 32 000 Mann Kavallerie, 3500 Mann Artillerie und Pioniere.*) Große Fortschritte waren namentlich auf dem Gebiete des Artilleriewesens gemacht worden, und vieles war für eine bessere Schulung der Armee geschehen, größere Lagerübungen dienten

*) Großer Generalstab, Kriege Friedrichs des Großen. III. 1.

der unmittelbaren Vorbereitung für den Krieg. Daneben aber bestanden offensichtliche Mängel fort. Die Werbung reichte nicht aus, um die Reihen zu füllen, und die Rekrutierung im Lande fußte nicht auf der breiten Grundlage des preußischen Kantonsystems. Zu Beginn des Jahres 1755 bezifferte Feldmarschall Graf Daun den Fehlbetrag bei der Infanterie allein auf 38 000 Mann. Zwar gelang es, binnen Jahresfrist durch Werbung und den Ständen auferlegte inländische Rekrutierung den Stand der Infanterie um 26 000 Mann zu heben, im ganzen aber fehlte noch im Sommer 1756 viel an einer unmittelbaren Kriegsbereitschaft des Heeres. Die Kavallerie befand sich noch auf Friedensstärke, und die unverhältnismäßig weite Unterbringung machte es unmöglich, König Friedrich rechtzeitig eine stärkere Streitmacht in Böhmen entgegenzuwerfen. Die Regimenter waren wegen fehlender Feldausrüstung nicht marschbereit, überall fehlten die Bespannungen für die Artillerie und das Fuhrwesen. Dieses Nachteils gegenüber der ständigen Kriegsbereitschaft der preußischen Armee war man sich in Wien wohl bewußt, doch glaubte man noch bis zum nächsten Jahre Zeit zu haben, ihn auszugleichen, da der Angriffskrieg gegen Preußen bis dahin verschoben war,*) und vorzeitige finanzielle Opfer gescheut wurden.

Die Staatseinnahmen hatten sich zwar infolge zweckmäßiger Verwaltungsmaßnahmen gegen das Jahr 1740 fast verdoppelt, reichten aber keineswegs aus, einen Krieg gegen Preußen zu führen. Der leitende Minister, Fürst Kaunitz, glaubte die Kriegskosten auf 10 bis 12 Millionen Gulden jährlich veranschlagen zu müssen. Für diese ist größtenteils das verbündete Frankreich aufgekommen. Von den französischen Hilfsgeldern ist allerdings eine Million Rubel jährlich, über Wien, Rußland, dem anderen Verbündeten, zugeflossen. Ein Kriegsschatz von 4 Millionen Gulden reichte nur für die ersten, bei der Mobilmachung entstehenden Kosten aus. Eine Anleihe bei den Ständen der deutschen Erblande in Höhe von 10 Millionen Gulden konnte erst nach und nach flüssig gemacht werden, infolgedessen griff Kaiser Franz aus seinen Privatmitteln helfend ein. Er hat im Laufe des Krieges bis zum Jahre 1763 der Staatskasse Darlehen bis zu 45 Millionen Gulden vorgestreckt.**)

In seinem Buche „Le comte de Gisors" hat Camille Rousset

*) S. 66.

**) Großer Generalstab a. a. O.

versucht, wie er im Vorwort sagt, den Niedergang einer guten Armee darzustellen, derselben, deren Aufsteigen er in seiner Geschichte Louvois'*) geschildert hat. Er sagt über die französische Armee zu Beginn des Siebenjährigen Krieges: „Zwar gibt es in der Kriegsgeschichte des alten Frankreich kaum eine glänzendere Periode als diejenige der Feldzüge 1745 bis 1748. Fontenoy, Raucourt, Laafeld waren hervorragende Waffentaten, deren die Armee sich mit vollem Recht rühmen durfte, aber von diesen Siegen hatte die Armee unter dem Schatten ihrer stolzen Fahnen große Mengen geraubten Gutes aus den Niederlanden heimgebracht und damit zugleich Keime ungesunder Anschauungen, deren Weiterentwicklung auf dem Boden einer allen Versuchungen ausgesetzten Gesellschaft keinerlei Schranken gesetzt waren. Von 1748 bis 1756 hat Frankreich in einem bis dahin ungekannten Wohlstande geschwelgt, sich geistigen und sinnlichen Genüssen ohne Zügel hingegeben . . . Die Nation und mit ihr die Armee hat sich in solchem Leben entnervt. Als dann die Armee aus dem Müßiggange des Friedens, wo Mißstände unmerklich entstehen und sich fortpflanzen, zu den Waffen gerufen wurde, gewahrte sie, auf die das Land vertraute, und die sich immer noch für die alte hielt, plötzlich, daß sie ganz neue Bedürfnisse besaß, sie hatte allerlei neue, schwer zu erfüllende Ansprüche. Vom General bis zum gemeinen Mann, auf allen Stufen der militärischen Hierarchie, hatten der Einfluß des Zeitgeistes, der Hang zum Wohlleben, ihre verderbliche Wirkung ausgeübt."

Es war die beginnende Zersetzung des alten französischen Staates, wie sie ein Menschenalter später in der großen Revolution sich vollendete, die in den minderwertigen Leistungen von Armee und Marine während des Siebenjährigen Krieges zuerst offen zutage trat. Darin zeigt sich der innige Zusammenhang, der zwischen den inneren Zuständen von Staat und Gesellschaft und den Leistungen seiner Wehrmacht besteht. Der meist kultivierten Nation Europas, die Frankreich unbedingt damals bildete, der bisherigen politischen Vormacht des Weltteils versagten Heer und Flotte, und das bei höchster Tapferkeit einzelner Führer und ganzer Truppenteile. Der kriegerische Geist der Nation war nicht völlig geschwunden, er krankte nur an unheilbaren Zuständen und ungesunden Begriffen, von denen befreit, er später unter Napoleon aufs neue Wunder wirken sollte.

*) S. 14 und 17.

Der Sollstand der französischen Armee vor Beginn des Siebenjährigen Krieges betrug 184 000 Mann Infanterie und 37 000 Mann Kavallerie. Sie ergänzte sich ausschließlich durch Werbung. Mehr als ein Viertel der Feldtruppen bestand auch jetzt noch aus Fremdenregimentern, besonders Deutschen, Schweizern und Irländern. Zur Ergänzung der reinfranzösischen Truppenteile mußten vielfach minderwertige Leute angeworben werden, die den Anstrengungen eines Feldzuges nicht gewachsen waren. Eine Reserve besaß Frankreich in seiner 71 000 Mann zählenden Miliz, deren Organisation seit den Zeiten Louvois' eine wesentliche Erweiterung erfahren hatte. Sie diente zu Festungs- und Etappenbesatzungen, aber auch zur Verstärkung der Feldarmee. Die ihr zugewiesenen Bataillone der Miliz erhielten die ehrenvolle Bezeichnung „Königliche Grenadiere" und wurden zu zweien in Regimenter vereinigt. 1757 rückten 22 solcher Bataillone mit ins Feld. Eine Anzahl Freikorps in wechselnder Stärke, jedoch nur wenig über 1000 Mann zählend, wurden als leichte Truppen nur für den Krieg errichtet. Sie entsprachen den preußischen Freibataillonen, waren jedoch aus Infanterie und Kavallerie gemischt.

Trotz der von Rousset gerügten Mängel war man auch in Frankreich bestrebt gewesen, die Truppen in größeren Übungslagern für den Krieg zu schulen. Das preußische Vorbild war hierbei maßgebend. Einen Krebsschaden der Armee bildeten die ungünstigen Beförderungsverhältnisse. Dem unbemittelten Landadel war ein Aufsteigen über den Grad des Hauptmanns nur selten möglich, während der reiche Hofadel infolge der Käuflichkeit der Stellen frühzeitig zum Regimentsinhaber und dann bald durch Gunst zum General aufrückte. Die Zahl der Generale war ungemein groß. So befanden sich bei der Armee des Marschalls d'Etrées 1757: 44 Generalleutnants, 61 Maréchaux de camp, 86 Brigadiers. Auf diese Weise waren 50 Brigadiers überflüssig. Die Dragonerbrigade des rechten Flügels hatte beispielsweise an Schlachttagen an ihrer Spitze außer ihrem eigentlichen Brigadier drei Generalleutnants und drei Maréchaux de camp. Vom Hauptquartier aus wurde jeder dieser Generale auf 24 Stunden zum Dienst befohlen. Er war sonach, abgesehen von den 5 oder 6 Tagen, an denen ihn während eines Feldzuges der Dienst traf, überflüssiger Kriegsteilnehmer. Ein solcher Zustand mußte jedes Verantwortungsgefühl der Führer und jede Anhänglichkeit der Truppe an die Vorgesetzten von Hause aus ersticken. Es genügt ein vergleichender Blick auf die

spartanische Einfachheit der gleichzeitigen preußischen Armeeeinrichtungen, um die französischen Zustände in das rechte Licht zu setzen.

Der einst so ritterliche hohe französische Adel ist unter dem absoluten Königtum durch das Hofleben verweichlicht worden. Sein Niedergang setzt nicht erst unter Ludwig XV. ein, schon Ludwig XIV. hat diesen Adel durch höfische Gunstbezeigungen für den Verlust seiner Selbständigkeit zu entschädigen gesucht. Die Begriffe der Ehre im ritterlichen Sinne hat er darüber zwar nicht verloren, denn er hat unter dem alten Regime stets bewiesen, daß er mit Anstand zu sterben wußte, aber die Luft, die er atmete, war nicht die, in der Charaktere gedeihen, denen die Hingebung an eine große Sache höchstes Lebensziel ist. In diesem Sinne sagt das Generalstabswerk:*) „Daß die französische Heerführung in ihrer Schwächlichkeit zum Spotte der Welt wurde und die eigenen Truppen demoralisierte, ist wesentlich auf Rechnung der dauernd bis ins Feldlager reichenden höfischen und politischen Einflüsse sowie persönlicher Rivalitäten zu setzen. Generale, die mehr oder weniger tüchtig, doch stets durch Eifersüchteleien und Ränke jede einheitliche Leitung erschwerten, führten die Armeen. Da die Oberbefehlshaber erst die Ansicht des Hofes einholen mußten, bevor sie etwas unternahmen, so machte sich bei ihnen eine leicht erklärliche Unselbständigkeit fühlbar, die höchst nachteilig wirkte.“ Wie sollte man kühne Taten von Marschällen erwarten, deren vornehmstes Bestreben auch im Felde dahin ging, um nichts in der Welt die Gunst der Maitresse des Königs, der Marquise von Pompadour, zu verscherzen, und die einen nicht geringen Teil ihrer Zeit dem Briefwechsel mit dieser Dame widmeten?

Die Unterhaltung einer starken Armee und einer Achtung gebietenden Flotte, wie sie zur Durchführung der traditionellen bourbonischen Politik erforderlich waren, die zu entrichtenden ansehnlichen Hilfsgelder, sei es unmittelbar an die Bundesgenossen, sei es zur Bezahlung deutscher Kontingente, hätten in erster Linie gesunde finanzielle Verhältnisse erfordert. Davon aber war das damalige Frankreich weit entfernt. Schmoller sagt:**) „Das Ancien régime ging recht eigentlich an seiner Staatsschuld, seinen Staatsbankerotten und Defizits zugrunde . . . Partielle Staatsbankerotte, das heißt zeitweilige Nichtzahlung der Zinsen, dauernde Herabsetzung derselben, Kassierung von

*) A. a. O. Bd. V.
**) A. a. O.

Domänen und Ämterverkäufe gehörten seit dem 18. Jahrhundert zu den stehenden Finanzeinrichtungen des altfranzösischen Staates."

Es erregt auf den ersten Blick Befremden, daß ein so reiches Land in dieser Weise Jahrhunderte hindurch an einem chronischen Defizit krankt und dadurch in seiner Aktionskraft nach außen gelähmt ist. Schmoller hebt ferner hervor, daß man hierfür doch nicht in erster Linie die Verschwendung des Hofes verantwortlich machen dürfe, denn Ähnliches hätten auch andere Staaten erlebt. Es habe an den richtigen moralisch-politischen Einsichten in die Natur der Staatsfinanzen gefehlt. „Die Regierenden scheuten vor der überspanntesten Fiskalität, vor dem ungerechtesten Steuerdruck nicht zurück, weil man die Folgen damals noch nicht übersah. Sie fielen Jahrhunderte lang in die Hände von Traitans, von schlechten italienischen Bankiers, deren verbrecherischer Zynismus nur übertroffen wurde durch eine egoistische, habsüchtige Gewandtheit in Geldsachen. Die ungeheuren Staatsmittel flossen in ihre Taschen, statt dem Staate zu dienen. Die großen Reformatoren Sully und Colbert waren ihnen gegenüber nicht stark genug."

Die dritte starke Festlandsmacht im Bunde gegen Friedrich den Großen, Rußland, verfügte zwar über eine ansehnliche reguläre Armee von mehr als 300 000 Mann, davon etwa 40 000 Mann Kavallerie, doch kamen hiervon nur 150 000 Mann Feldtruppen für einen Krieg jenseits der Grenzen in Betracht. Die weiten Räume und schlechten Verkehrsverhältnisse erschwerten außerdem die Zusammenziehung der Truppen. Zur Auffüllung der bestehenden zahlreichen Lücken mußten für den Krieg übermäßig viele Rekruten eingestellt werden, die zum Teil den Anstrengungen der Feldzüge nicht gewachsen waren. Die Armee mußte für den Krieg erst vielfache Umformungen erleiden. Die stoische passive Tapferkeit des russischen Soldaten machten ihn in der Verteidigung zu einem sehr achtbaren Gegner, bei der Unfertigkeit der Armee und ihrer geringen Schulung waren ihre Bewegungen indessen sehr schwerfällig, zumal sie durch eine, wenn auch gute, so doch sehr starke Artillerie und einen zahlreichen Troß behindert war. Die zu dessen Fortschaffung nötigen Pferde erwiesen sich größtenteils als zu schwach. Die Husaren bildeten ein Mittelding zwischen der regulären und irregulären Kavallerie. Von dieser berechnete man die Zahl der Kasaken, die, ohne die asiatischen Grenzen völlig zu

entblößen, in einem europäischen Kriege verwendbar waren, auf 40 000 Mann, doch sind sie niemals in dieser Stärke aufgetreten.

Das Offizierskorps war nicht einheitlich und dadurch gespalten, daß unter der Kaiserin Anna die Ausländer, besonders die Deutschen, sehr bevorzugt worden waren, die Kaiserin Elisabeth aber dem national-russischen Element erneut Geltung zu verschaffen suchte.

Wie die französischen waren auch die russischen Feldherren in ihren Entschlüssen durchaus nicht frei. Eine aus mehreren Generalen, die keine oder nur geringe Kriegserfahrung besaßen, zusammengesetzte „Konferenz am Kaiserlichen Hofe" unter Vorsitz der Kaiserin und unter Leitung des Kanzlers Bestushew „hatte die vom Oberkommandierenden einzureichenden Entwürfe zu prüfen, um die Einheit der Heeres- und Flottenbewegungen sowie deren Übereinstimmung mit den politischen Zielen zu gewährleisten; das Kriegskollegium unterstand ihr hierzu als ausführende Behörde für Verwaltungsangelegenheiten."*) Die Weisungen aus Petersburg waren bei den weiten Entfernungen natürlich häufig durch die Ereignisse überholt. Die „Konferenz" lehnte daher die Verantwortung für ihre Vorschläge vielfach ab, die Energie des Oberkomandierenden aber mußte schon durch ihr bloßes Vorhandensein gelähmt werden. Für ihn kam dann noch als weiteres Hindernis hinzu, daß er zufolge der von Peter dem Großen erlassenen Kriegsreglements gehalten war, vor allen entscheidenden Entschlüssen einen Kriegsrat zusammenzurufen.

Diese Gepflogenheit der russischen Armee stand in vollem Gegensatz zu der Ansicht König Friedrichs, die er, wie folgt, zusammenfaßt:**) „Der Prinz Eugen pflegte zu sagen, daß so oft ein General keine Lust hätte, etwas zu unternehmen, kein besseres Mittel deshalb sey, als einen Krieges-Rath halten. Dieses ist um so mehr wahr, als die Erfahrung zeiget, daß der mehreste Theil derer Stimmen bey einem Conseil de guerre allezeit vor die Negative ausfallen. Ein General, welchen der Souverän seine Truppen anvertrauet, muß durch sich selbst agiren, und das Vertrauen, welches der Souverän in der Merite dieses Generals setzet, authorisiret ihn, daß er die Sachen vor sich und nach seiner Einsicht mache."

*) Großer Generalstab, a. a. O. IV.
**) Generalprinzipien, XXV. Artikel.

Die „Konferenz" in Petersburg stand in engen Beziehungen zum Wiener Hof und ließ sich daher vielfach von politischen Rücksichten leiten, die dem Oberkommandierenden meist unbekannt blieben und dazu fortwährendem Schwanken unterworfen waren.

Im ganzen war die Armee im Frieden arg vernachlässigt worden, wiewohl sie große Summen verschlang: bei einer Gesamteinnahme des Reichs von 13 Millionen Rubel, 6½ Millionen. In den letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges vorgenommene Vermehrungen und sonstige zur Hebung der Schlagfertigkeit notwendige Ausgaben hatten die Aufwendungen für die Armee auf nahezu $8^2/_3$ Millionen Rubel steigen lassen, sodaß demnächst mit Einschluß der Kriegskosten nahezu die gesamten regelmäßigen Einnahmen des Reichs für die Armee verbraucht wurden.

Ein neuer Seekrieg beginnt 1755 zwischen England und Frankreich.

Die Beziehungen König Friedrichs zu Frankreich sind nach dem Aachener Frieden bis zum Jahre 1755 durchaus freundliche gewesen, während es zwischen ihm und England nicht an Reibungen gefehlt hat. Erst der Ausbruch neuer überseeischer Zwistigkeiten zwischen England und Frankreich, die nach Europa übergriffen, haben dort die bisherigen Bündnisverhältnisse von Grund aus verschoben.

Zahlreiche, strittige Punkte, sowohl in Amerika als in Ostindien waren in Aachen unerledigt geblieben. In Ostindien gaben die Franzosen nach, indem sie auf die Politik der Einmischung ihrer dortigen Kompagnie in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten und damit auf die Begründung eines großen indischen Reiches wie es heute England besitzt, verzichteten. Sie waren außerstande, bei der Schwäche ihrer Flotte die dortigen Ansprüche aufrecht zu erhalten. Anders in Kanada. Hier besaßen sie durch den Lorenzstrom den Zutritt zu einem weiten, zukunftsreichen Hinterlande. Zwar die Bevölkerung der Kolonie war an Zahl derjenigen der nordamerikanischen Kolonien Englands bei weitem unterlegen, aber es waren waffengeübte, zur Selbstverteidigung befähigte Siedler. Nicht die englische Regierung begehrte damals Kanada, sondern ihre amerikanischen Untertanen, welche die Vertreibung der Franzosen von dort forderten. Anders glaubten sie ihre Ansprüche auf das Ohio-Tal westlich des Alleghany-Gebirges nicht durchsetzen zu können. Den Franzosen aber wäre mit diesem Gebiet die Verbindung zwischen Kanada und ihrer Kolonie Louisiana am unteren Mississippi verloren gegangen.

Die Feindseligkeiten begannen als Grenzkrieg 1755 zwischen den englischen und französischen Kolonisten. Die Franzosen sandten ein Geschwader mit Verstärkungen über See, dem es glückte, einer englischen Flotte, die bestimmt war, es abzufangen, zum großen Teil zu entgehen. Auch in den europäischen Gewässern kam es zu Feindseligkeiten. Die englische Flotte kreuzte zwischen der Westspitze der Bretagne und dem Kap Finisterre und bemächtigte sich sämtlicher französischer Kriegs- und Handelsschiffe, deren sie habhaft werden konnte. Ende 1755 waren 300 Handelsschiffe im Werte von 25 Millionen Mark genommen, und 6000 französische Seeleute wurden in England gefangen gehalten, annähernd die Bemannung von zehn Linienschiffen.*) Frankreich hatte zwar nach den ersten feindseligen Schritten Englands seinen Gesandten aus London abberufen, den Krieg aber nicht erklärt. Es schien alle Demütigungen hinnehmen zu wollen. Tatsächlich suchte es sich jedoch im Mittelmeer zu entschädigen. Während England durch Zusammenziehung von Truppen am Kanal und Scheinvorbereitungen in Brest mit einer Landung bedroht wurde, so daß es seine Flotte in den heimischen Gewässern festhielt, liefen im April 1756 von Toulon 150 Transportschiffe unter Bedeckung von 12 Linienschiffen aus, setzten 15 000 Mann unter dem Herzog von Richelieu auf Menorca an Land und griffen Port Mahon an. Eine englische Flotte, die den Platz von der Seeseite zu entsetzen suchte, wurde zurückgeschlagen, und der Platz fiel Ende Juni. Erst unmittelbar vorher war von beiden Seiten die förmliche Kriegserklärung erfolgt. Da Frankreich in demselben Jahre von der Republik Genua Corsica erwarb, war seine Stellung im Mittelmeer jetzt herrschend. In Ostindien und in Kanada gelang es ihm 1756 seinen Besitzstand zu behaupten. Auch 1757 glückte es den Engländern nicht, Louisburg an der Mündung des Lorenzstromes zu nehmen. Erst 1758 brachte Admiral Boscaven, der 12 000 Mann landete, die Insel zu Fall. Damit war der Weg in das Innere Kanadas endlich geöffnet. Große Taten zur See geschahen in diesen Jahren nicht. Die französische Marine hielt an ihrer rein defensiven Taktik fest; allerdings gebot sie zu Beginn des Krieges nur über 83 Linienschiffe gegen 133 der Engländer.

*) Mahan, a. a. O. I.

Rückwirkung des englisch-französischen Krieges auf Europa. Beginn und erste vier Jahre des Siebenjährigen Krieges.

Wenn es zu unserer Zeit im ganzen weniger rein europäische Fragen sind, die den Weltfrieden bedrohen, sondern solche kolonialer und handelspolitischer Natur, so zeigte sich doch Ähnliches bereits damals. Wie die heutige Diplomatie, war auch König Friedrich bestrebt, zu verhüten, daß die Funken des in entlegenen Gebieten ausgebrochenen Brandes nach Europa hinüberschlugen. Durch eine im Januar 1756 mit England zu Westminster eingegangene Konvention hoffte der König, den Frieden zu sichern und den Krieg auf die See und die Kolonien zu beschränken, indem sich England und Preußen gegenseitig verpflichteten, sich dem Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu widersetzen. England sah auf diese Weise Hannover geschützt und Preußen glaubte einem drohenden Eingreifen Rußlands zuvorzukommen, denn das Petersburger Kabinett war die eigentlich treibende Kraft bei der Entstehung des gegen Preußen gerichteten Bündnisses. Die Westminster-Konvention aber bewirkte das Gegenteil von dem, was König Friedrich erhoffte. Rußland hatte gewünscht, unter dem Vorwande, Hannover gegen Frankreich zu schützen, seine Streitkräfte gegen Preußen zu verwenden, und Frankreich war nicht gewillt, die Stärkung, die England durch den Vertrag mit Preußen auf dem europäischen Festlande gewann, ohne weiteres hinzunehmen. Die Unfertigkeit der französischen Kriegsrüstung ließ es dann dem Wiener Hofe erwünscht erscheinen, den Beginn der Feindseligkeiten bis zum Jahre 1757 hinauszuschieben.

Dieses Netz, das sich über ihn zusammenzog, und von dem er wußte, hat König Friedrich durch die rasche Tat von 1756 zu zerreißen gesucht, wobei er sich noch der Hoffnung hingab, Frankreich davon abhalten zu können, Österreich, seinem traditionellen Gegner, bewaffnete Hilfe zu leisten. Ludwig XV. aber war durch die Vergewaltigung Sachsens besonders verstimmt, weil die Dauphine eine sächsische Prinzessin war. Vergeblich suchte König Friedrich in einem längeren Schreiben darzutun, daß für große Souveräne verwandtschaftliche Rücksichten niemals bestimmend sein dürften. Aus einem Verteidigungsbündnis Frankreichs und Österreichs wurde 1757 das Angriffsbündnis von Versailles, das eine vollständige Zerstücklung der preußischen Monarchie vorsah. Schon vorher hatte, Rußland, das Ostpreußen für sich begehrte, einen neuen Bündnisvertrag mit Österreich abgeschlossen, und auch Schweden, wo jetzt die österreichische und französische Partei zu-

sammenwirkten, trat zu den Gegnern Preußens, desgleichen das Deutsche Reich. Gegenüber dieser mächtigen Koalition konnte der König allein auf die Bundeshilfe Englands zählen. Freilich waren es nur 47 000 Hannoveraner, Braunschweiger, Hessen, Bückeburger und Gothaer, die unter dem Herzog von Cumberland im Westen Norddeutschlands gegen 100 000 Franzosen von England ins Feld gestellt wurden.

Dennoch verzagte König Friedrich nicht, so wenig er die ihm drohende Gefahr verkannte. Er war darauf gefaßt, mit 150 000 Preußen 220 000 Feinde bekämpfen zu müssen. Zu Beginn des Jahres 1757 schreibt er: „Es ist also mit unseren Umständen kein Kinderspiel, sondern es gehet auf Kopf und Kragen",*) er meint aber „wenn erstlich die Österreicher tüchtig auf die Ohren werden gekriegt haben, so werden sich die stolzen Wellen legen",**) und 120 000 Preußen gegen 140 000 Österreicher sei „der Welt Ende".***) Die einzige Möglichkeit, dieser schwierigen Lage Herr zu werden, bestand in der Tat in einer schnellen Niederwerfung Österreichs. So fand denn auch die Anregung des Generals v. Winterfeldt zu einem Einfall in Böhmen beim Könige Gehör. Er hat den Vorschlag seines Vertrauten zu einer Operation von höchster Kühnheit erweitert und gedacht, vor Prag die kaiserliche Streitmacht mit einem Schlage zu zertrümmern.

Das sollte ihm nicht glücken. Wohl empfand die Hofburg zu Wien aufs neue den Schrecken preußischer Waffen, aber die Besonnenheit verlor man dort nicht. Die Prager Schlacht hatte dem preußischen Heere furchtbare Opfer abgefordert, es erwies sich in der Folge als zu schwach, um gleichzeitig die Einschließung der nach Prag hineingeworfenen österreichischen Hauptarmee durchzuführen und das Entsatzheer unter Daun wirksam abzuwehren. Die Schlacht von Kolin machte alle bisherigen Anstrengungen vergeblich. Böhmen mußte geräumt werden und Friedrich sah sich auf die strategische Defensive beschränkt. Hatte er mit Recht vermutet, daß bei entscheidenden Erfolgen der preußischen Waffen die Bundesgenossen Maria Theresias zögern würden, so mußte das Mißlingen seiner Offensive nach Böhmen ihr Handeln jetzt in hohem Grade beleben. Der Tag von Kolin hat

*) Pol. Korresp. XIV. 8498.
**) Pol. Korresp. XIV. 8438.
***) Pol. Korresp. XIV. 8488.

in der Tat die Koalition gegen Preußen erst recht gefestigt. Er ist von höchster politischer Tragweite gewesen.

Die Krisis des Jahres erreichte nach der Niederlage der Armee des Herzogs von Cumberland bei Hastenbeck, nach Gr. Jägersdorf und Breslau ihren Höhepunkt. Es schien kaum glaubhaft, daß der König sich gegen seine von allen Seiten herandrängenden Gegner würde behaupten können. Da veränderten die unvergleichlichen Siege von Roßbach und Leuthen aufs neue völlig die Lage. Nach solchen Erfolgen rechnete der König bestimmt auf den Frieden. Hinsichtlich Frankreichs täuschte er sich nicht. Zu dem Eindruck von Roßbach gesellten sich dort die Nachrichten von dem schmählichen Rückzug der französischen Armee über den Rhein vor dem Herzog Ferdinand von Braunschweig, der die Führung der Alliierten Armee übernommen hatte. Es fehlte in Frankreich gänzlich an fähigen Generalen. Man riet in Wien Nachgiebigkeit und den Verzicht auf Schlesien an. Solche Vorschläge aber scheiterten an der Festigkeit der stolzen Frau auf dem Kaiserthrone. Bei der Zaghaftigkeit des Versailler Hofes richtete sie ihre Hoffnung um so fester auf Rußland. Auch erhielt der neue russische Oberbefehlshaber, Fermor, Befehl, das von den Preußen geräumte Ostpreußen zu besetzen und demnächst die Vereinigung mit den Österreichern in Schlesien zu erstreben.

Der russischen Invasion in dem entlegenen Ostpreußen wirksam zu begegnen war König Friedrich unmöglich. Schon die Abwehr der Schweden erforderte ein Zusammenhalten seiner ohnehin geringen Streitkräfte. Um so wirksamer hätte ein englisches Geschwader in der Ostsee ihm Hilfe bringen können. Die Schweden wären durch Unterbrechung ihrer Verbindungen mit der Heimat ohne weiteres lahmgelegt worden und die Russen hätten weder ihre Zufuhr zur See bewirken, noch ihre Unternehmungen gegen Kolberg durchführen können. Eine Mitwirkung ihrer Seemacht von seinen Verbündeten zu erlangen, ist Friedrich jedoch während des ganzen Krieges nicht gelungen. Wenn auch, seit Pitt leitender Minister geworden, England eifriger als bisher die Partei des Königs nahm, so blieb doch immer für die englische Politik leitender Grundsatz, daß man den Krieg als Kaufmann führen müsse. Der Schutz der kaufmännischen Interessen aber erforderte die Anwesenheit der Flotte in anderen Meeren und vom kaufmännischen Standpunkt war jede Schädigung des Ostseehandels unerwünscht. Immerhin gelang es, die Erhöhung

der auf englische Kosten erhaltenen Landstreitkräfte unter dem Herzog Ferdinand von Braunschweig auf 50 000 Mann, abgesehen von 5000 Mann, die Hannover zur Last fallen sollten, und eine jährliche Zahlung von 670 000 Pfund Sterling durchzusetzen. Der König erklärte sich angesichts der wachsenden finanziellen Schwierigkeiten*) zur Annahme der Summe bereit, wenn er sie auch, um seine Unabhängigkeit zu wahren, zunächst noch nicht erhob.

Der Feldzug von 1758 wurde durch einen Vorstoß des Königs nach Mähren, den Rheinübergang des Herzogs von Braunschweig und dessen Sieg über die Franzosen bei Crefeld vorteilhaft eingeleitet. Weiterhin gelang es dem Herzog, auf dem rechten Rheinufer in Westfalen und Hessen sich der französischen Übermacht erfolgreich zu erwehren. Dem Könige glückte es indessen weder Olmütz zu nehmen, noch Daun zur Entscheidungsschlacht zu zwingen. Das Vordringen der Russen bis an die Oder, zwang ihn dann, sich gegen diese zu wenden. Der blutige Sieg bei Zorndorf führte zwar nicht zur völligen Vernichtung der Russen, aber er beseitigte doch zunächst die von ihnen drohende unmittelbare Gefahr und ermöglichte dem Könige den Abmarsch nach Sachsen.

Die Wechselwirkung zwischen der Politik und der Kriegführung der Gegner Preußens in diesem Kriegsjahre kennzeichnet das Generalstabswerk**) bei Schilderung der Begebenheiten des Herbstes 1758 wie folgt: „In Wien empfand man es wohl, daß das Ansehen Österreichs unter der andauernden Tatenlosigkeit seines Heeres leiden müsse. Der Kaiserstaat hatte nicht nur die russischen Verbündeten im Stiche gelassen, sondern Daun hatte sich sogar den nahen Erfolg der Befreiung Sachsens, die von französischer Seite so stark betont worden war, entgehen lassen. Fast 100 000 Mann Österreicher und Reichstruppen waren nicht imstande gewesen, die 20 000 Preußen des Prinzen Heinrich zu vertreiben. Die Festigkeit des großen Bündnisses mußte Schaden leiden, wenn nicht vor Ablauf des Jahres noch etwas geschah, um die bisherigen Versäumnisse auszugleichen. Man empfand in Wien, daß jetzt an Österreich die Reihe sei, zu Taten zu schreiten."

Solche Tat bildete dann der nächtliche Überfall von Hochkirch. Wenn es auch dem Könige gelang, sich trotz der dort erlittenen Nieder-

*) S. 77.
**) VIII.

lage bis zum Ende des Feldzugsjahres wieder in den vollen Besitz sowohl von Sachsen als von Schlesien zu setzen, so hat doch der Erfolg österreichischer Waffen bei Hochkirch wesentlich dazu beigetragen, den Zerfall der Koalition zu verhüten. Der nächtliche Kampf, dessen Früchte auf militärischem Gebiet sich die zaudernde österreichische Heerführung entgehen ließ, ist politisch von großer Tragweite gewesen.

König Friedrich hat rückblickend den Verlauf dieses Feldzugsjahres wie folgt gekennzeichnet:*) „Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde auf uns einbrechenden Völker, was haben sie erreicht? Ist es bei so viel Mitteln, so viel Kräften, so viel Armeen erlaubt, so wenig auszurichten? Ist es nicht klar, daß bei richtigem Zusammenwirken all dieser Armeen dieselben unsere Korps, eines nach dem andern erdrückt haben würden und daß sie, von dem äußersten Ende immer nach dem Zentrum vordringend, unsere Truppen einzig auf die Verteidigung der Hauptstadt beschränkt haben würden? Aber gerade ihre große Macht hat ihnen zum Schaden gereicht; einer hat sich auf den andern verlassen. . . . Daher diese Lässigkeit in ihren Bewegungen und diese Langsamkeit bei Ausführung ihrer Pläne. Sich in schmeichlerischen Hoffnungen und in der Sicherheit zukünftiger Erfolge einlullend, betrachteten sie sich als Herren der Zeit. Wie viel günstige Augenblicke haben sie sich entschlüpfen lassen! Wie viel gute Gelegenheiten haben sie versäumt! Mit einem Wort: welch ungeheuren Fehlern verdanken wir unsere Rettung!“

In Frankreich nahm die Stimmung gegen den Landkrieg mehr und mehr zu. Ludwig XV. selbst war indessen gewillt, Maria Theresia weitere Bundeshilfe zu leisten und fand in seinem jetzigen Minister Choiseul einen energischen Vertreter seiner Politik. Immerhin wurden in einem neuen Vertrage mit Österreich die ursprünglichen Zusicherungen wesentlich vermindert. So übernahm Frankreich nicht mehr unbedingt die Verpflichtung für die Wiedergewinnung von Schlesien einzutreten, denn schon zweifelte man, daß es gelingen würde, diesem Könige solchen Siegespreis abzugewinnen.

Das folgende Feldzugsjahr freilich schien noch einmal Aussicht auf eine völlige Niederwerfung Preußens zu bieten. Die furchtbare Nieder-

*) Betrachtungen über die Taktik und einige Seiten der Kriegführung. Dezember 1758.

lage von Kunersdorf brachte den König an den Rand des Verderbens. Daß er ihm entging, bezeichnet er selbst als „das Mirakel des Hauses Brandenburg". Vorübergehend schien es sogar, als ob sich für ihn trotz Kunersdorf ein günstiger Friede ergeben sollte, denn wie im Vorjahre brachen Zwistigkeiten innerhalb der Koalition hervor. Rußland zeigte sich ob der Tatenlosigkeit der österreichischen Hauptarmee nach Kunersdorf gereizt. Da verschlechterte im Spätherbst das Unglück von Maxen die Lage des Königs aufs neue. Die Waffenstreckung von 15 000 Mann preußischer Truppen im freien Felde hat das Weiterbestehen des großen Bündnisses gegen Preußen noch mehr befestigt, als im Vorjahre die Schlacht von Hochkirch, so trotzig auch hier wieder die militärische Haltung des Königs nach dem erlittenen Mißgeschick war. Rußland wurde durch das Wiener Kabinett durch Zusicherung des Besitzes von Ostpreußen für die Weiterführung des Krieges gewonnen, und Frankreich beschloß, im Jahre 1760 größeren Nachdruck auf den Landkrieg zu legen. Es galt, den Ruf französischer Waffen wiederherzustellen, nachdem im Vorjahre Herzog Ferdinand bei Minden abermals einen glänzenden Sieg davongetragen hatte. In seinem Heere fochten jetzt auch englische Nationaltruppen, somit kämpfte man in Westdeutschland unmittelbar für französische Interessen, und der Gewinn Hannovers bot eine letzte Aussicht, Ersatz für die bisher in den Kolonien erlittenen Verluste zu gewinnen. So übte die überseeische Kriegslage Einfluß auf die Kriegführung in Europa aus, wie es sich in Zukunft vielleicht einmal ähnlich wiederholen könnte.

Fortsetzung und Ausgang des englisch-französischen See- und Kolonialkrieges.

Zur See und in den Kolonien war inzwischen Frankreich dauernd im Nachteil geblieben. Kanada war bereits vollständig verloren. Im Jahre 1759 fiel Quebec und 1760 Montreal. Die Unmöglichkeit, bei der englischen Überlegenheit zur See die entfernten französischen Besatzungen von der Heimat aus entsprechend zu verstärken, machte alle Anstrengungen der französischen Führer vergeblich. Seit mit Choiseul größere Tatkraft in die französische Politik und Kriegführung kam, wurde der Plan einer Landung größeren Stils in England und Schottland wieder aufgenommen. Hierzu sollte das Geschwader von Toulon zunächst das in Brest blockierte Geschwader befreien, um mit diesem vereinigt den Schutz der Transportflotte zu übernehmen. Die englische Flotte blieb daher, sobald dieses Unternehmen ruchbar wurde, an die europäischen Gewässer gefesselt. Der Plan gelangte jedoch nicht

zur Ausführung, da die Flotte von Toulon von den Engländern im Golf von Cadiz zerstreut wurde. Dasselbe Schicksal bereitete im November 1759 an der französischen Westküste Admiral Hawke der Flotte von Brest, als sie auslief, um einer jetzt nur noch für Schottland bestimmten schwächeren Transportflotte Bewegungsfreiheit zu schaffen. Auch in Westindien, an der Westküste von Afrika und in Ostindien behielten die Engländer durchweg die Oberhand. Die Begründung der englischen Herrschaft in Ostindien unter Clive fällt in diese Zeit.

Der Krieg brachte Frankreich die schwersten materiellen Schädigungen. Bei seiner unbestrittenen Herrschaft zur See achtete England auch die neutrale Flagge nicht. Im Jahre 1758 fielen nicht weniger als 176 neutrale Schiffe, die mit Erzeugnissen französischer Kolonien oder mit Armeebedarf beladen waren, in die Hände der Engländer. „Der Besitz einer unbeschränkten Macht, wie es die Seemacht Englands damals tatsächlich war, ist selten von einer tiefen Achtung für die Rechte anderer begleitet."*) Allerdings ist der Krieg auch für England nicht ohne schwere wirtschaftliche Nachteile geblieben. Von 1756 bis 1760 sollen über 2500 englische Handelsschiffe von französischen Freibeutern eingebracht worden sein, im Jahre 1761 noch weitere 812, wiewohl bereits vorher 240 französische Freibeuter von der englischen Kriegsmarine genommen worden waren. Der Handel der Engländer nahm nichtsdestoweniger einen großen Aufschwung; sie sollen 1760 nicht weniger als 8000 Segel auf See gehabt haben.*)

Die französische Kriegsmarine war so gut wie vernichtet. Die wenigen Schiffe, die sich in den Jahren 1761 und 1762 noch auf die hohe See wagten, wurden eine Beute des Feindes. Unter diesen Umständen konnte auch eine verspätete Parteinahme Spaniens für Frankreich eine Wendung nicht mehr herbeiführen. Spanien wurde vielmehr in den Ruin Frankreichs hineingezogen und erlitt gleich diesem namhafte Verluste in seinen Kolonien. Der Pariser Friede vom Februar 1763 brachte England gegen Herausgabe mehrerer Eroberungen in Ostindien und Westindien den gesicherten Besitz eines Kolonialreiches, das Kanada und die ganzen heutigen Vereinigten Staaten östlich des Mississippi umfaßte. So groß diese Errungenschaft war, fanden doch die Bedingungen des Friedens keineswegs allgemeine Zustimmung in England. Auch Pitt, dessen kraftvoller Staats-

*) Mahan, a. a. O. I.

leitung die glückliche Führung des Krieges hauptsächlich zu danken war, genügten sie nicht, weil Frankreich die Möglichkeit belassen wurde, sich als See- und Handelsmacht mit der Zeit wieder zu kräftigen und England erneut gefährlich zu werden. Unzweifelhaft hätte bei der unbestrittenen Seeherrschaft Englands auch noch mehr ertrotzt werden können. Das Ministerium Bute, das seit dem 1761 erfolgten Sturze Pitts am Ruder war, rechtfertigte seine Nachgiebigkeit mit dem Hinweis auf die Staatsschuld, die durch den Krieg auf die für die damalige Zeit allerdings bedeutende Höhe von 122 Millionen Pfund Sterling angewachsen war.

In seiner Schrift „England und der Kontinent"*) führt Alexander v. Peez mit Recht aus, daß die englische Politik seit Jahrhunderten jenseits von Gut und Böse stehe und den Charakter einer im Ziele nie schwankenden nur in den Mitteln wechselnden Naturmacht angenommen habe. Von ihr gelte es zu lernen, sich von kleinlichen Anschauungen und Sentimentalitäten frei zu machen. Für die Zeit eines Pitt trifft der Vergleich mit der nie schwankenden Naturmacht unbedingt zu. Die großen Ziele sind allerdings von den englischen Politikern im Laufe der Jahrhunderte nicht immer mit der gleichen Sicherheit erkannt und mit derselben Stetigkeit verfolgt worden. Peez kennzeichnet treffend die großen Richtlinien der englischen Politik, aber auch sie hat häufig Momente der Schwäche gehabt. Es ist ohnehin nicht unbedenklich, die vielfache Bedingtheit geschichtlichen Lebens solchen allgemeinen Gesichtspunkten unterzuordnen. Für den Historiker und Philosophen mag das nützlich sein, und auch der zum Handeln Berufene gewinnt durch solche Betrachtungsweise Überblick und größere Klarheit. Dennoch wird, wer praktischen Nutzen aus dem Studium der Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung, wie solche sich in der Geschichte offenbart, zu gewinnen sucht, seinen Blick mehr auf das Einzelne, auf den ursächlichen Zusammenhang der Dinge, auf die beherrschende Rolle, die den Persönlichkeiten zukommt, richten müssen.

Darum wird man auch dem von Peez zitierten Ausspruch des französischen Gelehrten Elisée Reclus nur sehr bedingt zustimmen können, der ausführt: „Der Westeuropäer, der seinen Blick in die große Welt erweitert hat, sieht in der Geschichte Frankreichs zwei

*) Wien und Leipzig 1909.

entscheidende Tage: den einen des Unglücks, den andern des Triumphs. Das erste, nicht mehr gut zu machende Unglück ist nicht Pavia, nicht Malplaquet, nicht Roßbach, Waterloo oder Sedan — es ist Quebec. Bei dieser Stadt entriß uns England die Herrschaft über Amerika und vielleicht die Weltherrschaft. Der große Triumphtag, aber keiner jener tönenden und doch so unfruchtbaren Siege auf dem Schlachtfelde, sondern einer jener Siege, welche dem Strome der Geschichte ein neues Bett graben, war nicht Marignano, nicht Marengo, Austerlitz, Jena oder Wagram, sondern die Eroberung Algiers am 5. Juli 1830."

Das klingt fast so, als ob sich diese Eroberung friedlich und an jenem einen Tage, wo die Stadt Algier fiel, vollzogen habe und nicht in siebenundzwanzigjährigen, aufreibenden Kämpfen unter Aufbietung einer Streitmacht, die lange Zeit hindurch 100 000 Mann betrug. Die hohe Bedeutung des nordafrikanischen Koloniallandes für das heutige Frankreich ist so wenig zu leugnen, wie diejenige seines einstigen nordamerikanischen Besitzes, aber, wenn dieser 1763 endgültig in englische Hand überging, so ist das ebensogut eine mittelbare Folge der Schlacht bei Roßbach als der Eroberung des Gebietes selbst. Kein Geringerer als der große Pitt war es, der in seiner Parlamentsrede gegen den Pariser Frieden ausdrücklich hervorhob, Nordamerika sei für England in Deutschland erobert worden. Ein in Europa siegreiches Frankreich hätte in Hessen und Hannover ein Faustpfand für alle Verluste an Kolonialland gewonnen, in ihm wäre nach Niederwerfung Preußens England nur ein um so mächtigerer und gefährlicherer Gegner entstanden.

Die französische Ausdrucksweise läßt Urteile leicht auf den ersten Blick etwas Blendendes haben, die doch, weil sie zu sehr verallgemeinern, einer näheren Prüfung nicht standhalten. Es kommt hinzu, daß unsre Zeit, in der die wirtschaftlichen Faktoren so stark hervortreten, dazu neigt, ihnen die allein ausschlaggebende Bedeutung zuzumessen und damit dem Einflusse der Seemacht mehr Raum zu geben als ihm in Wahrheit gebührt. Mit Recht urteilt daher ein deutscher Gelehrter und Kenner überseeischer Verhältnisse:*) „Dem Evangelium vom alleinseligmachenden Geld, der Überschätzung von Handel, Industrie und Banken steht die Überschätzung der den Erwerb schützenden Flotte nicht ganz fern. Mahan mit seiner »See-

*) Albrecht Wirth, Volkstum und Weltmacht in der Geschichte.

macht in der Geschichte« hat da eine unklare Begeisterung entzündet, die in ihrer Einseitigkeit nicht ohne Gefahr ist." Wir Deutsche können gleichwohl den Erfolg des Mahanschen Buches nur mit Freuden begrüßen, denn es hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, die Erkenntnis von der Bedeutung und Notwendigkeit der Seemacht auch bei uns in weiteren Kreisen zu wecken. Darüber freilich darf keine Unklarheit bestehen, daß, wie Mahan selbst sagt,*) „die Marine ein fliegendes Korps ist; sie hält die Verbindung zwischen den eigenen Häfen offen und verlegt die des Feindes; sie fegt die See im Dienste des Landes, sie macht die Wüste dienstbar, damit der Mensch leben und gedeihen kann auf dem bewohnbaren Erdball." Eben darum ist die Marine seit den Tagen Cromwells für England im Grunde genommen die Wehrmacht selbst, für vorwiegend kontinentale Staaten aber stets nur ein fliegendes Korps, wenn auch ein unentbehrliches und, wo solche Staaten überseeische Interessen zu schützen haben, ein gewichtiger Machtfaktor.

Auch Reclus begeht den Irrtum, die Doppelrolle Frankreichs als Kontinental- und Seemacht zu unterschätzen. Auch er übersieht die völlig andersartige Stellung des insularen Englands. Roßbach, Waterloo und Sedan sind mitnichten ohne Bedeutung gewesen, und wenn Marengo, Austerlitz und Jena „tönende und unfruchtbare Siege" blieben, so lag es, wie noch zu zeigen sein wird, an der unsinnigen Eroberpolitik Napoleons. Aus dem entgegengesetzten Grunde, weil sie der Selbsterhaltung, nicht der Eroberung galten, sind König Friedrichs Siege keine „tönenden und unfruchtbaren" gewesen, sie haben bestimmend auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt.

Fortgang und Ende des Siebenjährigen Krieges.

Wenn Friedrich bescheiden sagt,**) daß er sich nur dank der Fehler seiner Gegner zu behaupten vermocht hätte, so traf er damit die Wahrheit nur zum Teil. Ohne die unbeugsame Festigkeit, wie sie sich in seinen Worten „als König denken, leben, sterben", offenbart, ohne jene Vereinigung von weiser Mäßigung und kühnstem Wagen, wäre er von der Überlegenheit, selbst der zögernd zugreifenden Gegner erdrückt worden. Er hielt sich aufrecht, weil er, um mit Clausewitz***)

*) A. a. O. I.

**) S. 70.

***) Vom Kriege, Anhang.

zu sprechen, „sich mit dem Gedanken eines ehrenvollen Unterganges vertraut gemacht, ihn immerfort bei sich genährt, sich ganz daran gewöhnt hatte." Das gab ihm eine große innere Überlegenheit gegen die Feldherren der Koalition, die weit entfernt davon waren, das Äußerste zu wagen. Diese handelten im Auftrage. Sie waren abhängig von vielköpfigen heimatlichen Behörden, dem Wiener Hofkriegsrat und der Petersburger Konferenz, sowie von wechselnden politischen Strömungen. Ihnen gegenüber verkörperte König Friedrich in sich die vollendete Einheit von Politik und Kriegführung. Zwar fehlte es in Wien nicht an der Erkenntnis, daß nur eine kühne Kriegsweise zum Ziele führen könne. Die Kaiserin und ihr Gemahl haben diese Ansicht mehrfach vertreten, vor allem aber Fürst Kaunitz. Bei den Beratungen des Winters 1759—1760 machte er geltend, daß Preußens Schicksal auf seiner Armee beruhe, daß es diese daher zu vernichten gelte. Von den Generalen vertrat Laudon diese Richtung, doch trug die Cunctator-Taktik Dauns den Sieg davon.

So kam es, daß nach den Unglücksfällen des Vorjahres und nachdem das Feldzugsjahr 1760 mit der Vernichtung des Korps Fouqué bei Landeshut ein neues Mißgeschick gebracht hatte, das Glück zu den preußischen Fahnen zurückkehrte. Bei Liegnitz und Torgau erwies das Heer des Königs die alte sieghafte Kraft, und wiederum fehlte es nicht an gegenseitigen Anschuldigungen unter den Verbündeten, als auch dieser Feldzug sie dem Ziele nicht näher brachte. Choiseul wies auf die Erfolge Frankreichs in Westdeutschland hin, wo in diesem Jahre ohne Hauptschlacht doch schließlich ganz Hessen vom Herzog von Broglie in Besitz genommen war. Es bedurfte des ganzen diplomatischen Geschicks des Fürsten Kaunitz, um die brüchig werdende Koalition zusammenzuhalten.

Schon für das Jahr 1760 fällt Clausewitz über die Kriegführung des Königs das Urteil:*) „Das Ganze des Feldzuges erscheint wie ein von der höchsten Tätigkeit und Gewandtheit unterstütztes Aufsparen der Kräfte." Zu solchem Aufsparen nötigten die furchtbaren Opfer, die der Sieg von Torgau gekostet hatte, den König in der Folge noch mehr, und „wer alles durch Zeitgewinn und Aufsparen der Kräfte zu erreichen sucht, der muß die Energie des Krieges nicht von selbst steigern."*) Es war von äußerster Wichtigkeit, daß der König bei etwaigen

*) Band X. Feldzüge Friedrichs des Großen.

Friedensverhandlungen über ein achtbares Heer im Felde gebot, denn mit diesem Heere stand und fiel die Macht des preußischen Namens. Friedrich faßte daher den Vorsatz, seiner Armee von jetzt an die Opfer einer Angriffsschlacht zu ersparen und sich auch durch die lockendsten Vorteile nicht aus seiner defensiven Haltung herausbringen zu lassen. So verfiel er 1761 auf das verschanzte Lager von Bunzelwitz, in dem die vereinigten Österreicher und Russen ihn nicht anzugreifen wagten. Für sie verlief infolgedessen der Feldzug wiederum ergebnislos, nur Schweidnitz wurde von Laudon erstürmt und Kolberg fiel in die Gewalt der Russen.

Vergeblich bemühte sich der König in den letzten Jahren des Krieges, die Türken zur Bundeshilfe zu bewegen. Sie hätten wenigstens einen Teil des österreichischen Heeres abgezogen und durch ihr Eingreifen einen wirksamen Druck zugunsten des Friedens ausgeübt. Der Tod der Kaiserin Elisabeth im Januar 1762 und das Verschwinden Rußlands aus der Reihe seiner Gegner befreiten den König aus einer Lage, die sich seit Pitts Sturz höchst bedenklich gestaltet hatte, da der Subsidienvertrag mit England 1761 nicht erneuert worden war. Den Ausfall von 4 Millionen Taler jährlich empfand Friedrich jetzt, wo seine eigenen finanziellen Mittel zu versiegen drohten, überaus hart. Er sah sich gezwungen, zu allerlei künstlichen, nicht immer einwandfreien Maßnahmen zu greifen, um den Krieg überhaupt fortführen zu können. Nach der Schlacht bei Kolin war der Königliche Silberschatz zuerst in 600 000 minderwertige Taler umgeprägt worden, und in der Folge wurde auf dem Wege der Münzverschlechterung weitergegangen. Die Ausprägung war an Unternehmer vergeben, die dafür bestimmte Abgaben an den Staat, den sogenannten Schlagschatz, zu leisten hatten. Die Gesamteinnahmen des Staates aus dem Münzgewinn werden auf 29 Millionen Taler angenommen. Da der Wert der Münzen sehr bald bedeutend unter den Nennwert sank, so verminderten sich dadurch auch wieder die Staatseinnahmen. Von 1761 ab wurde daher bei Steuern und Zöllen ein Zuschlag von 10 vom Hundert angeordnet, weil die Zahlung in minderwertigem Gelde erfolgte.*) Die ganzen volkswirtschaftlichen Nachteile der Münzverschlechterung sollten jedoch erst nach dem Kriege zutage treten, da der Staat nicht die Kosten zu tragen vermochte, die eine Einlösung der

*) Ludwig, a. a. O.

Münzen zu ihrem Nennwerte mit sich gebracht hätte. Die Münzverschlechterung stellte sonach eine Kriegssteuer dar, die indessen kaum so schwer empfunden worden ist, wie eine wirkliche Steuer. Auch die englischen Hilfsgelder, die hauptsächlich in Gold- und Silberbarren gezahlt wurden, sind zur Herstellung minderwertiger Münzen verwandt. Insgesamt haben sie in den vier Jahren, wo sie gezahlt wurden, 27½ Millionen Taler ergeben. Im ganzen hat der König während des Siebenjährigen Krieges sich Einnahmen von 170 Millionen Talern zu verschaffen gewußt und es dahin gebracht, daß er stets zu Beginn jedes Feldzuges den Bedarf für diesen bereit hielt, und am Schluß des Krieges noch über 29,4 Millionen Taler verfügte, die er zur Linderung der Kriegsschäden verwenden konnte. Die Hoffnung seiner Gegner, ihn an der Erschöpfung seiner Mittel zugrunde gehen zu sehen, erfüllte sich nicht. Für sie hätte darin ein Grund liegen müssen, von ihrer Ermattungsstrategie zur Vernichtungsstrategie überzugehen, zumal sie selbst in einem Maße erschöpft waren, wie es der König wiederum nicht zu übersehen vermochte, er hätte sonst in den letzten Kriegsjahren der Zukunft vielleicht ruhiger entgegengesehen.

Schon 1758 wurde in Österreich eine Kapitalsteuer von 10 vom Hundert allen beweglichen Eigentums erhoben, 1759 eine Kopfsteuer von 1 bis 6 Gulden und in Niederösterreich eine Zwangsanleihe von 3 vom Hundert aller Vermögen über 1000 Gulden.*) Für das Feldzugsjahr 1760 hielt es bereits sehr schwer, die erforderlichen Mittel aufzubringen. Überall sah man sich durch die Rücksicht auf größte Sparsamkeit eingeengt, und es war unvermeidlich, Anleihen zu hohem, drückendem Zinsfuße aufzunehmen. Kaunitz sah schon mit Sorgen den Augenblick kommen, wo Österreich genötigt sein würde, wegen finanzieller Erschöpfung vom Kampfplatz abzutreten und sich den Forderungen König Friedrichs zu unterwerfen. Im Jahre 1761 hatte sich durch den Krieg eine Schuldenlast von 88 Millionen Gulden angesammelt, deren Verzinsung ein Sechstel der gesamten Staatseinnahmen verschlang. Die Subsidienzahlungen an Rußland mußten eingestellt werden, da auch die Zahlungen Frankreichs an Österreich stockten. Erst nach dem Kriege sah sich Frankreich in der Lage, seinen Verpflichtungen gegen Österreich nachzukommen. Es hat

*) Ludwig, a. a. O.

diese gewissenhaft erfüllt und nachträglich die fehlenden Summen gezahlt. Insgesamt hat es an den Bundesgenossen 74 Millionen Francs entrichtet.

Da 1761 der Staatskredit zu versagen begann, mußte sich die Kaiserin dazu entschließen, ihre Armee während des Krieges zu verringern. Jedes Regiment wurde um zwei Kompagnien vermindert, 500 Offiziere erhielten ihre Entlassung, allen wurde die Kriegszulage, die ohnehin längst nur in Papiergeld gezahlt wurde, gestrichen. Man ermißt leicht, daß unter solchen Umständen eine tiefgehende Unzufriedenheit in der Armee Platz griff. Der Gegensatz zu Preußen war gar zu auffällig. Dort gibt das bekannte Volkslied „Fridericus rex" die Stimmung im Heere durchaus richtig wieder, denn der preußische Soldat erhielt tatsächlich stets pünktlich sein „Traktament". Dadurch sind nicht wenige Überläufer der Armee Friedrichs zugeführt worden; in der nächtlichen Schlacht bei Hochkirch u. a. ganze Haufen.

Der Siebenjährige Krieg hat Österreich 260 Millionen Gulden (500—600 Millionen Mark) gekostet, wovon 167 durch Kredit aufgebracht wurden.*) Diese Opfer waren umsonst; den Krieg weiter fortzusetzen wäre tatsächlich unmöglich gewesen. Im Oktober 1762 berichtete Feldmarschall Graf Daun: „Wenn aus den Präliminarien nichts wird, mithin kein Friede zu hoffen, so sehe ich nicht, wie Eure Majestät den Krieg werden fortführen können, da nach den obwaltenden Umständen sehr zu besorgen, daß die Armee nicht einmal den Winter hindurch zu erhalten sein wird."

Selten tritt in der Geschichte die Bedeutung des Geldes für die Kriegführung so scharf hervor, wie zu Ende des Siebenjährigen Krieges, wenn man die finanzielle Lage Preußens und Österreichs sowie die Frankreichs und Englands gegeneinander hält.

3. Der Nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg.

Allgemeine politische Lage nach dem Siebenjährigen Kriege.

In den Kriegen gegen Ludwig XIV. war England zu einer großen Kolonialmacht aufgestiegen und hatte das Übergewicht zur See gewonnen. Im Siebenjährigen Kriege ist es zur Weltmacht geworden. Größeren Gewinn als aus seinem nordamerikanischen Besitz sollte es aus der Herrschaft über Indien ziehen, wenn es diese

*) Nach Beer, angeführt bei Schmoller a. a. O.

auch dem Namen nach nur durch Vermittlung der Ostindischen Kompagnie ausübte, und die ganze Bedeutung, die Indien für England hatte, erst später erkannt worden ist. Die Rivalität Hollands war nicht mehr zu fürchten, da dieses Land seine Großmachtstellung längst eingebüßt hatte. Zunächst vermochte England freilich die neugewonnene Stellung auf dem europäischen Festlande nicht zur Geltung zu bringen. Hier hatte es sowohl die ältere Bundesgenossenschaft Österreichs als auch die neuere Preußens verloren.

Wäre Englands vorzeitiges Abtreten vom Kampfplatz durch zwingende Gründe veranlaßt worden, so hätte König Friedrich als Realpolitiker dafür Verständnis gehabt, die Art und Weise aber, wie ihn das Ministerium Bute im Stich ließ, das sich ausschließlich von kleinlichen, parteipolitischen Rücksichten leiten ließ und sich nicht scheute, mit den bisherigen gemeinsamen Gegnern Großbritanniens und Preußens Einverständnisse zu suchen, hat den König tief verstimmt und für immer gegen England eingenommen. Er hat nach dem Frieden Anschluß an Rußland gesucht, begünstigt durch die Politik Katharinas, die schon aus dem Grunde nicht unfreundlich gegen Preußen war, weil es für die Durchführung ihrer Pläne in Polen von Vorteil war, wenn die Eifersucht zwischen Preußen und Österreich stets wach erhalten blieb. Das unvergleichliche Ansehen, das Friedrich nach dem Heldenkampf der sieben Jahre genoß, ließ ihn allgemein als den Schiedsrichter Europas gelten. Frankreich hatte mit dem Aufgeben seiner traditionellen Politik, indem es die Gegnerschaft zu Österreich fallen ließ, die ehemalige führende Rolle in Europa verloren. So war in Europa der politische Schwerpunkt nach Osten gerückt. Er lag bei den drei großen Militärmonarchien Preußen, Österreich und Rußland. Bei der Teilung Polens sind infolgedessen die Westmächte stillschweigende Zuschauer geblieben.

Die neuen großen Aufgaben, vor die sich England nach dem Frieden von Versailles gestellt sah, fanden ein kleines Geschlecht. Von der „im Ziele nie schwankenden Naturmacht" war damals in England wenig wahrzunehmen. Wohl lebten in der Nation die großen nationalen Gedanken, wie sie sich in Pitts Politik verkörpert hatten, noch fort, aber in den leitenden Kreisen traten sie zurück vor den verschiedensten Sonderbestrebungen. Die Schattenseiten des parlamentarisch regierten Staates unter der herrschenden Oligarchie machten sich geltend. Die Zerfahrenheit der inneren und äußeren

Politik kam in einem häufigen Wechsel der Ministerien zum Ausdruck. Auch Pitt, der 1766 nochmals die Leitung übernahm, konnte sich nur zwei Jahre behaupten. So ist denn auch während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges „die Stimmung der Nation geteilt geblieben, und der Krieg schwächlicher geführt worden als je einer seit dem Sturze der Stuarts."*)

Die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Kolonien 1776.

Die Losreißung der nordamerikanischen Kolonien an sich war für die Weltmachtstellung Englands, seit es Indien besaß, weniger gefährlich, als die Unterstützung, die den Aufständischen durch die Kriegserklärung Frankreichs und Spaniens an England wurde. Hier bot sich noch einmal die Gelegenheit, die Alleinherrschaft zur See, die England beanspruchte, zu brechen und gleichzeitig das schutzlose Inselreich mit einer Landung stärkerer Streitkräfte heimzusuchen. Wie hätte ein Napoleon diese Lage ausgenutzt! Das vorrevolutionäre Frankreich aber besaß nicht die Willensstärke, das Begonnene bis aufs äußerste durchzuführen. Der Schwächlichkeit seiner Gegner, nicht der eigenen Kraft, verdankte damals England seine Stellung.

Einsichtigen Franzosen war es schon bei der Abtretung von Kanada ein Trost, daß der ganze nordamerikanische Kontinent schwerlich dauernd unter englischer Botmäßigkeit zu halten sein würde. Auch in England wurden Befürchtungen dahin laut, daß die Kolonien durch Hinzutritt Kanadas zu mächtig, das Mutterland ihnen entbehrlich werden könnte. Die Stellung der Kolonien war in der Tat sehr viel freier geworden, seit Frankreich aus Amerika verdrängt war. Insofern hat die Gewinnung der französischen Kolonien im Siebenjährigen Kriege die Losreißung der alten englischen beschleunigt, anderseits sind aber gerade die ehemals französischen Gebiete damals wertvolle Stützpunkte für England geworden, und auch die Parteinahme Frankreichs für die Aufständischen hat sie nicht zu einer anderen Haltung bewogen.

Von einer eigentlichen Bedrückung der amerikanischen Kolonien war im Grunde keine Rede; der Zwiespalt entstand dadurch, daß die Kolonisten überhaupt dem Mutterlande kein Gesetzgebungsrecht mehr zugestehen wollten. Ihr Streben ging von Anbeginn auf völlige Unabhängigkeit. Diese ist dann in sechsjährigem Kampfe glücklich

*) Schäfer, a. a. O. II.

errungen worden, trotz einzelner tüchtiger Leistungen der Amerikaner ohne besondere Kraftanstrengungen ihrerseits, wesentlich durch die Mithilfe Frankreichs und infolge der unzureichenden militärischen Leistungen des Mutterlandes. Die Schwäche des englischen Landheeres machte es notwendig, in größerer Zahl ermietete kleinere deutsche Kontingente übersee zur Niederwerfung des Aufstandes zu verwenden. Die eingesetzten Landstreitkräfte waren überhaupt zu schwach, und die englische Flottenmacht wurde zum großen Teil durch europäische Gegner gefesselt. Der beste Bundesgenosse der Amerikaner aber war, zumal bei der damaligen Segelschiffahrt, der Ozean, der die englischen Streitkräfte von ihrer heimatlichen Basis trennte.

Frankreich und demnächst Spanien erklären England den Krieg. Verlauf des Seekrieges.

Der Verlauf des Krieges in Amerika bietet für die heutige Zeit geringeres Interesse als die Rückwirkung, die er auf Europa äußerte. Auch hier hat, wie im Siebenjährigen Kriege, eine Übertragung von überseeischen Konflikten auf Europa stattgefunden. Im Februar 1778 erkannte Frankreich die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Amerika an und schloß ein Bündnis mit ihnen. Nicht die Wiedergewinnung der im Siebenjährigen Kriege verlorenen Kolonien war es, was Frankreich erstrebte, denn auf eine solche hatte es ausdrücklich den neuen Vereinigten Staaten gegenüber verzichtet, sondern vor allem die Brechung der rücksichtslos von England ausgeübten Seeherrschaft. Bei diesem Entschlusse haben die in Frankreich herrschenden geistigen Strömungen wesentlich mitgewirkt. Man erblickte in der Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika einen Triumph der französischen Aufklärungsphilosophie, den ersten Versuch, deren Theorien in die Praxis zu übertragen. Indem sie die Vereinigten Staaten unterstützte, hat die französische Regierung freilich selbst dazu beigetragen, der Bewegung der Geister, die der großen Revolution voraufging, den Weg der Praxis zu weisen und dadurch der Revolution vorgearbeitet. Ähnliche Folgen hat für Rußland der Orientkrieg von 1877/78 gehabt. Es war unausbleiblich, daß die Befreiung der slawischen Brüder auf der Balkanhalbinsel vom türkischen Joch und die Verleihung von Repräsentativverfassungen an diese Staaten auch in Rußland die Forderung nach einer solchen entstehen lassen mußte. Die entgegenwirkende Haltung Alexanders III. hat dann die Gärstoffe nur vermehrt, die zu Anfang unseres Jahrhunderts zur Revolution geführt haben. Das Beispiel Frankreichs zu Ausgang des

18., wie Rußlands im 19. Jahrhundert läßt die Einwirkung erkennen, die ein Krieg zugunsten von Ideen, wie sie ähnlich das eigene Volk bewegen, gewinnen kann, auch wenn er nicht unglücklich verläuft.

Das ancien régime trat zwar finanziell schlecht,*) sonst aber durchaus wohl vorbereitet in den Krieg mit England ein. Nicht wie stets bisher hatte Frankreich es zugleich mit einem festländischen Gegner zu tun. Es konnte seine gesamte Kraft auf den Seekrieg verwenden. Choiseuls Tatkraft hatte für einen solchen wirksam vorgearbeitet. Die französische Marine war nach dem Siebenjährigen Kriege neu erstanden. Mit Spanien wurde ein engeres Bündnis hergestellt, 1768 ein Aufruhr Korsikas gegen die Republik Genua benutzt, um die Insel für Frankreich und dadurch für dieses einen wichtigen Stützpunkt im Mittelmeer zu gewinnen, zum Trotz gegen England, dessen Flagge über Menorca und Gibraltar wehte. Infolge der inneren Verhältnisse Großbritanniens ist es damals zu einem bewaffneten Eingreifen dieser Macht nicht gekommen, wenn auch die Bedeutung dieser Erwerbung für Frankreich nicht verkannt worden ist. England begnügte sich hier mit einem Protest. Ein Zeichen, wie einem von Parteiströmungen zersetzten Lande gegenüber, bei kluger Benutzung des geeigneten Augenblicks selbst der Schwächere imstande ist, aktive Politik zu treiben.

Nachdem Choiseul 1770 entlassen worden war, ist seine Politik, als Ludwig XVI. 1774 zur Regierung kam, fortgesetzt worden. Die Vermehrung der Kriegsflotte hielt an. Sie hatte 1770 bei Choiseuls Entlassung bereits wieder 64 Linienschiffe und 50 Fregatten gezählt. Gaben von Städten, Korporationen und Privatleuten haben den Wiederaufbau der Flotte wesentlich gefördert. 1778 bei Ausbruch des Krieges besaß Frankreich 80 Linienschiffe, und 67 000 Seeleute standen in den Listen der »inscription maritime«. Dazu waren die Schiffe den englischen im allgemeinen an Größe und Gefechtskraft überlegen.**) Spanien, das 1779 ebenfalls an England den Krieg erklärte, verfügte über 60 Linienschiffe. Diesen Seestreitkräften der Verbündeten konnte England 220 Kriegsschiffe aller Art, darunter 150 Linienschiffe, entgegenstellen, so daß sich an-

*) Das Defizit im Staatshaushalt betrug 11 Jahre später bei Einberufung der Reichsstände 112 Millionen Frcs. neben 440 Millionen schwebender Schuld. Schmoller, a. a. O.

**) Mahan, a. a. O. I.

nähernd gleiche Kräfte miteinander maßen. England besaß den Vorteil der einheitlichen Leitung gegenüber der Koalition und der größeren Seegewöhnung seiner Bemannungen. Im übrigen war in den letzten Friedensjahren seine Marine nicht vorwärtsgegangen und nicht so bereit gehalten, daß sie sofort ihre ganze Kraft einzusetzen vermocht hätte. Allerdings darf man an jene Zeit nicht den Maßstab dauernder völliger Bereitschaft starker Flottenteile im Frieden, wie er uns geläufig ist, legen. Schon die Vereinigung größerer Geschwader aus verschiedenen Häfen und Flottenstützpunkten erforderte geraume Zeit. Immerhin ist es bezeichnend, daß in der ersten Seeschlacht des Krieges, der von Quessant vor Brest, 30 englische Linienschiffe gegen die gleiche Zahl französischer fochten und der Zusammenstoß ergebnislos blieb. Die Schlacht wurde abgebrochen, und die beiden feindlichen Flotten kehrten wieder in ihre Häfen zurück.

Die englische Marine hat in diesem Kriege manche schöne Tat zu verzeichnen, ihre oberste Leitung aber beging den Fehler, alle Kolonien gleichzeitig decken und doch auch ihre Stellung im Mittelmeer behaupten zu wollen. Dadurch gefährdete sie mehrfach ernstlich die Küsten des Mutterlandes, denn die Flotten der Verbündeten waren wiederholt Herren im Kanal. Hätte auf französischer Seite der ernsthafte Wille einer Invasion bestanden, die englischen Landstreitkräfte würden kaum ausgereicht haben, sie zu verhindern. Dann hätte man mit einem Schlage gewonnen, was man durch gleichzeitigen Angriff in allen Meeren und gegen Gibraltar der seetaktisch doch überlegenen englischen Marine vergeblich abzuringen versuchte. Nur in Ostindien hatte der kühne französische Admiral Suffren wirkliche Erfolge aufzuweisen. Im ganzen war in der französischen Marine wieder der traditionelle Grundsatz herrschend, daß der Gewinn feindlicher Stützpunkte und Kolonien der Vernichtung der feindlichen Flotte voranzustehen habe. Diese Scheu vor der Schlacht, diese Bevorzugung des Manövers von seiten der französischen Seeoffiziere hatte noch Napoleon I. zu tadeln. Ihm stand mit Recht die Schlachtentscheidung, das Streben nach Vernichtung des Feindes zu Lande wie zu Wasser in erster Linie.

Dennoch ist nicht ohne weiteres alles für den Seekrieg zutreffend, was im Landkriege richtig ist. Auch in diesem ist jedes Gefecht eine ernste Sache und sein Ausgang niemals mit Sicherheit vorauszu-

sehen, aber der Einsatz der Kräfte erfolgt nicht, wie im Seegefecht, mit einem Schlage. Gilt für das Gefecht an Land vielfach der napoleonische Grundsatz: „On s'engage partout et puis on voit", so erheischt der Kampf zu Wasser ohne weiteres, daß der Führer alles auf eine Karte setze. Gewiß, der Entschluß zum „ehrenvollen Untergang", wie ihn Clausewitz fordert, muß hier wie dort herrschen, aber er tritt dem Flottenführer und dem Kommandanten jedes einzelnen Schiffes in schicksalschwerer Stunde doch mit ganz anders packender Gewalt vor die Seele, als dem Truppenführer auf dem Lande. Doppelsinnige Weisungen von oben haben das in der französischen Marine herrschende Bestreben, die Schlacht zu vermeiden, damals noch vermehrt. In Paris wie auf See — außer bei Suffren — war hierbei offenbar das Bewußtsein von der größeren Seetüchtigkeit der Engländer ausschlaggebend. Wer wird hierbei nicht an den Russisch-japanischen Krieg erinnert? Auch hier lastete das Gefühl, daß der künstlich zum Seemann herangebildete Mushik dem natürlichen japanischen Seemann nicht gewachsen sei, schwer auf der russischen Führung.

Ein billiges Urteil wird bei der Verteilung der englischen Seestreitkräfte im Kriege gegen Frankreich, Spanien und die aufständischen Kolonien zu berücksichtigen haben, daß ein Hin- und Herwerfen der Geschwader von einem bedrohten Punkt zum andern, binnen kurzer Fristen zu jener Zeit, die noch keine Dampfkraft in Rechnung setzen konnte, nicht möglich war. Anderseits waren die Flotten jener Zeit, wenn auch von Wind und Wetter ganz anders abhängig als heute, so doch darin weit weniger gebunden, daß sie sich wochenlang unbehindert auf See halten konnten. Heute ist jede weit ausgreifende Flottenaktion eng verknüpft mit der Frage der Kohlenstationen oder der Möglichkeit der Kohlenübernahme auf offener See. Auch im Seekriege tritt uns dieselbe Erscheinung wie im Landkriege entgegen, daß sich ein Ausgleich vollzieht zwischen den Kriegsmitteln von einst und jetzt. Den Errungenschaften der neueren Technik stehen Schwierigkeiten gegenüber, die früher nicht gekannt waren.

Der 1778 beginnende Seekrieg hat die bis in die neueste Zeit noch nicht völlig gelöste Frage der Rechte der Kriegführenden gegenüber der neutralen Flagge eine verschärfte Form gewinnen lassen. Um von England die gebührende Berücksichtigung der neutralen Flagge zu erlangen, schlossen 1780 auf Betreiben der Kaiserin Katharina, Rußland, Dänemark und Schweden ein Abkommen, dem

der Name der bewaffneten Neutralität gegeben wurde. Als Holland diesen Mächten beitrat, ergriff England die Gelegenheit, ihm den Krieg zu erklären. Schlug sich auch die holländische Marine 1781 an der Doggerbank mit altgewohnter Tapferkeit, so wurde dem holländischen Handel doch unermeßlicher Schaden zugefügt.

Der Krieg ging ohne weitere, große Ereignisse in Europa zu Ende. Port Mahon auf Menorca wurde den Engländern entrissen, dagegen behaupteten sie mit zäher Tapferkeit Gibraltar, das immer wieder durch die Flotte rechtzeitig entsetzt und vor der Aushungerung bewahrt wurde. Nachdem Ende 1782 England seinen nordamerikanischen Kolonien die Unabhängigkeit zugestanden hatte, folgte im Januar 1783 der Friedensschluß zwischen den europäischen Mächten. Spanien erhielt Menorca und in Amerika Florida zurück. Im übrigen fanden in den Kolonien nur unbedeutende Verschiebungen statt. Das einzige bedeutungsvolle Ergebnis war die Entstehung der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, „eines zweiten Europa",*) jenseits des Ozeans, das bestimmt war, mit dem alten Europa auf allen kulturellen und wirtschaftlichen Gebieten in rege Wechselwirkung zu treten.

Damit war der Anfang zur Weltpolitik gegeben. Mit Recht ist gesagt worden:**) „Welthandel hatten wir schon lange, aber keine Weltpolitik. Auch England besaß sie nicht trotz seiner, die Welt umspannenden Siedlungen und Herrschaftsgebiete. Im Grunde war doch alles europäische Politik. Weltpolitik konnte erst aufkommen, als auch in den anderen Weltteilen, außerhalb des unsrigen, selbständige und bodenständige, den europäischen Großstaaten gewachsene Mittelpunkte staatlichen Lebens sich bildeten. Das eine geschah im 18. und 19. Jahrhundert in Amerika durch die Vereinigten Staaten, und scheint sich im 20. Jahrhundert in Asien durch Japan anzukündigen." Die hohe Bedeutung der Flotte für einen europäischen Großstaat, der nicht auf Teilnahme an der Weltpolitik und damit auf seine Rechte und Pflichten als Großstaat verzichten will, tritt aber bereits im Amerikanischen Unabhängigkeitskriege, dem die Weltpolitik im eigentlichen Sinne entstammt, hervor. Er ist für die

*) Schäfer, a. a. O. II.

**) Alexander v. Peez. Einleitung zu „Weltpolitische Neubildungen" von Paul Dehn.

beteiligten europäischen Mächte ausschließlich Seekrieg, denn er gilt überseeischen Interessen und richtet sich daher auch in Europa nur gegen die feindlichen Seestreitkräfte und deren Stützpunkte. Nur ihre Flotten haben es Frankreich und Spanien ermöglicht, den Vereinigten Staaten unmittelbar oder mittelbar Hilfe zu leisten.

In diesem Kriege war die Seemacht ausschlaggebend und für ähnliche Lagen wird man Mahan unbedingt zustimmen, wenn er die Bedeutung der Seemacht für unsere Zeit stark betont. Nur gilt es, sich auch hier wie überall, vor einer falschen Verallgemeinerung zu hüten. Dahin gehört die Folgerung, die Mahan aus dem Verlauf des Siebenjährigen Krieges zieht: zur See unermeßlicher Erfolg und materieller Gewinn Englands, zu Lande ungeheure Menschenopfer mit dem alleinigen Ergebnis, daß der Status quo gewahrt bleibt. Abgesehen davon, daß es überhaupt nicht ausschließlich der materielle Gewinn ist, der den Maßstab des durch den Krieg Errungenen bildet, bedeutete dieser Status quo, der im Siebenjährigen Kriege in Europa gewahrt blieb, tatsächlich ungeheuer viel, denn er war der Ausdruck für die Großmachtstellung Preußens und damit der Ausgangspunkt für die heutige Bedeutung Deutschlands. Der Seekrieg Frankreichs und Spaniens gegen England zu Ende des 18. Jahrhunderts dagegen hat an dem früheren Zustand in Europa überhaupt nichts geändert.

4. Der Niedergang der Kriegskunst zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Der Bayerische Erbfolgekrieg 1778/79 und der Türkenkrieg 1788/89.

Das 18. Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß die Welt das eigentümliche Schauspiel genoß, den Feldherrn, der einst geschrieben hatte:*) „Jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden", dem Vernichtungsgedanken entsagen und sich auf die Ermattungsstrategie seiner bisherigen Gegner verlegen zu sehen.

Als 1778 Kaiser Joseph II., seit dem im Jahre 1765 erfolgten Tode seines Vaters, des Kaisers Franz, Mitregent der Kaiserin-Königin Maria Theresia, nach Aussterben des Kurbayerischen Hauses Ansprüche auf Bayern erhob gegen eine Entschädigung der Pfalzbayerischen Linie des Hauses Wittelsbach durch die österreichischen Niederlande, das heutige Belgien, stellte sich König Friedrich an die

*) Pol. Korresp. Fr. d. Gr. XIV. 8488.

Spitze eines deutschen Fürstenbundes, der gewillt war, solchen Machtzuwachs an deutschem Gebiet dem Hause Österreich nicht zu gewähren. Der König unternahm es, seine Forderungen mit Waffengewalt durchzusetzen.

Während er selbst mit 80 000 Mann von Schlesien aus in Böhmen einrückte, drang Prinz Heinrich von Preußen mit einer gleich starken Armee, darunter 20 000 Sachsen, durch die Lausitzer Berge vor. Der König hatte anfänglich darauf gerechnet, die Österreicher bei Olmütz versammelt zu finden. Er hoffte auf „eine gute Bataille" in Mähren und, daß infolgedessen die Österreicher ganz Böhmen räumen würden. Alsdann wollte er 20 000 Mann nach Preßburg entsenden und Brünn belagern, während Prinz Heinrich Prag nahm. Beide Armeen sollten darauf vereinigt an die Donau rücken. Der Verlauf des Feldzuges*) entsprach jedoch diesen kühnen Plänen in keiner Weise. Die Österreicher versammelten wider Erwarten 150 000 Mann im nordöstlichen Böhmen, während je ein stärkeres Korps mit der Deckung von Mähren und Ungarn betraut wurde. Den Oberbefehl in Böhmen übernahm persönlich Kaiser Joseph. Ihm standen die Feldmarschälle Lacy und Laudon zur Seite.

Lacy, während des Siebenjährigen Krieges Generalquartiermeister Dauns, hatte sich dessen bedachtsame Kriegsweise völlig zu eigen gemacht. Sein Wesen galt für das volle Gegenteil der wagemutigen Art Laudons. Die Verdienste Lacys um das österreichische Heerwesen auf organisatorischem Gebiet sind unbestreitbar, seine Anschauungen vom Kriege waren jedoch von einer ungesunden Stellungstheorie durchsetzt. Darüber, daß es Daun gelungen war, während des Siebenjährigen Krieges häufig Stellungen zu wählen, die Friedrich der Große nicht anzugreifen vermochte, vergaß er, daß dank diesem Verfahren es den gegen Preußen verbündeten Mächten während des ganzen Krieges nicht gelungen war, ihr Ziel: die Niederwerfung König Friedrichs und die Zerstücklung seiner Monarchie zu erreichen. Lacy war der Hauptvertreter des sogenannten Kordonsystems in Österreich, jener Theorie, die in dem Bestreben, alles

*) Das Folgende nach einem Aufsatz des Verfassers in den Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde II. Jahrgang 1905, der sich auf das Werk des k. u. k. Kriegsarchivs Wien „Kriege unter Joseph II." (Verfasser Hptm. Criste) stützt.

decken zu wollen, darauf ausging, in weitgedehnten Stellungen einer feindlichen Offensive entgegenzutreten. Dem unbestimmten Gefühl der Schwäche solcher Kordons entsprach es dann wieder, daß man sich jeden wirklichen oder eingebildeten Vorteil des Geländes zu eigen machte und so zu einer übertriebenen Bewertung bestimmter Punkte und Abschnitte gelangte, an die man sich unter Verzichtleistung auf jede Initiative ängstlich anklammerte. In der preußischen Armee vertrat namentlich Prinz Heinrich diese Richtung.

Unter dem Einfluß Lacys bezog die österreichische Hauptmacht, bei der sich der Kaiser befand, eine starke, verschanzte Stellung hinter der oberen Elbe, die gleiche, die 1866 auf General Krismanic, den Berater des unglücklichen Benedek, solche verhängnisvolle Anziehungskraft geübt hat. Wie in jenem Jahre die Armeeabteilung des Kronprinzen von Sachsen*) an der Iser der Armee des Prinzen Friedrich Karl gegenüberstand, so wurde dort auch 1778 eine 70 000 Mann starke österreichische Armee unter Laudon versammelt, um den Prinzen Heinrich abzuwehren. Laudon, der im Siebenjährigen Kriege die treibende Kraft im österreichischen Heere gewesen war und König Friedrich am meisten zu schaffen gemacht hatte, zeigte sich hier nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Unentschlossen und zaghaft, glaubte er die Iserlinie dem Prinzen Heinrich gegenüber nicht behaupten zu können, und nur ein ausdrücklicher Befehl des Kaisers bewog ihn, standzuhalten. Die Unternehmungslust des Prinzen Heinrich schien indessen mit dem gut angelegten und geschickt durchgeführten Einmarsch in Böhmen ebenfalls erschöpft zu sein. Als Vertreter einer Kriegslehre, die alles durch geschickte Manöver zu erreichen suchte, konnte er sich zum Angriff nicht entschließen. Der König, der, an der oberen Elbe angelangt, wie vor einer ausgedehnten Festung stand, in der er dem Gegner nichts anhaben konnte, sah sich somit in der Hoffnung, durch ein energisches Vorgehen des Prinzen Heinrich entlastet zu werden, getäuscht. Der Versuch, die österreichische linke Flanke über Hohenelbe und Turnau zu umgehen, und dadurch zugleich mit der Armee des Prinzen Heinrich Fühlung zu gewinnen, mißlang ebenfalls, da die Österreicher sich auch hier rechtzeitig vorlegten. König Friedrich gab infolgedessen den Angriff gänzlich auf, und der tatenlose Feldzug endete im September und Oktober mit dem

*) Sächs. A. K., I. österr. A. K. und österr. Kav. Div. Edelsheim.

Rückzuge der preußischen Armeen aus Böhmen. Es kam nur noch zu einzelnen kleineren Unternehmungen an der mährischen Grenze sowie in der Grafschaft Glatz, und im Frühjahr 1779 machte der Friede von Teschen dem Kriege ein Ende.

Wenn hier auf diesen „Kartoffelkrieg" näher eingegangen wurde, so geschah es, weil er, gerade wegen seiner Tatenlosigkeit für die beteiligten Armeen und für die in ihnen und in den Kabinetten Platz greifenden Ansichten über Kriegführung von weitreichenden Folgen gewesen ist. Die preußische Armee ging aus dem unblutigen Feldzuge an innerem Gehalt wesentlich ärmer hervor. Einer ihrer Offiziere schreibt: „Ich kenne die preußische Armee gegen die vorige nicht".*) Das Klugreden und Räsonieren begann in ihr überhand zu nehmen. Man glaubt hier unwillkürlich den Beginn des Zerfalls des stolzen Gebäudes der alten preußischen Armee wahrzunehmen, der im Jahre 1806 zur Tatsache wurde. Der kriegerische Trieb der Armee mußte naturgemäß leiden; schrieb doch der König damals selbst, daß Krieg und Schlaffheit sich nicht vertrügen. Unwillkürlich mußten die trägeren und oberflächlichen Geister dahin gelangen, statt einer Kriegführung, die zu den blutigen Tagen von Prag, Leuthen und Torgau führte, die jüngst geschaute für die weisere zu halten. War es doch der Held der sieben Jahre selbst, der hier eine neue Methode angenommen hatte. Die Folgen dieser scheinbaren Abkehr des ersten Feldherrn der Zeit von der früher von ihm befolgten Kriegsweise mußten sich weit über die preußische Armee hinaus erstrecken.

Unzweifelhaft waren die österreichischen Stellungen an der oberen Elbe stark, und mit den Mitteln der Lineartaktik war ihnen schwer beizukommen, aber doch nur, weil der König keinen allzu hohen Einsatz wagen wollte. Im Grunde waren es doch auch nur weit gedehnte Kordonstellungen. Wenn aber ein Friedrich vor solchen unverrichteter Sache abzog, lag nichts näher, als daß man überall das Kordonsystem als das wirksamste Kriegsmittel pries, daß insbesondere die Österreicher sich dem Glauben hingaben, mit seiner Hilfe König Friedrich besiegt zu haben. Die Kordonstellung und das Manöver wurden die beiden Pole der strategischen Anschauungen der Zeit. Oberst v. Massenbach verlieh dem Ausdruck, wenn er später

*) Koser, a. a. O. II.

in der Berliner Militärischen Gesellschaft in einer Lobrede auf den Prinzen Heinrich sagte: „Durch kühne Märsche schmeichelte er dem Glück . . . . glücklicher als Cäsar bei Dyrrhachium, größer als Condé bei Rocroi, gleich dem unsterblichen Berwick erfocht er ohne Schlacht den Sieg".*) Es bedurfte der grausamen Lehren Napoleons, bevor man sich wieder nach Fichtes Wort zum „wahrhaftigen Kriege" bekannte und mit Clausewitz sprach: „Wir mögen nichts hören von Feldherren, die ohne Menschenblut siegen".**)

Als Gründe für die von Friedrich dem Großen im Bayerischen Erbfolgekriege befolgte, mit seiner Vergangenheit im Widerspruch stehende Kriegführung sind meist in erster Linie das Alter und die Kränklichkeit des Königs angeführt worden, und allerdings hat er selbst, sich und seinen Bruder verspottend, von den „Heldentaten der Siebzigjährigen" gesprochen.***) Immerhin zählte der König erst 67, Prinz Heinrich sogar erst 52 Jahre, und wenn auch der König bereits aus dem Siebenjährigen Kriege äußerlich als ein Greis und mit körperlichen Gebrechen behaftet heimkehrte, so war er doch sowohl bei seinen Besichtigungen im Frieden, wie jetzt im Felde, ganze Tage im Sattel, und seine Entwürfe befanden sich noch immer auf der alten Höhe. Die wahre Erklärung für Friedrichs Verhalten im Feldzuge von 1778, in dieser „insipiden Campagne", wie er sie selbst nennt, ist wohl darin zu suchen, daß der Krieg um die bayerische Erbfolge keine Lebensfrage der preußischen Monarchie betraf, daß er nur mehr eine bewaffnete Demonstration zugunsten der Unabhängigkeit Bayerns bildete. Der große Zweck, der das Handeln des Königs während des Siebenjährigen Krieges beherrschte, hatte auch eine andere Kriegsweise bedingt.

Derartiger Demonstrationen wird es zu unserer Zeit nur in seltenen Fällen bedürfen. Der bewaffnete Friede, in dem wir leben, macht sie überflüssig. Mobilmachung und Aufmarsch sind überall so vorbereitet, daß binnen weniger Tage operationsbereite Armeen sich an den Grenzen gegenübertreten können. Die ernste Drohung einer europäischen Großmacht wird daher meist in Fällen von geringerer Bedeutung genügen, um den gewollten Zweck zu erreichen, während

*) Angeführt bei v. der Goltz, „Von Roßbach bis Jena und Auerstädt".
**) Vom Kriege, IV. Buch, 11. Kap.
***) Koser, a. a. O. II.

König Friedrich dazu eines Einmarsches in das Gebiet des widerstrebenden Nachbars bedurfte.

Der unruhige Ehrgeiz Kaiser Josephs II. hat ein Jahrzehnt nach dem Bayerischen Erbfolgekriege Österreich in einen, gemeinsam mit Rußland geführten Krieg gegen die Pforte verwickelt. Hier traten alle Schwächen, die einer Koalition anzuhaften pflegen, deutlich hervor. Das halbe Wollen Kaiser Josephs und die Auffassungen Lacys, der, seinem System getreu, die Aufgabe Österreichs in der bloßen Deckung der ausgedehnten Grenzen sah, konnten einem Kriege, der unbedingt die Offensive forderte, keine günstige Wendung geben. Große Erfolge, wie sie einst Prinz Eugen gegen die Türken beschieden waren, blieben daher Österreich versagt. Wo seine Truppen unter dem Prinzen von Coburg gemeinsam mit dem ungestümen Suworow fochten, so bei Focsani und Rymnik bewährten sie ihren alten Ruf, und zum Schluß des Krieges bildete die Einnahme von Belgrad durch Laudon eine schöne Waffentat. „Es sind denn auch die Taten der Armee allein, welche das Feldzugsjahr 1789 triumphierend schließen ließen, man weiß das heute, damals war man davon noch nicht allgemein überzeugt. Die Mehrzahl, auch der Militärs, suchte den Erfolg noch immer in einem System, das erst unter den Schlägen jenes Mannes zusammenbrechen sollte, der zu dieser Zeit, ein unbekannter, untergeordneter Offizier des französischen Heeres, Erholung suchend seiner korsischen Heimat zueilte."*)

Fehlerhafte Anschauungen über Kriegführung. Finanzlage Preußens und Österreichs zur Zeit der Revolutionskriege.

Allgemein überwog damals in den Armeen die Form über den Geist. Die „mechanischen Köpfe triumphierten", wie Scharnhorst sagt, „über alles, was Geist und Gemüt hatte". Es fehlte jener Generation an Anpassungsfähigkeit und an jener Beweglichkeit des Geistes, die es ermöglicht, die Forderungen eines gesunden Fortschritts gegen die Grundsätze einer durch langjährige Gewohnheit geheiligten Überlieferung abzuwägen. Infolgedessen haben Staatslenker und Heere nahezu eines ganzen Erdteils sich unvermerkt lange Zeit hindurch einer vollendeten Selbsttäuschung hingegeben. Hierin liegt für alle Zeiten eine ernste Mahnung. Eine große, stolze Tradition ist in einem Heeresorganismus etwas wunderbar kräftigendes, durch nichts zu ersetzendes, aber sie darf nicht um ihrer selbst willen gepflegt werden, sondern des festen Halts wegen, den sie dem Heerwesen und dadurch mittelbar dem Staat verleiht.

*) Hptm. Criste a. a. O.

Das System der Kriegführung, das man sich damals gebildet hatte, war durchtränkt von mathematischen und geographischen Theorien, die zur Wirklichkeit des Krieges in vollem Widerspruch standen. Das Streben ging ausschließlich dahin, dem Feinde durch geschickte Märsche einige Vorteile abzugewinnen, nicht, ihn mit kräftigem Schlage niederzuwerfen. Weit höher als solcher brutaler Gewaltakt stand den Kriegskünstlern das Erreichen einer vorteilhaften Stellung, von der aus man das feindliche Gebiet bedrohte. So bildete sich der Begriff vom „Schlüssel eines Landes", von dem Clausewitz sagt,*) er sei das Paradepferd aller Schlacht- und Feldzugsbeschreibungen der Zeit gewesen.

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß bei solchen Anschauungen vom Kriege in den maßgebenden Kreisen Preußens und Österreichs, sowie bei dem Einfluß, den im Osten die Verhältnisse in Polen auf die Politik beider Länder zu Ende des 18. Jahrhunderts gewannen, nicht die Vorbedingungen für eine kräftige Kriegführung gegen die französische Revolution gegeben waren. Dazu befanden sich die Finanzen beider Staaten in nichts weniger als glänzender Verfassung.

Zwar hatte Friedrich der Große bis zu seinem Tode wieder einen Schatz von 50 Millionen Talern angesammelt, der holländische Feldzug des Jahres 1787, der nur ein auf Kosten Preußens unternommener, militärischer Spaziergang war, hatte jedoch bereits einen erheblichen Teil dieser Summe verschlungen, und der Rest wurde in den Feldzügen gegen die französische Revolution bis zum Jahre 1794 vollständig aufgebraucht. Schon griff man 1793 und 1794 zu ausländischen Anleihen und ließ sieben Millionen Taler in Scheidemünze unter dem Vollwert ausprägen. Nur durch Zahlung von englischen und holländischen Subsidien konnte Preußen 1794 noch bewogen werden, den Kampf am Rhein fortzusetzen. Diese Zahlungen wurden allerdings bald eingestellt, weil Preußen sich weigerte, die Operationen so zu führen, wie es die zahlenden Staaten verlangten. Die schlechte Finanzlage hat jedenfalls nicht wenig dazu beigetragen, daß Preußen vorzeitig vom Kampfplatz abtrat und im April 1795 den Frieden von Basel mit Frankreich abschloß. Im Januar 1795 war bereits verfügt worden, daß die Barbestände aller Staatskassen einzusenden seien, um die Verpflegung der Armee sicherzustellen. Von den 48 Millionen der Staatsschuld, die Friedrich Wilhelm II. hinter-

*) Vom Kriege, VI. Buch, 23. Kap.

ließ, sind etwa 28 Millionen für Kriegszwecke aufgewandt worden. Die Armee hatte zu Ende der Regierungszeit Friedrichs des Großen eine Friedensstärke von 186 000 Mann, bei 227 000 Mann Kriegsstärke gehabt. Diese ist bis zum Jahre 1806 bis auf 255 000 Mann angewachsen. Unter Friedrich Wilhelm III. gelang es zwar, bis zum Jahre 1806 7 Millionen Taler der Staatsschuld abzutragen und einen Schatz von 13 Millionen Taler anzusammeln. Die Monarchie Friedrichs des Großen ist gleichwohl nicht in besonders starker finanzieller Rüstung in die napoleonischen Kriege eingetreten. Immerhin stand sie nach dieser Richtung noch weit günstiger da, als die meisten übrigen Staaten.

In Österreich hatte sich unter Maria Theresia die finanzielle Kraft des Staates sehr gehoben.*) 1790 betrug die Staatsschuld indessen bereits 370 Millionen bei einer Jahreseinnahme von durchschnittlich 87 Millionen Gulden. Von den regelmäßigen Staatseinnahmen waren 1787 für die 301 000 Mann starke Armee jährlich etwas über 30 Millionen Gulden ausgeworfen, die jedoch durch Ersparnisse, insbesondere durch Beurlaubungen um rund 3 Millionen vermindert wurden. Das Defizit im Staatshaushalt war seit dem Türkenkriege chronisch. Es betrug 1789 rund 36 Millionen, sank zwar 1792 auf 4, stieg aber infolge des Revolutionskrieges im folgenden Jahre wieder auf 30 Millionen und blieb seitdem in stetem Wachsen.**)

„Das bequeme Mittel der Geldbeschaffung durch die Ausgabe von Papiergeld" — sagt das österreichische Generalstabswerk — „wurde in der Folge regelmäßig angewendet, und zwar immer in der Art, daß die Summe der neu ausgegebenen jene der eingelösten übertraf. Im Jahre 1788 stieg der Umlauf auf mehr als 20 Millionen, betrug 1799 über 141 Millionen und erreichte im März 1811 die schwindelnde Höhe von 1060 Millionen. Außer der schwebenden Bankozettelschuld stieg auch die Anleiheschuld und das Erfordernis zur Verzinsung derselben fortwährend, und es war erklärlich, daß unter solchen Umständen der Kurs der Bankozettel, der sich bis 1795 al pari gehalten hatte, von da an ununterbrochen fiel. . . . . Es war die ungünstigste Zeit, zu welcher der Krieg gegen Frankreich

*) S. 58.

**) K. u. k. österr. Kriegsarchiv, Krieg gegen die französische Revolution. I. Wien 1905.

ausbrach. War die Monarchie schon vorher nicht imstande, die Bedürfnisse für den Staatshaushalt aufzubringen und die Zinsenlast der Staatsschuld zu tragen, wie sollte sie dies nach dem Ausbruche eines so langwierigen und verlustreichen Krieges vermögen!"

Die Mittel der Kriegführung der beiden deutschen Großmächte waren sonach äußerst beschränkt, was sich um so nachteiliger geltend machte, als sie den Krieg unter Anwendung des teuren Magazinsystems führten und nicht auf Kosten des Feindes, während umgekehrt die Armeen der französischen Revolution, trotz der völligen Auflösung des alten Staates, und ohne alle eigene Geldmittel alsbald durch Beitreibungen und Kontributionen in den Nachbargebieten erhalten werden konnten.

5. Die Kriege gegen die französische Revolution.

Feldzug von 1792.

Die Kriegserklärung des revolutionären Frankreich gegen die Mächte ist nicht „die Abwehr der Feindseligkeit gewesen, womit diese die Freiheit vor 1789 und die Verfassung von 1791 bedroht hatten. . . . Das neue Frankreich hätte in voller Verträglichkeit neben dem heiligen römischen Reiche bestehen können, so gut wie heute das republikanische Amerika (und das jetzt wieder republikanische Frankreich) neben den europäischen Monarchien besteht, wenn nicht die brausende Leidenschaft der Gironde in dem Bruche mit Deutschland das wirksamste Mittel für ihre zweite Revolution gefunden hätte. . . . Nach völlig freiem Entschlusse ist der Krieg durch die Gironde begonnen worden, um die monarchische Verfassung von 1791 zu beseitigen. . . . Die Emigranten waren entwaffnet, Frankreich hatte auf der weiten Welt keinen Titel mehr zum Kriege gegen Deutschland. . . . Man forderte aber ein Versprechen des Kaisers, in aller Zukunft sich gut aufführen zu wollen; man forderte es, in kürzester Frist, den Degen in der Hand, mit öffentlicher Drohung. Welche Nation in der Welt hätte sich einem solchen Ansinnen unterworfen? . . . Wer eine solche Forderung stellt, läßt dem Gegner nur zwischen Selbsterniedrigung und Krieg die Wahl."*)

Dabei richtete sich die aggressive Politik der Revolutionsmänner damals nicht gegen Preußen, mit dem sie vielmehr immer in guten Beziehungen zu bleiben wünschten, sondern allein gegen Österreich.

*) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, II.

Und doch war auch hier die Stimmung keineswegs kriegerisch. Wie die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten Deutschlands, so hatte auch Kaiser Leopold als entschieden aufgeklärter Monarch die Anfänge der Revolution mit Freuden begrüßt und von ihr eine Wiedergeburt Frankreichs erwartet. Die ersten kriegerischen Maßnahmen, die Österreich der drohenden französischen Offensive gegenüber ergriff, galten denn auch nur dem Schutze der eigenen Grenzen. Erst die französische Kriegserklärung an Österreich, hat dann auch in Friedrich Wilhelm II. den Eifer für die Bekämpfung der Revolution wachgerufen.

Der Tiefstand der Kriegführung, wie er in Vorstehendem angedeutet wurde, sollte gleich bei Beginn des Revolutionskrieges hervortreten. Die Leitung ist nicht nur fortgesetzt von politischen Strömungen beeinflußt gewesen, sondern auch durch Reibungen behindert worden, wie sie sonst selbst in einem Koalitionskriege selten sind. Die österreichischen Führer sahen sich in ihrem Handeln von Wien aus eingeengt, und der Herzog von Braunschweig, wiewohl dem Namen nach Oberfeldherr der Verbündeten, hatte mit der Anwesenheit König Friedrich Wilhelms im Lager zu rechnen. Hindernd war allerdings, daß die geographischen Verhältnisse ein rasches Handeln nicht eben begünstigten. Preußens Schwerkraft lag im Norden und Nordosten Deutschlands, und Österreich hatte nur einen geringen Bruchteil seiner Streitmacht in seinen elsässischen und belgischen Besitzungen. Mobilmachung und Aufmarsch waren sodann für den Kaiserstaat durch den erst vor kurzem beendeten Türkenkrieg sehr erschwert. Außerdem war jede Verschiebung von Streitkräften zu jener Zeit, die keine Eisenbahnen kannte, überaus zeitraubend. Österreichische Truppen, soweit sie nicht bereits in Belgien standen, kamen damals eigentlich nur für den Oberrhein, preußische für den Mittel- und Niederrhein in Betracht. Jede andere Verwendung bedingte erst eine künstliche Verschiebung durch langwierige Schrägmärsche. Bei der elenden Kriegsrüstung der Franzosen und bei der völligen Zerrüttung, die in ihrem Lande und in ihrer Armee herrschten, gestaltete sich gleichwohl die Aufgabe für die Verbündeten 1792 im Grunde leicht.

Der Herzog von Braunschweig freilich sah nichts als die Schwierigkeiten seiner Aufgabe. Er war überhaupt ein Gegner dieses Krieges. Die Österreicher liebte er nicht, die Emigranten haßte er,

auch fürchtete er eine Erhebung des französischen Volkes. Jetzt durchaus ein Mann der Manöverstrategie war er einst im Siebenjährigen Kriege ein bewährter Truppenführer gewesen und genoß den Ruf, der beste General Europas zu sein. Er war ein hervorragender und milder Verwalter seines kleinen Staates. „Auf ihn selbst freilich wirkten dessen beengenden Verhältnisse nicht günstig. Er gehörte zu den Naturen, denen bei großen Geistesgaben und sittlich reiner Gesinnung die Stärke des Willens und der Mut der Seele abgeht, welcher zu jedem männlichen Wirken erforderlich ist. . . . Er liebte, jede Sache von allen Seiten zu ergründen und kam zu der bei einem Soldaten bedenklichen Gewohnheit, überall ein relatives Recht des Gegners anzuerkennen, bei jeder Unternehmung die Schwierigkeiten und bei jeder Ansicht die Schwächen derselben zunächst zu empfinden."*) Darüber hat er denn auch 1792 die Schwächen des Gegners übersehen.

Die ersten Einfälle der Franzosen in die österreichischen Niederlande scheiterten kläglich. Die neuen Freiwilligenformationen versagten gänzlich. Die Verbündeten beschlossen, 45 000 Preußen und ein 8000 Mann zählendes französisches Emigrantenkorps bei Koblenz zu versammeln und diese Gruppe, gefolgt von 6000 Hessen, über Luxemburg, Longwy und Verdun vorrücken zu lassen. 14 000 Österreicher unter dem Feldzeugmeister Clerfayt und ein weiteres Emigrantenkorps von 4000 Mann sollten von Namur her durch die Ardennen die Vereinigung mit der preußischen Armee erstreben. 15 000 Österreicher unter dem Feldzeugmeister Fürsten Hohenlohe hatten von Mannheim die Richtung auf Diedenhofen einzuschlagen. 19 000 Österreichern und 6000 Emigranten fiel die Deckung des Oberrheins in Verbindung mit einer Diversion nach dem Elsaß zu. Gleichfalls im Sinne einer Diversion gegen die Festungen an der französischen Nordostgrenze sollte der in den Niederlanden kommandierende österreichische Feldmarschall Herzog von Sachsen-Teschen mit 25 000 Mann die Unternehmungen des Herzogs von Braunschweig unterstützen. Der preußischen Armee war die Hauptrolle zugedacht; die österreichischen Korps von Clerfayt und Hohenlohe sollten im wesentlichen nur deren Flanken decken. Im ganzen wurden 58 000 Mann vorwiegend zu Deckungszwecken am Ober-

*) Sybel, a. a. O. II.

rhein und in den Niederlanden zurückgehalten, so daß ohne die kaum ernstlich in Betracht kommenden Emigranten nur 80 000 Mann für die Offensive verfügbar blieben.

Vom Gegner wußte man, daß 19 000 Mann bei Sedan, 17 000 Mann bei Metz, 12 000 bis 15 000 Mann an der Lauter standen, auch ein Observationskorps im oberen Elsaß zusammengezogen wurde. Diesen, bei den in Frankreich herrschenden Zuständen kaum besonders zuverlässigen, schwachen und getrennten Korps gegenüber mochte man nicht mit Unrecht die an der Mosel aufwärts in der kürzesten Richtung auf Paris vorrückenden verbündeten Kräfte für ausreichend erachten, vorausgesetzt immerhin, daß sich die Versicherungen der Emigranten bezüglich einer Parteinahme eines Teils der französischen Armee und vor allem der Bevölkerung für die Verbündeten und zugunsten des Königtums bewahrheiteten, und daß man sich nicht beim Vormarsch durch die Festungen des Landes aufgehalten und zu starken Abgaben, behufs Sicherung der Etappenlinien genötigt sah. Rasches Handeln war erforderlich. Alle Rücksichten, durch welche die damalige Heerführung eingeengt wurde, hätten beiseite gelassen werden müssen. Dazu aber waren die erforderlichen Vorbedingungen weder durch die Persönlichkeit des Oberkommandierenden, noch durch die obwaltenden Verhältnisse gegeben. So wurde es nicht „ein Ringen von Kraft gegen Kraft, sondern ein Wetteifer der Mängel und Fehler."*) Der ruhmlose Verlauf der Offensive, die bei Valmy ihren Abschluß fand, ist bekannt. Die Franzosen fühlten sich als Sieger, ohne es doch eigentlich zu sein.

Treffend kennzeichnet Chuquet**) die Illusionen, denen sich fast ein Jahrhundert später Gambetta hinsichtlich der Leistungsfähigkeit seiner neugebildeten Armeen hingegeben hat, sowie gleichzeitig den Unterschied zwischen der Kriegführung der Verbündeten 1792/93 und der Deutschen von 1870/71, wenn er ausführt: Gambetta habe übersehen, daß die erste Republik nicht durch die Heldentaten der Neuaufgebote, sondern durch die Zwietracht der Koalition gerettet worden sei. „Die Deutschen von 1793, unentschieden und schwach an Zahl, traten wenige Meilen von der Grenze auf der Stelle, während die von 1870 einig, siegreich in ungezählten Scharen nicht an der

*) Sybel, a. a. O. II.
**) La guerre 1870/71.

Sauer und Schelde, sondern an der Seine und Loire inmitten Frankreichs standen." In der Tat gelangten die Verbündeten, nachdem sie im Spätherbst 1792 nach einem verlustreichen Rückzuge hinter den Rhein und die Erft gewichen waren, nur dazu, eine weitere Ausbreitung der Franzosen auf dem rechten Ufer des Stromes zu verhüten und im Jahre darauf, das von Custine überwältigte Mainz sowie die ihnen entrissenen deutschen Gebietsteile des linken Rheinufers und Belgien zurückzugewinnen.

Den ersten Schritt hierzu hatte Anfang Dezember 1792 die Wiedereroberung von Frankfurt a. M. durch preußische und hessische Truppen gebildet. Die Erfolge der Franzosen am Mittelrhein waren nur möglich geworden durch das gänzliche Versagen der Kriegsrüstung des Reichs. Immerhin ist es bezeichnend, daß der Herzog von Braunschweig nur widerstrebend der Forderung König Friedrich Wilhelms nachgab, den Franzosen wenigstens Frankfurt zu entreißen. Dieses war nur von 2300 Mann mit 2 Geschützen besetzt, während Custine mit 18 000 Mann bei Höchst zwischen Frankfurt und Mainz stand. Custine galt indessen nicht der Angriff, sondern nur dem schwach besetzten Frankfurt, und auch dort wäre es fast nicht zur Durchführung des Sturms gekommen. Sobald sich das Infanteriefeuer der Verteidiger als zu stark erwies, um ohne vorausgegangene Artilleriewirkung gegen die Tore den Sturm zu unternehmen, war der Herzog von Braunschweig bereits bedenklich geworden und hatte die Sturmkolonnen angehalten. Erst das Eingreifen des Königs entschied auch hier für die Durchführung des Unternehmens.

Wir Heutigen, in Napoleonischer und Moltkescher Kriegsweise Geschulten, die wir wissen, daß im Kriege alles unter dem einen höchsten Gesetze der Waffenentscheidung zu stehen hat, haben für den Verlauf des Feldzuges 1792 auf Seite der Verbündeten und die in ihrem Lager immer wieder auftauchenden Bedenklichkeiten keinerlei Verständnis. Auffassungen, wie sie der Herzog von Braunschweig und mit ihm zahlreiche Generale der Verbündeten hegten, entsprangen nicht nur den Begriffen der damaligen strategischen Schule, sie waren zum großen Teile eine Folge der theoretisierenden Richtung der Zeit überhaupt, der gesunder Wirklichkeitssinn fehlte, weil er ihr über den philosophischen Problemen der Aufklärung abhanden gekommen war. Es bestand damals in regierenden Kreisen ein merkwürdiges Gemisch

von engherzigem Egoismus und Streben nach Volksbeglückung. Eine schlaffe Politik und eine ihr entsprechende Kriegführung mußten die Folge sein. Der machtvollste Vertreter des aufgeklärten Despotismus, König Friedrich war doch gleichzeitig durch und durch ein Mann der Wirklichkeit gewesen. Er hat sich ausschließlich von seiner Königspflicht leiten lassen, die spekulative Weisheit der Epigonen bestand für ihn im Staatsleben nicht.

Jene nachfriderizianische Zeit ist für unser Geschlecht deshalb so lehrreich, weil sie die große Gefahr, die falsche humanitäre Ideen für Politik und Kriegführung haben können, erkennen läßt. Den gleichen Schwankungen, die sich 1792 bei Valmy und vor Frankfurt zeigten, begegnen wir im Jahre 1806 aufs neue. Der ganze Staatsbau gewährte keinen Raum für die Betätigung einer einheitlichen kräftigen Staatsgesinnung und leistete eben deshalb dem Umsichgreifen verschwommener weltbürgerlicher und weichlicher Gesinnung Vorschub. Begünstigte damals die einseitig philosophische und literarisch-ästhetische Richtung des Zeitalters solche Auffassung, so tut heute die einseitig materialistische Richtung dasselbe. Unter einem verschwommenen Idealismus verbergen sich Tendenzen, die nichts weniger als idealen Zielen dienen. Es ist kein Zufall, daß gerade amerikanische Milliardäre von höchst zweifelhafter Vergangenheit unter die Weltfriedensapostel gehen. Mit Recht sagt Treitschke: „Das Ideal eines Menschheitsstaates ist gar kein Ideal; die Idee eines Weltreichs ist hassenswert."*) Die weltbürgerliche Richtung der damaligen Deutschen hat den Erfolgen ihrer Truppen gegen die locker gefügten Armeen der Republik wesentlich Eintrag getan. Darum gilt es auf der Hut zu sein, daß nicht dermaleinst auch uns über der internationalen Verbrüderungslehre die Kraft vaterländischen Geistes verloren gehe.

Die von den Machthabern des revolutionären Frankreichs befolgte auswärtige Politik läßt zum ersten Male in der neueren Geschichte den Einfluß erkennen, den geistige Strömungen, die ein ganzes Volk ergreifen, im Kriege zu gewinnen vermögen. Auch unter dem ancien régime hatte es eine öffentliche Meinung gegeben. Sie ist u. a. während des Siebenjährigen Krieges vielfach preußisch gesinnt gewesen, denn dem gekrönten Vertreter der Aufklärung hatten naturgemäß die Sympathien der gebildeten Franzosen gehört. Im absolutistischen

*) Politik I.

Staat aber hatten sie ihre Stimmen nicht zur Geltung zu bringen vermocht. Im parlamentarisch regierten England war weniger der Volkswille als die Parteidoktrin der herrschenden Gruppe des oligarchischen Staatsgebildes maßgebend gewesen. Nur in großen Zeiten des Aufschwungs, wie unter Pitt, stand hinter der herrschenden Partei die gesamte Nation. Vollends bei den deutschen Mächten galten Politik und Kriegführung als Dinge, denen der friedliche Bürger fernzubleiben hatte, wenn auch die ungeheure Gefahr, die dem friderizianischen Staate zeitweilig drohte, König, Volk und Heer hatte fest zusammenwachsen lassen.

Nicht die Heldentaten ihrer Armeen sind es gewesen, die der französischen Republik den Erfolg brachten, auch nicht die sogenannte »levée en masse«, die kaum den vierten Teil der erhofften Mannschaftsstärke lieferte, wenn auch die Republik Ende 1793 etwa 600 000 Mann unter den Waffen hatte. Die Truppen der alten Mächte haben sich vielmehr noch auf lange hinaus wegen ihrer besseren Schulung im Felde trotz aller Fehler ihrer Kabinette und der oberen Leitung ehrenvoll behauptet. Auch die Zerlegung der französischen Armeen in Divisionen aller Waffen war nicht entscheidend. Sie hat zu Anfang vielfach nur eine Zersplitterung der Kräfte im Gefolge gehabt, und wenn sie gegenüber der schwerfälligen linearen Schlachtordnung der Verbündeten Vorteile bot, so hatte doch die lineare Ordnung ihre ursprüngliche Gestalt damals schon wesentlich verändert. Noch weniger ist, wo die Franzosen Erfolge errangen, ihre Schützentaktik von ausschlaggebender Bedeutung gewesen. Noch Napoleon sagt, das Tirailleurgefecht sei nur gut, um den Feind hinzuhalten; für seine Zeit mit vollem Recht, denn erst die schnellfeuernden Hinterlader haben dem Schützenmassenkampf das Gepräge einer die Entscheidung suchenden Gefechtsweise gegeben. Für Napoleon bestand diese wesentlich in dem Stoß der Kolonnen, dem er durch die Kartätschmassenwirkung seiner großen Batterien wirksam vorarbeitete. „Das Tirailleurgefecht der Revolutionsheere entstand aus der Entartung der Linientaktik und mußte folgerichtig deren wesentlichsten Übelstand, die mangelnde Stoßkraft, um so mehr übernehmen, als die ungeordnete Kampfweise die Leitung wesentlich erschwerte.“*)

*) K. u. k. Kriegsarchiv, Krieg gegen die französische Revolution, I. Wien 1905.

Der entscheidungslos sich so lange hinschleppende Gang des Revolutionskrieges erklärt sich mit durch die auf beiden Seiten befolgte Kampfweise.

Fortgang des ersten Koalitionskrieges.

Hatte das Bestreben, die revolutionäre Propaganda in die Nachbarländer zu tragen die ersten erobernden Schritte der Franzosen geleitet, so zwangen die völlig zerrütteten Finanzen dazu, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. „Den Sold der Heere, welchen die eigene Kasse nicht aufbringen konnte, mochten die besiegten Nachbarländer tragen; die Masse der Assignaten, unter der Frankreich erlag, mußte auf die umwohnenden Völker verteilt werden. Die Revolution hatte in Frankreich, wie es seinen Staatsmännern schien, konfisziert, was sich mit einem politischen Schein konfiszieren ließ, es kam jetzt darauf an, die übrigen Nationen Europas zur Deckung der Kosten herbeizuziehen . . . so lange es ein revolutionäres Defizit gab." In diesen Worten Sybels*) ist die ganze Politik der französischen Revolution unter ihren wechselnden Regierungen gekennzeichnet. In der Vermessenheit jakobinischen Hochmuts hat der Konvent auch den Konflikt mit England und Holland mutwillig herausgefordert, denn es war vorauszusehen, daß die Seemächte nicht der Einverleibung Belgiens, durch welche die Scheldemündung in französischen Besitz gelangte, ohne weiteres zusehen würden. Weil die französische Politik eine solche rücksichtsloser Gewalt war, folgte auch die Kriegführung diesem einfachsten Gesetz, und in solcher Einfachheit schon besaß sie einen entschiedenen Vorteil über die Koalition. Diese aber zog umgekehrt sogar aus ihren Siegen keinen Nutzen. Was half es, daß der Herzog von Coburg 1793 ganz Belgien dem Kaiser zurückgewann, das entlegene Land war und blieb für den Wiener Hof doch immer nur ein Austauschobjekt, denn noch hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, dafür Bayern und damit eine wesentliche Stärkung gegenüber der durch die neuen polnischen Erwerbungen erweiterten preußischen Macht zu gewinnen. Seit Thugut 1793 die Leitung der Wiener Politik unter Kaiser Franz übernommen hatte, begann der österreichisch-preußische Gegensatz sich mehr und mehr zu verschärfen. Der österreichische Minister haßte Preußen, und es ist begreiflich, daß seine Politik jede gesunde Kriegführung lähmen mußte, nicht minder wie die engherzige Auffassung, die sich in Preußen geltend machte und den Blick für die

*) Geschichte der Revolutionszeit, III.

Gefährdung der Westgrenzen des Reiches trübte. So ist es dahin gekommen, daß den französischen Machthabern, selbst als die Lage zeitweilig hoch bedrohlich schien, niemals das Bewußtsein kam, ernstlich durch den äußeren Feind gefährdet zu sein. Die Drohungen der zahlreichen Gegner boten ihnen aber eine willkommene Handhabe, die Massen immer wieder aufzuwiegeln und mit revolutionärer Gesinnung zu durchtränken.

Im Feldzuge von 1794 ging ganz Belgien verloren, infolgedessen drangen die Franzosen nach Holland vor und verkündeten die Batavische Republik, und das alles, wiewohl Österreich mit Einschluß der englischen und niederländischen Hilfstruppen im April dieses Jahres über etwa 160 000 Mann verfügt hatte. Der Kaiserliche Feldherr, der Herzog von Coburg, trat vom Oberbefehl zurück, auf das höchste entrüstet über die Politik des Wiener Kabinetts, die dauernd bereit war, Frankreich Belgien zu überlassen gegen eine entsprechende Entschädigung in Bayern und in Italien. In seinem Entlassungsgesuch an den Kaiser sagt der Herzog: ein General von Kopf und Herz könne unmöglich den Allerhöchsten Wünschen entsprechen, wo „eine Art von kabulöser Desorganisation die Oberhand gewinne". In einer solchen Lage bliebe „einem treuen Manne nichts übrig, als den Stab niederzulegen, den er gern mit Lorbeeren umwunden dem Kaiser überreicht hätte."*) Welche Lorbeeren aber mit österreichischen Truppen gewonnen werden konnten, sollte sich im nächsten Jahre unter Clerfayt am Rhein und 1796 unter der Führung des Erzherzogs Karl in Süddeutschland gegen die Armeen Jourdans und Moreaus zeigen. Der entscheidende Umschwung, der schließlich zur Beendigung des Festlandskrieges durch den Frieden von Campo Formio führte, ist dann durch Bonapartes Siege in Italien erfolgt. Erst sein Auftreten hat dem revolutionären Frankreich den endgültigen Erfolg gebracht.

Auch als nach Beseitigung der Schreckensherrschaft unter dem Direktorium die Revolution allmählich in geordnetere Bahnen einlenkte und die Widerstände im Innern des Landes beseitigt waren, konnte Frankreich nicht inmitten des Krieges erstarken. Die schlechte Finanzlage allein hätte jedes ordnungsmäßig verwaltete Land zur Nachgiebigkeit gezwungen. Der Krieg ließ sich nur durch noch stärkere

*) Angeführt bei Häußer, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des Deutschen Bundes, I.

Ausbeutung der Nachbarländer als sie bisher geübt worden war, fortführen. So wurde denn die Finanzkalamität ein Antrieb zur allgemeinen Offensive. Das modernste Staatswesen, das sich anmaßte, Europa die Zivilisation zu bringen, wurde zum Raubstaat schlimmster Art. Die Italien abgepreßten Millionen erhielten das Direktorium dem herrischen Willen Bonapartes gefügig. Süddeutschland erlitt 1796, bevor es der Erzherzog Karl durch die Siege von Amberg und Würzburg befreite, außer durch die ihm auferlegten starken Kontributionen die schwersten Bedrückungen durch die plündernden französischen Soldaten. Noch einmal zeigte sich das Reich in seiner ganzen Wehrlosigkeit. An sie knüpft Sybel die Betrachtung:*) „Es war der harte Beginn eines das 19. Jahrhundert erfüllenden Läuterungsprozesses, die schmerzensreiche Aussaat eines künftigen deutschen Nationalgefühls; für die Überzeugung, daß kein deutscher Bürger seines Hauses sicher, seines Daseins froh werden kann, wenn nicht ein starker deutscher Staat die ganze Nation umfaßt, für diese Überzeugung wurde damals der erste Keim in tausend zürnende Herzen gesenkt."

Es ist bereits auf die schlechte Finanzlage Österreichs hingewiesen worden.**) Sie hat unmittelbar hemmend auf die Kriegführung eingewirkt und mußte sich 1796 um so mehr fühlbar machen, als in England eine mächtige Bewegung gegen Fortsetzung des Krieges entstand, denn man begann dort der Lasten des Krieges, die den Staatshaushalt aus dem Gleichgewicht zu bringen drohten, überdrüssig zu werden. Innere Schwierigkeiten, namentlich ein drohender Aufstand Irlands, brachten weitere Erschwernisse. Ohnehin hatte der jüngere Pitt nur zögernd den Fehdehandschuh aufgenommen, den der Konvent England hinwarf. Die Leistungen Englands zu Lande durch Gestellung von Truppen nach den Niederlanden und Zahlung von Subsidien an die Bundesgenossen waren denn auch wesentlich geringer als in früheren Kriegen. In der Forderung, daß an Englands gebietender Stellung zur See nicht gerührt werden dürfe, war freilich die ganze Nation einig, und eben zur See hatte der Krieg dem Lande bisher große Erfolge gebracht.

Der Seekrieg 1793 bis 1797.

Mit Recht hebt Schäfer***) hervor, daß England, das zuletzt in den Kampf gegen Frankreich eintrat, sein beharrlichster und gefähr-

*) Geschichte der Revolutionszeit, VII.

**) S. 94.

***) A. a. O. II.

lichster Gegner geworden sei: „Allerdings war für kein großes Staatswesen Europas ein übermächtiges Frankreich so unerträglich wie für England. Es hätte ihm sofort wieder die See und die Fremde streitig gemacht und aus bedrohlichster Nähe, von den leistungsfähigsten Gestaden Europas aus, täglich seine Existenz in Frage gestellt. Was bedeuteten innere Reformen gegenüber diesem Daseinskampfe? Pitt hat das richtig erkannt, und es bleibt sein ewiges Verdienst, daß er die Nation mit sich zu ziehen vermochte auf der Bahn, die allein zum Ziele führen konnte, sie mit sich zog trotz starker Gegenströmungen, obgleich weder seine Politik noch seine Kriegführung unausgesetzt auf Erfolge hinweisen konnten. Mehr noch als des Vaters Name ist der seine mit Englands Entscheidungskämpfen um See- und Weltstellung verknüpft, für alle Zeiten ein glänzendes Zeugnis, was ein klarer Kopf und ein fester Wille an der Spitze eines freiheitstolzen, ehrliebenden, an Selbstregiment gewöhnten Volkes zu erreichen vermag."

Die Revolution hatte die französische Flotte fast in noch höherem Maße desorganisiert wie die Landarmee. Konnte für diese wenigstens der Unterhalt durch die eroberten Gebiete bestritten werden, so gebrach es der Marine an allen Mitteln. Die Schiffe verkamen in den Häfen, die neuernannten Offiziere entbehrten aller Autorität, die Bemannungen entzogen sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit dem Dienst. Im Herbst 1795 fehlten dem Geschwader von Toulon 10 000 Matrosen. Auch die britische Marine befand sich nicht in der besten Verfassung. Ihre Verwaltung ließ viel zu wünschen übrig, und sie hat während des Krieges mehrfach gefährliche Meutereien zu überstehen gehabt, die mit rücksichtsloser Härte unterdrückt wurden. Gleichwohl waren die Bemannungen weit seetüchtiger als diejenigen der französischen und spanischen Kriegsschiffe. Vor allem lebte in der englischen Marine eine große Tradition, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Als deren Träger erscheint ein vortreffliches, aus den besten Familien des Landes ergänztes Offizierkorps, an seiner Spitze Admirale wie Hood, Howe, Jervis, Collingwood und vor allem der unvergleichliche Nelson. Zu Beginn des Krieges besaß England 115 Linienschiffe, von denen Ende 1793 85 in Dienst gestellt waren. Frankreich gebot nur über 76 Linienschiffe. Gleich zu Anfang gelang es, der französischen Marine einen empfindlichen Schlag zu versetzen durch Wegnahme des Arsenals von Toulon, da die Hafenstadt

sich gegen die Pariser Regierung erhoben hatte. In dem dortigen Hafen fiel gleichzeitig ein Drittel der gesamten französischen Kriegsflotte in die Hände der Engländer. Dafür traten dann allerdings, nachdem Holland mit Gewalt zum Anschluß an Frankreich gezwungen worden war, 49 holländische Linienschiffe, die indessen ihrer minderwertigen Beschaffenheit wegen nur zum Teil als Schlachtschiffe gelten konnten. Später sah sich die französische Marine durch die Seestreitkräfte Spaniens verstärkt.

Dieses Land fiel von der Koalition ab und schloß im August 1796 nicht nur Frieden, sondern ein Bündnis mit dem revolutionären Frankreich. Spanien verfügte über 56 brauchbare Linienschiffe. Eine elende Verwaltung und ein unerfahrenes Offizierkorps, sowie die geringe Seetüchtigkeit der Bemannungen, drückten jedoch die Leistungsfähigkeit der spanischen Marine stark herab. Dennoch erhielt in England die Stimmung für Beendigung des Krieges neue Nahrung, als sich infolge des spanisch-französischen Bündnisses, die Aufrechterhaltung der bisherigen Stellungen in allen Meeren zu erschweren begann. Korsika, das mit englischer Hilfe von Frankreich losgerissen war, mußte aufgegeben, das englische Mittelmeer-Geschwader bei Gibraltar vereinigt werden. Damit gingen die italienischen Staaten, insbesondere Neapel, des Rückhalts verlustig, den ihnen die Anwesenheit der englischen Flotte gegenüber der siegreichen Armee Bonapartes bisher gewährt hatte. In dieser Zeit ist endlich Großbritannien auch im eigenen Lande, und zwar an seiner gefährdetsten Stelle, in Irland, nochmals durch eine französische Landung größeren Umfanges bedroht worden. Nach Niederwerfung des Aufstandes in der Vendée schiffte sich im Dezember 1796 General Hoche mit 20 000 Mann auf einem ansehnlichen Geschwader in Brest ein. Teile des Landungskorps waren bereits in der Bantrybai gelandet, als ein Sturm die Flotte völlig auseinanderwarf. Sah die englische Nation sich so durch die Elemente von der nächsten Gefahr befreit, so sollte ihr bald darauf ein glänzender Erfolg zur See das volle Vertrauen in ihre Kriegsmarine wiedergeben, und damit die Gewißheit, daß sie den Krieg zur See mit Erfolg fortzusetzen imstande sei, auch nachdem die Festlandsmächte, eine nach der anderen erschöpft vom Kampfplatz abgetreten waren.

Über die spanische Marine hatte Nelson 1793 nach einem Besuch in Cadiz geschrieben: „Die Dons können wohl schöne Schiffe bauen,

sie vermögen aber keine Männer zu schaffen".*) Nur weil „Männer" seine Flotten führten, hat England die Seeherrschaft diese ganze Kriegszeit hindurch zu behaupten vermocht und nur dadurch die Mittel zur Fortführung des Krieges, sowie zur Bestreitung von Subsidien an die Festlandsmächte gewonnen. Auch zur See tun es die materiellen Mittel nicht allein, auch hier machen Männer die Geschichte. Das zeigte sich am 14. Februar 1797, wo Admiral Jervis sich den Titel eines Lords St. Vincent errang, indem er an der Südwestspitze von Portugal bei Kap St. Vincent mit nur 15 englischen 27 spanische Linienschiffe vernichtete. Nelsons Verwegenheit gebührte ein Hauptanteil an diesem entscheidenden Erfolge. Die unbedingte Herrschaft im Mittelmeer hat dann England in den Jahren 1797 und 1798 wiedererlangt. Der Tag von Abukir, wo Nelson die französische Flotte, die Bonaparte nach Ägypten geführt hatte, vernichtete, hat diese Herrschaft besiegelt.**)

Der zweite Koalitionskrieg bis zum Eingreifen Napoleons.

Nicht lange ist England im Kampf gegen die Republik in der Vereinzelung geblieben. Seine neuesten Erfolge zur See wurden ihm ein Antrieb, alle Hebel anzusetzen, um eine neue festländische Koalition zustande zu bringen, damit Frankreich auch zu Lande niedergeworfen würde. Das weitere Ausgreifen der Franzosen in Italien, wo sie die Bourbonen aus Neapel vertrieben und die Parthenopeische Republik errichteten, und in der Schweiz zeigte in der Tat, wie wenig die Republik gesonnen war, sich mit den festländischen Eroberungen, die ihr der Friede von Campo Formio zugestanden hatte, zu begnügen. Österreich konnte sich in dem ihm zugefallenen Venetien, hinter der Etschlinie, nicht mehr sicher fühlen. Kaiser Paul von Rußland ergriff lebhaft die Partei des Hofes von Neapel und der durch die Franzosen von Malta vertriebenen Malteser-Ritter, die ihn zu ihrem Großmeister gewählt hatten. Mit der Pforte gemeinsam entsandte er eine Expedition gegen die ehemals Venedig gehörigen Jonischen Inseln, die Bonaparte 1797 im Sinne eines einleitenden Schritts zur Verwirklichung seiner orientalischen Pläne hatte besetzen lassen. Der Rastatter Kongreß, der die Einzelheiten der Friedensabmachungen zwischen Österreich und dem Reich einerseits und Frankreich anderseits, insbesondere die Entschädigungen und

*) Mahan, a. a. O. II.
**) S. 109, 112.

Säkularisationen zu regeln hatte, blieb ohne Ergebnis, da sich immer deutlicher zeigte, daß Frankreich weder für die von Österreich beanspruchten Gebietsentschädigungen zu haben war, noch auf deutsche Säkularisationen verzichten wollte. So sah sich denn auch Österreich bewogen, dem Drängen Kaiser Pauls nachzugeben. Preußen zum Beitritt zu bewegen mißlang, aber auch ohne dieses war es eine mächtige Koalition, die sich hier aufs neue gegen Frankreich zusammentat. Und doch war in ihr der Zwiespalt fast noch größer als bei der ersten Koalition. Der russische Kaiser erstrebte lediglich die Herstellung der früheren Zustände in Europa, und auch die englische Regierung verfolgte auf dem Kontinent, wo sie nicht unmittelbar betroffen war, vorwiegend reaktionäre Ziele, während Österreich nach Landgewinn, als Ersatz für Belgien und seine italienischen Besitzungen sowie nach Wiederherstellung seiner alten Macht strebte. Seine Politik scheute keineswegs den Umsturz des Alten, wo es ihm Vorteil brachte. Bei so verschiedenartigen Tendenzen innerhalb des großen Bündnisses ließ sich für die Kriegführung von Anbeginn nicht viel gutes erwarten, so ansehnliche Kräfte auch in Bewegung gesetzt wurden.

Für Süddeutschland waren 90 000 Mann unter dem Erzherzog Karl gegen die nur halb so starken Franzosen am Oberrhein vorgesehen, etwa dasselbe Verhältnis bestand an der schweizerisch-tiroler Grenze, wo 70 000 Österreicher in Tätigkeit treten sollten, nicht minder wie in Oberitalien, wo über 80 000 Österreicher und 30 000 Russen, unter Suworows Befehl, eingesetzt wurden.

Die französischen Truppen, von Holland bis Neapel verteilt, waren ohnedies denjenigen der Koalition unterlegen. Die Stärke der Revolutionsarmeen war schon im ersten Koalitionskriege großen Schwankungen unterworfen gewesen. Die berühmte „levée en masse“ hatte trotz aller Anstrengungen, sie zur Durchführung zu bringen, kaum den vierten Teil der erhofften Mannschaftsstärke ergeben.*) Erst das Gesetz über die Konskription vom September 1798 stellte die Heeresergänzung auf eine feste Grundlage; auch die Konskription hatte jedoch bei der Unordnung und Willkür, die unter dem Direktorium überall herrschte, nicht den gewünschten Erfolg. Zahlreiche Aus-

*) S. 101 u. Morvan, Soldat impérial, I.

gehobene entwichen, bevor sie zur ihren Truppenteilen gelangten. Ansehnliche Kräfte mußte das Direktorium im Innern zur Stütze seiner schwankenden Herrschaft zurückbehalten und vor nicht langer Zeit hatte es sich durch Entsendung von 40 000 Mann nach Ägypten unter dem einzigen wirklichen Feldherrn, den Frankreich besaß, geschwächt. Nunmehr schienen sich, vom rein militärischen Gesichtspunkt, der Koalition die größten Aussichten zu eröffnen.

In Frankreich war die republikanische Begeisterung, die 1792 das Volk zum Angriff fortgerissen hatte, der Glaube an die ihm vom Schicksal zugewiesene Weltbefreiung, längst erloschen. „Im Jahre 1799 war das Wort Freiheit der Masse des französischen Volkes ein leerer, beinahe widerlicher Schall geworden, und auch seine Beherrscher benutzten es nur noch als hergebrachten Vorwand oder demagogisches Mittel zu weiterem Landerwerb."*) Wohl blieb die Armee begeisterungsfähig, aber sie war es kaum noch im republikanischen, wenn auch in hohem Maße im nationalen Sinne. Dafür bürgten die vielen trefflichen Elemente, die sich, angewidert vom revolutionären Treiben im Innern, ihr zugewandt hatten, weil für sie die dreifarbige Fahne das Vaterland verkörperte. So verschmolz sich die Vaterlandsliebe in der Armee mit der Anhänglichkeit an ihre Fahnen. Der lange Krieg hatte eine echte Prätorianerarmee entstehen lassen, mit allen ihren guten und schlechten Eigenschaften. Sie harrte der Rückkehr des Feldherrn, der ihr zum Siege, vor allem aber zu einem Dasein verhelfen sollte, das eines Kriegers würdig war, denn gerade dieses vermochte das Direktorium nicht zu bieten.

Die Armee verkam im Elend. Die zerfahrenen Zustände im Innern, die schlechte Finanzlage schlossen jede planmäßige Fürsorge aus. Die Generale erhielten auch auf die wohlbegründetsten Beschwerden keine andere Antwort als leere Worte. Die Lage mußte noch schwieriger werden, sobald die Eroberung und damit die Ausbeute fremder Länder aufhörte, mit deren Hilfe die Armee bisher ernährt und ausgerüstet worden war. Im September 1798 waren statt der 600 Millionen des Jahres-Voranschlages nur 385 Millionen in barem Gelde vereinnahmt worden. Die Beute von Rom und Neapel, Kontributionen in der zisalpinischen Republik und Erpressun-

*) Sybel, a. a. O. IX.

gen in der Schweiz mußten notdürftig aushelfen. Die Gesamtsumme der ausgegebenen Assignaten hatte bereits 1795 die Höhe von 45 Milliarden Francs erreicht, ihr Kurs war bis auf 1 von Hundert des Nennwerts gesunken. Eine Zwangsanleihe für Metallgeld war erfolglos geblieben, da die Papiergeldwirtschaft die Barbestände ins Ausland getrieben hatte. Die Regierung versuchte daher, sich durch Ausgabe einer neuen Art Papiergeldes, der „Territorial-Mandate" zu helfen. Auch diese bestanden indessen lediglich in Anweisungen auf den künftigen Verkauf von Nationalgütern, nur waren sie im Gegensatz zu den Assignaten auf bestimmte Güter hypothekarisch eingetragen. Da auch diese Anweisungen sofort in bedeutender Höhe ausgegeben wurden, fielen sie bald ebenfalls auf 3% des Nennwertes. Es war tatsächlich ein völlig bankerottes Staatswesen, gegen das die zweite Koalition zu Felde zog.

Zu Anfang schien es, als sollte der Verlauf des Feldzuges den günstigen Aussichten, die sich den Verbündeten boten, durchaus entsprechen. Erzherzog Karl warf die Franzosen über den Oberrhein zurück, und Oberitalien wurde ihnen durch Suworows Draufgehen entrissen. Der alte Held war doch ein ganz anders rücksichtsloser Kriegsmann, als die Generale der zahmen Schule, die sich bisher mit den Franzosen gemessen hatten. Er bewährte sich hier, trotz mancher Eigenheiten, als ein wirklicher Feldherr. Mit Recht hält daher die russische Armee sein Andenken hoch, zumal, da er der einzige, wahrhaft bedeutende General nichtdeutschen Ursprungs ist, den sie je besessen hat.

Die anfänglichen Erfolge der Koalition sind im weiteren Verlauf des Krieges durch politische Einflüsse und Eifersüchteleien völlig zunichte geworden. Jene verfiel auf den eigentümlichen Gedanken, die Armee des Erzherzogs Karl nach dem Mittel- und Unterrhein abmarschieren zu lassen, um sie einem russisch-englischen Korps zu nähern, das in Holland landen sollte. Das österreichische Korps aus der Schweiz hatte den Schutz des Oberrheins zu übernehmen, während Suworow mit seinen russischen Truppen aus Oberitalien nach der Schweiz zur Vereinigung mit einem dort befindlichen russischen und österreichischen Korps abrückte. Er langte hier an, als die Franzosen, unter Massena, die dortigen Truppen der Verbündeten bereits völlig geschlagen und an den Bodensee zurückgeworfen hatten. Dem beschwerlichen Übergang über den St. Gotthard folgten für Suworows

Truppen aufreibende Märsche durch das Hochgebirge, bis er die Trümmer seines Korps in Sicherheit zu bringen vermochte. Er verweigerte seine weitere Mitwirkung am Kampfe, und Kaiser Paul rief seine sämtlichen Truppen in hellem Zorn über den vermeintlichen Verrat der Bundesgenossen zurück. Österreich hatte die Befreiung von der unbequemen Einmischung Suworows in Oberitalien durch Sprengung der Koalition erkauft. Selten haben auseinandergehende politische Interessen innerhalb einer Koalition sich inmitten des Krieges in so unheilvoller Weise geltend gemacht.

Zur selben Zeit, als Kaiser Paul mit Österreich brach, betrat General Bonaparte wieder den Boden Frankreichs.

III. Napoleon im Kampf um die Weltherrschaft.

1. Vom 18. Brumaire bis Tilsit.

Politik Napoleons als Konsul.

Nachdem Napoleon unbemerkt von der englischen Flotte aus Ägypten heimgekehrt war, fiel ihm durch den Staatsstreich vom November 1799 und vollends durch die ihn sanktionierende neue Verfassung als erstem Konsul die Herrschaft über Frankreich zu. Die Begründung einer Militärdiktatur wurde damals allgemein als eine Wohltat empfunden. Die Nation sehnte sich nach einer starken Hand, die imstande war, Ordnung und Sicherheit im Innern aufrecht zu erhalten, und die von außen drohenden Gefahren abzuwehren. Das Bedürfnis nach staatlicher Autorität machte sich mit zwingender Gewalt geltend. Dadurch sind Napoleon die weiteren Schritte zur unbeschränkten Alleinherrschaft, zum Konsulat auf Lebenszeit im Jahre 1802 und zur Kaiserkrönung im Jahre 1804 geebnet worden.

Mit großer Energie versuchte er im Winter 1799/1800 in die verfahrenen Staatsfinanzen wenigstens soweit Ordnung zu bringen, daß den ersten dringendsten Bedürfnissen der Armeen abgeholfen werden konnte. Hierbei kam ihm zugute, daß auf fast allen Kriegsschauplätzen ein Stillstand eingetreten war, so daß die Ergänzung des Mannschaftsbestandes und des Materials sich ziemlich ungestört vollziehen konnte. Die ersten finanziellen Auskunftsmittel der Konsulatsregierung waren allerdings wiederum mehr oder weniger gewaltsamer Natur. Da seit den empfindlichen Rückschlägen des letzten Feldzuges die auswärtigen Einnahmen fehlten, blieb nur übrig, sich an die eigenen Untertanen zu halten. Annullierung von Staatsschulden, die einem verhüllten Bankerott gleichkam, Steuer- und Zollerhöhungen sollten helfen. Bei der allgemeinen Stockung in Handel und Verkehr blieben diese Mittel jedoch wenig ergiebig. Trotzdem

hat die von Napoleon im Jahre 1800 begonnene neue Finanz- und Steuergesetzgebung eine Gesundung des Staatshaushalts eingeleitet. Eine der ersten Maßregeln war die Gründung der Bank von Frankreich, nach englischem Vorbild. Schon Ende 1800 machten sich die ersten Wirkungen der Reformen bemerkbar. Allerdings hätte Frankreich, um völlig zu gesunden, nach einem Jahrzehnt revolutionärer Umwälzungen und auswärtiger Kriege, dringend des Friedens bedurft. Auch wäre ein ehrenvoller Friede, unter durchaus günstigen Grenzen, nach dem Bruch zwischen Österreich und Rußland unzweifelhaft zu erlangen gewesen, ein solcher Friede, unter Preisgabe Italiens aber konnte nimmermehr im Sinne Napoleons, des Eroberers dieses Landes, sein.

Das Direktorium hatte sich unmittelbar nach dem Frieden von Campo Formio wieder dem Gedanken einer Landung größeren Umfanges in England zugewandt, obwohl nicht nur die Expedition gegen Irland, unter Hoche, sondern auch eine im Jahre 1797 von Holland aus unternommene, gescheitert war. Wenn diese Pläne damals nicht weiter verfolgt wurden, so geschah es nicht zum wenigsten auf Betreiben des Generals Bonaparte, der von einer Festsetzung im Orient auf der Straße nach Indien, gleichzeitig eine Stärkung der französischen Stellung im Mittelmeer und eine Bedrohung Englands erhoffte. Es waren alte französische Ansprüche aus der Zeit des Königtums, die er mit seiner ausschweifenden Phantasie erfüllte und ausdehnte. Hierbei täuschte er sich freilich völlig über die Willfährigkeit der Pforte. Er war nicht der erste und nicht der letzte Westeuropäer, der die latenten Kräfte des Islam unterschätzte.

Als Napoleon nach dem Scheitern der ägyptischen Expedition zum Oberhaupt Frankreichs geworden war, hat er, als echter Sohn der Revolution, den Jakobiner nie verleugnet. Die Politik des Direktoriums wurde von ihm einfach fortgesetzt, denselben Zielen zugestrebt, nur daß sie beharrlicher verfolgt wurden. Der Angelpunkt der französischen Politik aber war seit Generationen das Verhältnis zu England. In diesem Sinne hatte Bonaparte schon am Tage nach Campo Formio an Talleyrand geschrieben, Österreich sei nicht zu fürchten, England dagegen sehr. Man müsse es vernichten, um nicht selbst von ihm vernichtet zu werden. „Der Augenblick ist hierfür günstig. Wenden wir unsere ganze Aufmerksamkeit der Marine zu und vernichten

wir England, dann liegt Europa zu unsern Füßen.“*) Diesem Programm ist der siegreiche Feldherr von 1796/97 als Konsul und als Kaiser treu geblieben, wenn er auch 1800, um seine Stellung nach Innen zu befestigen, zunächst den Anschein friedlicher Absichten zu erwecken suchte.

Ende des zweiten Koalitionskrieges. Friedensschlüsse von Lunéville und Amiens.

Ohnehin war zu diesem Zeitpunkt auf eine Nachgiebigkeit Englands noch nicht zu rechnen. Österreich wurde durch die Bewilligung englischer Subsidien, deren Zahlung an Rußland jetzt eingestellt werden konnte, zur Fortsetzung des Kampfes ermutigt. Gegen die Bewilligung von 2½ Millionen Pfund Sterling ging es die Verpflichtung ein, bis Ende Februar 1801 ohne englische Zustimmung keinen Sonderfrieden zu schließen. So hatten denn weder Napoleons Sieg von Marengo noch Moreaus Vordringen bis an den Inn zunächst andere Folgen, als daß sowohl auf dem italienischen wie auf dem deutschen Kriegsschauplatze es zu einem längeren Waffenstillstand kam. Die Wiedereroberung Norditaliens bis zum Mincio hatte Napoleons Stellung in Frankreich ungemein befestigt. Das allgemein ersehnte Ende des Krieges schien jetzt unmittelbar bevorzustehen, und der erste Konsul war in der Tat zum Frieden geneigt, vorausgesetzt, daß ein solcher Frankreich eine Vormachtstellung in Europa gewährte. Diese brachte in hohem Maße der Friede von Lunéville. Die dort angeknüpften Verhandlungen führten zunächst bis zum Schlusse des Jahres 1800 zu keinem Ergebnis. Als dann im Spätherbst die Feindseligkeiten wieder aufgenommen worden waren, und Moreaus Sieg bei Hohenlinden den Franzosen den Weg nach Wien geöffnet hatte, kam am 9. Februar 1801 der Friede zustande. Er bedeutete eine wesentliche Verschärfung der Vereinbarungen von Campo Formio. Österreich war hinter die Etsch zurückgeworfen, Frankreichs Tochterrepubliken wurden ausdrücklich anerkannt, ebenso ihm die Rheingrenze zugestanden. Die hierdurch betroffenen Reichsstände sollten durch Gebiete des rechten Rheinufers entschädigt werden, wobei Frankreich ein Aufsichts- und somit ein Einmischungsrecht zugebilligt wurde.

Die Revolution hatte weit mehr gewonnen, als Ludwig XIV. jemals hatte erstreben können. Sie dankte es der tatkräftigen Leitung Napoleons, „aber es ist ersichtlich: das Friedenswerk von Lunéville

*) Corresp. III. Nr. 2307.

ist wie das von Campo Formio ein Gewaltwerk, es kann nur dauern, wenn Frankreich seine Feinde dauernd niederhalten kann".*)

Mit England blieb Napoleon im Kampfe. Ihm gegenüber bot sich eine wirksame Handhabe durch Annäherung an Rußland. Einer solchen stand nichts mehr im Wege, da Kaiser Paul seit dem Scheitern der Expedition nach Holland in hohem Maße auch gegen England gereizt war.

Der Grundsatz, daß die neutrale Flagge die Ladung decke, den Frankreich früher stets England gegenüber verfochten hatte, war Anfang 1798 vom Direktorium verlassen worden. Die Folge war, daß die neutrale Schiffahrt von französischen Freibeutern schwer geschädigt wurde. Napoleon kehrte nunmehr zu der früheren französischen Anschauung zurück. Er stellte dadurch nicht nur zu Nordamerika gute Beziehungen wieder her, sondern regte auch beim Kaiser Paul den Gedanken an, die bewaffnete Neutralität Katharinas vom Jahre 1780 wieder ins Leben zu rufen. „Der Zar, der das Jahr zuvor die Seele der Koalition und der Todfeind der französischen Republik gewesen war, stand jetzt an der Spitze eines neuen, Rußland, Dänemark, Schweden und Preußen umfassenden, gegen Englands Seeherrschaft gerichteten Bundes."**) Auf diesem Gebiet irgendwie zurückzuweichen, war England ebensowenig gesonnen, wie Frankreich die Herrschaft über Ägypten zu belassen, so sehr auch der Wunsch nach Frieden sich im britischen Volke verstärkte. Noch konnte allerdings von einer Erschöpfung des Landes keine Rede sein. Die Industrie befand sich im Wachsen. Es war Pitt gelungen, die Staatseinnahmen im Jahre 1800 um 18 Millionen Pfund zu erhöhen, das ist um das Doppelte der gesamten Jahreseinnahmen der französischen Republik. Diese gute finanzielle Rüstung Großbritanniens kam dadurch zum Ausdruck, daß 1801 zwei größere Expeditionskorps zur Vertreibung der Franzosen aus Ägypten in See gingen, nachdem die Türken das Land nicht hatten wiedergewinnen können. Gegen die Nordküste wurden 15 000 Mann durch das Mittelmeer, gegen die Ostküste 7000 Mann aus Indien herangeführt. Damit war Ägypten für Frankreich verloren.

*) Klein-Hattingen, Napoleon I., I. Berlin 1908.
**) Sybel, a. a. O. X.

Gleichzeitig lief eine gegen den nordischen Bund bestimmte Flotte von 18 Linienschiffen in die Ostsee ein. Am 2. April 1801 schlug Nelson die dänische Flotte vor Kopenhagen. Der russischen Seemacht das gleiche Schicksal zu bereiten, machte die Auflösung des nordischen Bundes unnötig. Kaiser Paul fiel am 23. März von Mörderhand, und sein Nachfolger, Kaiser Alexander, fand sich zur Einigung bereit. England machte insofern Zugeständnisse, als es den Begriff der Kontrebande auf Waffen, Munition und Kriegsgerät im engeren Sinne beschränkte und zugestand, daß zur Blockade die wirkliche Absperrung eines Hafens oder einer Küste gehöre. Rußland ließ dagegen den Grundsatz: „Frei Schiff frei Gut" fallen und ging sogar so weit, englischen Kriegsschiffen die Durchsuchung russischer Handelsschiffe zu gestatten, selbst dann, wenn sie unter dem Geleit eines russischen Kriegsschiffes segelten.

Die Vormachtstellung Englands zur See kommt in diesen Abmachungen klar zum Ausdruck. Ihr Gewicht ist durch die napoleonischen Kriege noch vermehrt worden,*) und fast ein Jahrhundert ist sein Aufsichtsrecht zur See unbestritten geblieben. Der Anspruch auf die See als einer freien Weltstraße, von seiten anderer Staaten, ist verhältnismäßig neu. Er hat sich mit der Ausbreitung ihrer Handelsinteressen, mit der Erweiterung der europäischen zur Weltpolitik, von selbst geltend gemacht. Die jahrhundertelang behauptete Seeherrschaft Englands machte es naturgemäß schwer, von ihm Zugeständnisse auf diesem Gebiete zu erlangen. So sind denn auch die ehedem von England erhobenen Ansprüche hinsichtlich neutraler Handelsschiffe durch die Pariser Deklaration von 1856, das Haager Abkommen von 1907 und die Londoner Deklaration von 1909 wohl in wesentlichen Punkten eingeschränkt, am Seebeuterecht ist jedoch auch durch diese Vereinbarungen nichts Wesentliches geändert, die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege ist nicht zugestanden. „Auch für die Zukunft wird man die Hoffnung auf eine völkerrechtliche Abschaffung des Seebeuterechts — wenigstens vorläufig — aufgeben müssen, nachdem das liberale britische Kabinett am 21. April 1909 im Parlament eine dahingehende Resolution mit der Begründung abgelehnt hat, daß die Möglichkeit, mit einer überlegenen Flotte den fremden Handel zu unterbinden, ein gewaltiges Machtwerkzeug in den Händen Groß-

*) S. 122.

britanniens sei, dessen Preisgabe eine Selbstentwaffnung ohne jede Gegenleistung bedeuten würde. Demgemäß beschränken sich das Haager Abkommen und die Londoner Deklaration auf eine genauere Auslegung und eine Milderung des Seebeuterechts. . . . Auch sehen manche Mächte, die nur eine kleine Kampfflotte besitzen, im Seebeuterecht das einzige Mittel, einem mächtigen Gegner zu schaden."*)

Man wird ohne weiteres zugeben müssen, daß für den Seekrieg hinsichtlich des Privateigentums nicht nach denselben Grundsätzen verfahren werden kann wie im Landkriege. Nicht selten sind Fälle eingetreten — und für England bildeten sie vielfach die Regel — wo ein Gegner nur durch die Mittel der Flotte zu erreichen und durch Schädigung seines Handels zur Nachgiebigkeit zu zwingen war. Wer will daher England tadeln, daß es auf seinem Standpunkt verharrte, wer ihm verdenken, daß es zur Zeit der napoleonischen Kriege seine seegebietende Macht rücksichtslos brauchte?

Der Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen England und Rußland im Jahre 1801 folgte alsbald eine Annäherung zwischen Frankreich und England. Das Ministerium Addington, das im März 1801 nach Pitts Rücktritt die Regierung übernahm, zeigte sich zum Frieden geneigt, und Napoleon ging um so williger auf das englische Anerbieten ein, als die Hoffnungen, die er auf Rußlands Hilfe gesetzt hatte, sich nach Alexanders Thronbesteigung nicht verwirklichten. Dem Londoner Präliminarfrieden vom 1. Oktober 1801 folgte am 26. März 1802 der endgültige Friede von Amiens. Wohl lag, wie gezeigt wurde,**) für die britische Regierung an sich noch kein zwingender Anlaß zu Friedensanerbietungen vor, und ohne Zweifel offenbarte sich in der Haltung des neuen Ministeriums eine gewisse Schwäche, aber die Kriegsmüdigkeit war nach mehr als acht Kriegsjahren im Lande allgemein, und ohne die Mithilfe der Festlandsstaaten war allerdings auch an eine völlige Niederwerfung Frankreichs nicht zu denken. Napoleon wiederum brauchte, nachdem er der französischen Nation einen vorteilhaften Frieden auf dem Festlande errungen hatte, zur endgültigen Befestigung seiner Stellung, und zur wirtschaftlichen Kräftigung Frankreichs dringend den Frieden auf den Meeren. Der Friede war insofern für ihn vorteilhaft, als England nahe-

*) Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 11. Jahrg. 1909. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

**) S. 115.

zu alle während des Krieges Frankreich und Holland abgenommenen Kolonien zurückgab, allerdings gegen Verzicht Frankreichs auf seine Pläne im Orient und seine Stellungen im Mittelmeer. Beide Teile betrachteten den Frieden im Grunde nur als einen Waffenstillstand, der ihnen die nötige Kräftigung bringen sollte für eine Erneuerung des Kampfes bei günstiger Gelegenheit. Der Charakter des Vorläufigen in den Abmachungen zeigte sich auch darin, daß eine große Zahl von strittigen Fragen auf dem Gebiete der europäischen Politik unerörtert in der Schwebe blieb.

Wiederaufleben des Krieges. Napoleon beabsichtigt eine Landung in England. Trafalgar.

Das Verhalten Napoleons nach den Friedensschlüssen von Lunéville und Amiens kennzeichnet Klein-Hattingen*) treffend wie folgt: „Er wollte das Errungene unbedingterweise festhalten, und er war überzeugt, daß es nur durch neue Kriege festzuhalten war. Er war ebenso davon überzeugt, daß er sich durch neue glänzende Kriegstaten an der Spitze Frankreichs zu behaupten habe, daß es seine Aufgabe sei, in Europa die leitende Rolle zu spielen, die Herrscherrolle. Dabei war sein Wunsch, daß es in absehbarer Zeit, in wenigen Jahren, zu dem unvermeidlichen neuen Kriege käme, und daß dann seine Feinde als die Angreifer erschienen. Natürlich daher, daß er gewillt war, alle in Atem zu halten, die französische Nation sowohl wie die Welt seiner Feinde."

Als der erneute Bruch nach nur zweijährigem Frieden erfolgte, war die förmliche Schuld allerdings auf seiten Englands, weil es Malta und einige französische Besitzungen in Indien nicht wie zu Amiens ausbedungen, räumte, Napoleon aber hatte sich dafür auf dem europäischen Festlande vielfache Übergriffe zuschulden kommen lassen, die schon dem Frieden von Lunéville widersprachen. So hatte er namentlich Holland, die Schweiz und Piemont besetzt behalten. Auch ließ er es an fortgesetzten Drohungen gegen England nicht fehlen. Die gewichtigste von diesen bildete die dauernde Bereithaltung von über 100 000 Mann an den Küsten des Landes und in Holland, zu deren Überführung nach England großartige Vorbereitungen durch Schaffung einer Flottille flach gehender Boote getroffen waren. Mit ihrer Hilfe war es möglich, unmittelbar den Strand anzulaufen, ohne erst ein zeitraubendes Ausbooten vornehmen zu müssen. Die Truppen waren in schnellem Ein- und Ausladen geübt. Mit Recht bemerkt Mahan an anderer

*) A. a. O. I.

Stelle, daß die englische Nation von jeher eine außerordentliche Nervosität bekundet habe, wenn die Gefahr einer Landung auf den britischen Inseln irgendwie auftauchte. Die jüngste Zeit hat uns dafür wiederum Beweise geliefert. Obendrein handelte es sich hierbei lediglich um Gespenster, denn niemand hat sich zur Zeit mit einem Angriffsplan gegen England getragen. Damals hat in Wahrheit die Gefahr einer französischen Invasion bestanden und ist in England auch richtig gewürdigt worden. Sie hat zur Bildung einer neuen großen Koalition geführt. Diese ist Pitts letztes Werk gewesen.

Da Preußen bei seiner bisherigen Friedenspolitik verharrte, kam es vor allem darauf an, Österreich zu gewinnen. Diese Macht aber befand sich in einer wenig kampfbereiten Verfassung, sie ließ daher Napoleon alle Übergriffe, die er seit dem Frieden von Lunéville vorgenommen hatte, hingehen. Ein neueres Werk des österreichischen Generalstabes*) sagt über die damalige geringe Kriegsbereitschaft Österreichs: „Seit dem Jahre 1792 mit kurzen Unterbrechungen gegen Frankreich kämpfend, erlitt die Armee an Menschen und Material schwere Verluste, welche bei dem sich zusehends verschlechternden Stande der Finanzen schwer ersetzt werden konnten, aber auch teilweise im Streben nach Verminderung der Militärausgaben, womit man dem Staate in übel angebrachter Sparsamkeit aufzuhelfen glaubte, gar nicht zu ersetzen versucht wurden. So rückte die Armee 1805, in jeder Beziehung unvollkommen gerüstet, ins Feld. Sie büßte, und mit ihr die Monarchie, die Fehler einer unzweckmäßigen, engherzigen Ökonomie mit dem Zusammenbruch, mit der größten Niederlage, welche die habsburgischen Länder je ereilte."

Englands Bemühungen, Österreich zum Anschluß an eine Koalition gegen Frankreich zu bewegen, fanden einen lebhaften Förderer an Kaiser Alexander von Rußland, der mehr und mehr zu einem Gegner Napoleons geworden war, und den es danach gelüstete, eine große Rolle in Europa zu spielen. Im August 1805 trat Österreich einem im April abgeschlossenen Angriffsbündnis Englands und Rußlands gegen Frankreich bei.

Wie jede Landung ist auch die von Napoleon 1805 beabsichtigte ein Wagnis gewesen. Scheinbar steht es nicht im Einklang mit der Gefahr eines solchen Unternehmens, daß in

*) Mayerhoffer von Vedropolje, Der Krieg von 1809, I. Regensburg.

früheren Zeiten häufig dergleichen Expeditionen, wenn auch meist ohne Erfolg, versucht worden sind. Gewiß war das Zusammenhalten eines Expeditionskorps und die Verbindung mit der Heimat, wie überhaupt jede annähernd sichere Berechnung zur Zeit der Segelschiffahrt und viel schlechterer Ausladevorkehrungen als wir sie besitzen, weit schwieriger als jetzt. Der Feind aber hatte mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen. Eine dem Angreifer günstige Windrichtung, erschwerte dem Verteidiger seine Aufgabe. Der Gegner war für ihn nicht wie jetzt durch Kreuzer zu überwachen, und daher oft schwer zu finden und nicht immer zu erreichen. So erklärte es sich, daß Bonaparte unbemerkt von Nelson in Ägypten landen konnte und bei seiner Rückkehr nach Frankreich den ausspähenden englischen Schiffen im Mittelmeer entging. Clausewitz sagt:*) „Eine Landung mit einer bedeutenden Macht wird immer nur dann zu rechtfertigen sein, wenn man auf den Beistand einer Provinz gegen ihre Regierung rechnen kann." Darum zielten die früheren französischen Landungsprojekte auf Irland, darum war später Wellingtons Entsendung nach Spanien**) keine unnütze, sondern eine sehr wirksame Diversion. Von einer solchen, die nicht auf die Unterstützung des Volkes rechnen kann, aber sagt Clausewitz: „Sie wird stets mehr oder weniger feindliche Streitkräfte wecken, die sonst geruht hätten, sie wird dies auf eine höchst fühlbare Weise tun, wenn der Gegner Milizen und Nationalbewaffnungsmittel bereit hat.***) Es entstehen also hier Widerstandskräfte, die dem Volkskrieg nahe liegen und ihn leicht wecken können." Heute ist man in einem Kulturlande, begünstigt durch moderne Waffenwirkung und Verkehrsverhältnisse, unzweifelhaft in der Lage, jede überseeische Invasion zurückzuweisen. Die Zahl der zu Schiff herangeführten Truppen wird immer verhältnismäßig beschränkt sein. Selbst 100 000 Mann könnten eines Volkskrieges jetzt schwerlich Herr werden.

In dieser Hinsicht lagen die Verhältnisse zur Zeit Napoleons anders, als noch keine Eisenbahnen und Kraftwagenkolonnen die rechtzeitige Versammlung von Truppen an der Landungsstelle ermöglichten und keine Mehrlader und Schnellfeuergeschütze dem Angreifer Halt geboten. Wäre es damals dem Kaiser gelungen, 100 000 Mann des Lagers von Boulogne nach kurzer Überfahrt mit Hilfe seiner Ruder-

*) Vom Kriege, Skizzen zum VII. Buch, 20. Kap.

**) S. 152.

***) Wie es jetzt in Großbritannien in ausgedehntem Maße der Fall ist.

flottille auf einen Schlag zu landen, dann hatte er London und zwang England einen Frieden auf, wie er ihm beliebte, namentlich, da die Verteidigungsmaßnahmen Englands zu Lande durchaus unzureichend waren. 40 000 Mann Linientruppen und 45 000 Mann Milizen hätten den Vormarsch der französischen Kerntruppen gegen die Hauptstadt schwerlich aufgehalten, zumal sie auf die ganze Kanalküste verteilt standen. Zwar bildeten 300 000 Freiwillige eine weitere Reserve, sie waren aber nur zum Teil bewaffnet.

Wenn der französische Imperator am 13. Oktober 1805 vor Ulm zu seinen Truppen sprach: „Ohne diese Armee, die ihr vor euch habt (die österreichische) wären wir heute in London; sechs Jahrhunderte voll Beleidigungen wären gerächt und den Meeren die Freiheit zurückgegeben,"*) so war das insofern nicht zutreffend, als es nicht eigentlich der Angriff Österreichs gewesen ist, der die Landung in England verhinderte, sondern der fehlende Schutz durch die französische Schlachtflotte. Napoleon konnte allerdings angesichts der Bedrohung durch die im Entstehen begriffene festländische Koalition nur dann das Unternehmen wagen, wenn er mit einem einzigen raschen Schlage zum Ziele kam, denn auf den dauernden Besitz der Seeherrschaft konnte er keinesfalls rechnen. Ernsthaft beabsichtigt aber hat er die Landung unbedingt. Schon vor dem Frieden von Amiens, sobald er durch die Verträge von Lunéville sich von der Einwirkung des Festlandes befreit sah, hatte er die Versammlung der Armee am Kanal angeordnet. Die Pläne Napoleons für die Landung in England haben verschiedene Stadien durchlaufen. Zwischendurch ist ihm der Gedanke einer Expedition von 30 000 Mann nach Ostindien gekommen, den er aber fallen ließ, als ihm die Unmöglichkeit bewiesen wurde, die Verpflegungsnachfuhr dorthin sicherzustellen.

Die Absicht des Kaisers ging zuletzt dahin, das Geschwader von Toulon unter Admiral Villeneuve mit dem verbündeten spanischen Geschwader sich vereinigen zu lassen, wobei gleichzeitig die in Rochefort und Brest blockierten französischen Schiffe durchzubrechen hatten. Für die vereinigten Seestreitkräfte Frankreichs und Spaniens sollte alsdann Westindien den Sammelpunkt bilden, in der Hoffnung, die britischen Geschwader dorthin nachziehen, sie dann aber vermeiden zu können, um so vorübergehend in den europäischen Gewässern die See-

*) Corresp. XI. Nr. 9381.

herrschaft und damit die Möglichkeit zu gewinnen, die Armee mit Sicherheit über den Kanal werfen zu können. Dieser großartige Plan rechnete zu wenig mit den vielfachen Schwierigkeiten, die sich seiner Durchführung, insbesondere bei der damaligen Segelschiffahrt, entgegenstellen mußten. Daran und an dem geringen Wagemut Villeneuves, sowie an dessen gerechtfertigtem Mißtrauen in die Leistungsfähigkeit der französischen und noch mehr der schlecht segelnden spanischen Schiffe bei einem Zusammentreffen mit den Engländern ist das ganze Unternehmen gescheitert.

Es gelang allerdings Villeneuve, Nelson, der ihn nach Westindien verfolgt hatte, zu entkommen und im spanischen Hafen Vigo 29 Linienschiffe zu vereinigen, während 21 unter Admiral Ganteaume sich in Brest befanden, wo sie von 35 englischen Linienschiffen unter Lord Cornwallis blockiert wurden. Die Hoffnung Napoleons, daß dieser von seinen beiden Geschwadern konzentrisch angegriffen werden würde, verwirklichte sich aber nicht. Noch am 22. August schreibt der Kaiser an Villeneuve,*) den er schon in Brest vermutet: „Laufen Sie aus, verlieren Sie keinen Augenblick und erscheinen Sie mit meinen vereinten Geschwadern im Kanal und England ist unser. Wir sind bereit. Alles ist eingeschifft. Erscheinen Sie nur auf 24 Stunden und alles ist beendet."

Villeneuve erschien nicht. Er wagte nicht den Kampf gegen die englische Flotte aufzunehmen und lief Cadiz an. Ohne den Schutz der Schlachtflotte mit der Flottille allein überzusetzen, aber erschien selbst Napoleon zu gewagt. Doch nicht nur die Landung in England wurde unmöglich, jede Aussicht, dem Gegner zur See ernstlich gefährlich zu werden, schwand für Napoleon bald darauf. Am 21. Oktober 1805 bereitete Nelson bei Trafalgar, wo er selbst sein Heldenleben durch einen ruhmvollen Tod krönte, mit 27 britischen Schiffen, Villeneuve, der über 33 französische und spanische Schiffe verfügte, eine vernichtende Niederlage. Großbritanniens Flagge gebot fortan allein auf den Meeren.

Der Krieg von 1805.

Wenige Tage bevor die Seemacht Frankreichs von dieser Katastrophe ereilt wurde, kapitulierte die österreichische Armee Macks bei Ulm.

Wiewohl noch keineswegs operationsfähig und dem Gegner an Zahl nicht gewachsen, war die österreichische Armee bis an

*) Corresp. XI. Nr. 9115.

die Iller vorgestürmt und dort von den annähernd 200 000 Mann, die Napoleon aus den Standlagern am Kanal, aus Holland und Hannover heranführte, völlig umfaßt worden. Der französische Kaiser hatte, sobald für die Verwirklichung seines englischen Landungsprojektes keine sicheren Aussichten mehr bestanden, seine völlig bereite Streitmacht auf Österreich geworfen, um dessen Armee zu erdrücken, bevor die weit entfernte russische Bundeshilfe wirksam zu werden vermochte. Mit Recht ist diese Armee des Lagers von Boulogne als die beste bezeichnet worden, die Napoleon je geführt hat. Nicht weil sie in den Lagern einer besonders straffen Schulung unterworfen gewesen wäre, eine solche lag nicht im Charakter der damaligen Franzosen, aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit der Verbände, das Verständnis zwischen Führer und Truppe sowie der Führer untereinander war gefestigt worden. In dieser zur Hälfte aus Veteranen der Revolutionskriege bestehenden, von jungen Generalen geführten Armee lebte ein echt kriegerischer Geist. Das lange Verweilen in den Standlagern hatte sie den Einwirkungen der Bevölkerung ferngehalten und ihr einen Grad unmittelbarer Kriegsbereitschaft gewahrt, wie sie ihn eine heutige Kader-Armee nicht besitzen kann. Von allen Armeen der napoleonischen Kriege besaß diese noch verhältnismäßig am meisten Disziplin, sie bildete am wenigsten eine Improvisation.

Auch dieser Feldzug, der so unglücklich für die Koalition begann, bot ihr indessen späterhin günstige Aussichten, die nur entsprechend hätten benutzt werden müssen. Bei Austerlitz verfügte Napoleon nur noch über 75 000 Mann gegen die 86 000 der Verbündeten. Die Notwendigkeit, sich gegen anderweitige feindliche Kräfte zu sichern und eine 800 km lange Etappenlinie zu decken, war es, die solche Schwächung der französischen Hauptmacht bedingte. Die militärische Gesamtlage hätte den Verbündeten in Mähren eine abwartende Haltung vorschreiben müssen, bis die Armee des Erzherzogs Karl, der in Italien Massena abgeschüttelt hatte, an der Donau eintreffen konnte. Noch mehr hätte die politische Lage hierfür sprechen müssen, da Rüstungen Preußens neuerdings Napoleon in Flanke und Rücken bedrohten. Kaiser Alexander aber sah voll Ungeduld dem Tage entgegen, wo es ihm vergönnt sein würde, sich mit dem ersten Feldherrn des Jahrhunderts in offener Feldschlacht zu messen. Er verlor sie. Seine Armee zog nach Polen ab, Österreich aber wurde zu Preßburg aufs neue ein demütigender Friede aufgezwungen, der ihm Tirol und

Venetien kostete und es völlig, sowohl aus Deutschland wie aus Italien verdrängte. Für Napoleon aber bildete der 2. Dezember 1805, der Tag von Austerlitz, recht eigentlich die Weihe seiner neuen Imperatorenwürde. Zu seinen Soldaten sprach er nach erfochtenem Siege:*) „Als das französische Volk mich mit der Kaiserkrone schmückte, da setzte ich mein Vertrauen auf Euch, um dieser Krone für immer die Glorie zu erhalten, die ihr allein Wert in meinen Augen verleiht." Das klang wie eine nachträgliche Rechtfertigung der Usurpation der Krone und zugleich wie eine Ankündigung ungezählter weiterer Kriege, da hier der Schlachtenruhm als das eigentliche Wesen dieser Krone bezeichnet wurde.

Der Zusammenbruch Preußens 1806.

Vor Austerlitz war die Einmischung Preußens drohend gewesen, da König Friedrich Wilhelm durch die Verletzung der Neutralität seines Ansbacher Landes durch den französischen Durchmarsch auf das tiefste verstimmt war. Das Vertrauen auf die immer wieder hervortretende Friedfertigkeit Preußens aber sollte Napoleon auch dieses Mal nicht täuschen.

Nach dem Baseler Frieden war eine norddeutsche Demarkationslinie vereinbart worden, die vom Rhein her dem Laufe der Ruhr folgte, dann zur Fulda übersprang und an dieser bis zu ihrer Quelle aufwärts lief. Spätere Versuche, Preußen in die Wirren des zweiten Koalitionskrieges hineinzuziehen, waren daran gescheitert, daß König Friedrich Wilhelm III. sich schwer zu irgend einem Wagnis entschloß und von seiner Umgebung in dem Streben, seinem Lande den Frieden auf alle Fälle zu bewahren, noch bestärkt wurde, wobei die überkommene, Österreich feindliche Politik wesentlich mitgewirkt hat. Eine aus den Kreisen, in denen solche althergebrachte preußische Denkungsart herrschte, hervorgegangene Denkschrift vom Januar 1799**) führte aus, daß Österreich seit der Eroberung Schlesiens als Preußens natürlicher Feind zu betrachten sei. Solle man ihm, nachdem es aus dem ersten Koalitionskriege geschwächt hervorgegangen sei, mit Aufopferung der eigenen Kräfte wieder aufhelfen? Rußland sei unzuverlässig, Englands merkantiles Übergewicht jetzt schon erdrückend; um Frankreich zu bändigen sei der Krieg überhaupt nicht das rechte Mittel, und Preußens eigenes Interesse erlaube nicht einmal,

*) Corresp. XI. Nr. 9537.

**) Sybel, a. a. O. IX.

Frankreichs Untergang zu wünschen, da man dann jedes Rückhalts gegen Österreichs und Rußlands Übermut entbehren müsse. Es sind Worte, die an sich nicht der Wahrheit entbehren, und doch kommen sie zu einem gänzlich falschen Ergebnis. Der Staat Friedrichs des Großen durfte nimmermehr abseits stehen, wo die Wogen eines großen Völkerringens seine Grenzen umbrandeten. Nur wenn er mit den Waffen machtvoll für seine Interessen eintrat, wahrte er diese gegen Feind und Freund.

Über die schiefe Stellung, in die die preußische Monarchie dadurch geriet, daß sie den entschlossenen Willen zur Macht nicht besaß, sagt Sybel:*) „Preußen blieb inmitten des zwei Weltteile umfassenden Brandes untätig, nach dem persönlichen Willen des Königs, gegen den lebhaften Wunsch der Minister. Der Beschluß entsprang aus völlig reinen Beweggründen, aus an sich richtigen Wahrnehmungen. Es war keine Rede von heimlichen Durchstechereien mit Frankreich oder von einer Hoffnung, während des Ringens der übrigen Mächte für sich im Trüben zu fischen. Es war ganz wahr, daß ein großer Teil des preußischen Heeres nur mit Widerwillen an eine Waffengemeinschaft mit Österreich dachte, daß die Mehrheit der norddeutschen Bevölkerung mit Angst und Kummer der Teilnahme an neuen Kriegen widerstrebte. Und gewiß ist die Gesinnung eines Königs zu loben, der nicht Waffenruhm für sich, sondern den Segen des Friedens für sein Volk ersehnt. Aber auch das ist königlich, die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahinzugeben und nach der Einsicht des hohen Amtes das Opfer des täglichen Behagens für das bleibende Wohl des Ganzen dem Bürger aufzuerlegen. Und so ward hier die Entschließung des Königs im höchsten Grade verhängnisvoll. Sie war schlimmer als der so viel bescholtene Abschluß des Baseler Friedens. Denn jetzt waren die Gründe für die Neutralität ungleich schwächer, und die Gründe gegen dieselbe stärker und zwingender als 1795... Es ist zu viel gesagt, daß Preußen schon durch sein damaliges Verfahren sich die Katastrophe von Jena zugezogen hätte; es war ihm sechs Jahre später (1805 vor Austerlitz) noch einmal ein Augenblick vergönnt, in welchem ein mutiges und einsichtiges Handeln die Rettung hätte schaffen können."

Die Politik von 1799 trägt dieselben Merkmale wie die von 1805. „Man hat hier — schreibt der englische Gesandte

*) A. a. O. IX.

— große Sorge wegen Frankreichs Übermacht, aber es gibt keinen Mann von leitender und herrschender Begabung, welcher den ganzen Umfang der Gefahr und die entsprechenden Mittel des Widerstandes klar legte; so lebt man von einem Tage zum anderen, ohne Mut und Tätigkeit, in einem Zustande, der nur durch Schwäche hervorgebracht werden konnte. . . . Es ist Brauch, den hier einflußreichen Männern schlimme Absichten und Grundsätze und ein mit heuchlerischer Gewandtheit durchgeführtes System zuzuschreiben. Ich habe jedoch nicht den geringsten Zweifel, daß die elende Politik, der ich hier begegne, nicht so sehr die Folge von Bosheit als von Schwäche ist; die Ursache des Verkommens ist Mangel an Fähigkeit und nicht ein tiefer und verruchter Plan. Leider bleibt die Wirkung dieselbe."

Die damalige Haltung Preußens darf allerdings nicht vom heutigen national-deutschen Standpunkt betrachtet werden, denn wo wäre ein solcher in jener Zeit völliger Auflösung des alten Reiches, in einem Chaos, aus dem sich erst allmählich ein neues Deutschland emporheben sollte, zu finden gewesen? Indessen, auch abgesehen von allen nationalen Regungen, entsprach die Politik unbedingter Neutralität in keiner Weise der Würde eines Großstaats, um so weniger, als die Linien dieser Neutralität, die man sich selbst gezogen hatte, nicht einmal innegehalten wurden. Den Schutz Norddeutschlands gab Preußen im Jahre 1803 auf, als es der Besetzung Hannovers durch Napoleon keine Hindernisse bereitete. Vor und während der Bildung der Koalition von 1805 blieb die Politik des Schwankens zwischen Frankreich und seinen Gegnern bestehen. Als Kaiser Alexander den Durchmarsch seiner Armee durch preußisches Gebiet forderte, wurde eine teilweise Mobilmachung des preußischen Heeres verfügt, um die Neutralität erforderlichenfalls mit bewaffneter Hand wahren zu können. Als dann am 6. Oktober in Berlin die Nachricht von der Verletzung des ansbachischen Gebiets durch die Franzosen einlief, wurde Napoleon mitgeteilt, daß der König nunmehr alle ihm gegenüber eingegangenen Verpflichtungen als aufgehoben betrachte und daß er sich genötigt sehe, seine Armeen diejenigen Stellungen einnehmen zu lassen, die der Monarchie Sicherheit gewähren könnten. Gleichzeitig wurde den Russen der Durchmarsch durch das preußische Gebiet gestattet und die Aufstellung einer Armee gegen Frankreich angeordnet. Durch den Vertrag von Potsdam, der am 3. November mit dem dort auf der Durchreise nach Mähren weilenden Kaiser Alexander abgeschlossen

wurde, übernahm Preußen die Verpflichtung, Napoleon aufzufordern, den im Frieden von Lunéville festgesetzten Zustand in Europa wiederherzustellen und im Falle der Weigerung, vier Wochen nach der Abreise seines Bevollmächtigten in das Hauptquartier Napoleons seiner Forderung mit den Waffen Geltung zu verschaffen, indem es mit 180 000 Mann in den Kampf eingriff.

Der für diesen Fall aufgestellte Feldzugsentwurf des Herzogs von Braunschweig faßte nicht die so nahe liegende Vereinigung aller Kräfte in Sachsen und ein unmittelbares Zusammenwirken mit den Verbündeten, sondern in der Hauptsache einen Vormarsch vom Main her in der allgemeinen Richtung auf Donauwörth ins Auge. Es war die alte Methode, die nicht die Schlachtentscheidung suchte, sondern danach trachtete, den Feind durch Umgehungsmanöver zum Rückzug zu nötigen. Erst nachdem die Entscheidung in Mähren bei Austerlitz gefallen war, kam man auf den Gedanken eines Vormarsches an die obere Eger.

Aus diesem Vormarsche wurde nichts. Die preußische Monarchie legte ihre Rüstung beiseite. Der Vertrag von Schönbrunn vom 15. Dezember, den abzulehnen man sich in Berlin nicht entschließen konnte, weil er Preußen den Vorteil der Erwerbung Hannovers, wenn auch gegen die Preisgabe von Ansbach, Cleve und Neufchâtel brachte, ließ ein Bündnis mit Napoleon an Stelle eines bewaffneten Einschreitens gegen ihn treten. Ein unvergleichlicher Augenblick, in das Schicksal Europas entscheidend einzugreifen, eine Aufgabe, wie sie größer und würdiger für die Krone Friedrichs nicht gedacht werden konnte, war ungenutzt vorübergegangen.

Damals war in Preußen und überhaupt in Norddeutschland diese Empfindung keineswegs allgemein. Zwar die Armee trauerte, daß sie ohne scharfen Schwertstreich heimkehrte. General v. Rüchel äußerte bekümmert: „Zum letzten Mal hat der schwarze Adler seine Flügel über uns geschwungen und uns zu Taten gemahnt, diese Gelegenheit wird nie wiederkommen".*) „In der Masse des Volkes aber, sowohl wie in den Kreisen der Gebildeten, pries man die Weisheit, die den Krieg noch einmal zu vermeiden gewußt hatte, und glaubte darin den Triumph diplomatischer Geschicklichkeit zu erkennen."*) Die Zeitungen gaben unverhohlen der Freude Ausdruck, daß

*) v. der Goltz, Von Roßbach bis Jena und Auerstädt. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn.

der Friede erhalten geblieben war. Dieses philisterhafte Geschlecht lebte in der selbstgefälligen Täuschung, daß die bloße Mobilmachung der preußischen Armee Napoleon in seine Schranken gewiesen habe. Kein Wunder, philosophierte man doch damals in Deutschland mit Vorliebe über die Abschaffung der stehenden Heere und über die Möglichkeit und baldige Herbeiführung einer Zeit des ewigen Friedens. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren als die jetzige", schrieben die „Berlinischen Nachrichten" ein halbes Jahr vor Ulm und Trafalgar. Generaloberst Frhr. v. der Goltz bemerkt hierzu, daß uns dieses in jenen Tagen unaufhörlicher Kriegsgefahr in Deutschland wie ein Märchen klinge. Darin liegt eine ernste Warnung für unsere Zeit, denn eine künftige Generation wird es ebenfalls märchenhaft anmuten, daß die Phrasen der heutigen Apostel des Weltfriedens in Deutschland, das bei seiner zentralen Lage stets imstande sein muß, sich nach mehreren Fronten und zur See etwaiger Gegner zu erwehren, überhaupt von manchen Seiten Beachtung finden konnten.

Hatte der Vertrag von Schönbrunn Preußen schon in eine schiefe Stellung zu den ihm neuerdings wieder wohlgesinnten, Frankreich feindlichen Mächten und in ein als drückend empfundenes Abhängigkeitsverhältnis zu Napoleon gebracht, so wurde es durch den Pariser Vertrag vom 15. Februar 1806 noch mehr gedemütigt. Napoleon ertrotzte durch diesen zu der Abtretung von Neufchâtel auch die von Valengin, den Verzicht auf eine Entschädigung für das an Bayern abgetretene Ansbach und die Schließung der Nordseehäfen für England. Da die preußische Armee bereits im Januar wieder auf Friedensfuß gesetzt worden war, während Napoleons Armee noch in voller Kriegsbereitschaft in Süddeutschland stand, hatte sich Preußen jedes Mittels beraubt, bessere Bedingungen zu erzwingen, und zog sich dafür jetzt die offene Feindschaft Englands und demnächst auch Schwedens zu. Sein Seehandel sollte alsbald die Folgen der neuen Verbindung mit Frankreich spüren. Nun hatte es doch den Krieg auf andere Weise, den es bisher mit allen Mitteln zu vermeiden gesucht hatte.

Das geringe Ansehen, das Preußen jetzt in Europa genoß, fiel umsomehr ins Gewicht, als sich der Machtzuwachs, den Napoleon

*) A. a. O.

durch den Preßburger Frieden gewonnen hatte, mehr und mehr geltend machte. Die Gründung des Rheinbundes im Sommer 1806 und der Verzicht des Kaisers Franz auf die deutsche Kaiserkrone, ließen gewissermaßen die Ansprüche des alten deutschen Kaisertums auf den Kaiser der Franzosen, den Protektor des Rheinbundes übergehen. Die Belassung des überwiegenden Teils der „Großen Armee" in Süddeutschland, wo sie sich jederzeit durch die vertragsmäßig festgesetzten 63 000 Mann der Rheinbunds-Kontingente verstärken konnte, gewährte Napoleon den Vorteil, zugleich Österreichs und Preußens Einsprüche gegen seine politischen Forderungen auszuschalten. Daneben machte sich die französische Nachbarschaft in dem für das neubegründete Großherzogtum Berg abgetretenen Cleve in überaus lästiger Weise geltend. Die Regierung des neuen Großherzogs, Napoleons Schwagers Murat, erhob dort Ansprüche, die auf keinerlei rechtlicher Grundlage beruhten. Der in Westfalen kommandierende General v. Blücher berichtete von einer Verstärkung der französischen Garnison in Wesel; Preußen mußte sich auch vom Niederrhein her für bedroht erachten.

König Friedrich Wilhelm III. wurde umsomehr in dem Glauben an einen beabsichtigten französischen Überfall bestärkt, als er am 6. August von seinem Gesandten in Paris, Lucchesini, erfuhr, daß Napoleon bei Unterhandlungen, die er mit England pflog, die Rückgabe Hannovers in Aussicht gestellt habe. Der König sprach in einem Schreiben an Kaiser Alexander die Ansicht aus, daß Napoleon Preußen in seiner Vereinzelung zertrümmern wolle, nachdem am 20. Juli der russische Unterhändler in Paris einen Vertrag unterzeichnet hatte, der den noch seit dem Vorjahre dauernden Kriegszustand zwischen Frankreich und Rußland beenden sollte. Um sich gegen den befürchteten Überfall zu sichern, verfügte der König am 9. August die Mobilmachung der Armee bis auf die in Ostpreußen, Polen und Oberschlesien stehenden Truppen.*)

Heer und Volk sind in diesen Krieg nicht ohne Begeisterung eingetreten, wie oft behauptet worden ist, weil diese Begeisterung, an dem Maßstabe der von 1813 gemessen, allerdings gering und vor allem nicht nachhaltig war. Die immer brutaler auftretende Gewaltpolitik Napoleons hatte 1806 doch schon begonnen, einem Teil der

*) $33^1/_2$ Bataillone, 55 Eskadrons, 17 Batterien.

Deutschen die Augen zu öffnen. Die Schuld, die auf den Thüringischen Schlachtfeldern gesühnt wurde, lag weit zurück, und wenn jeder Preuße den 14. Oktober des Jahres 1806 noch heute mit brennender Scham als den schwersten nationalen Unglückstag empfindet, so ist doch die Niederlage von Jena und Auerstedt nur eine mittelbare Folge der unseligen Politik, die dem Kriege voraufging. Diese Politik war zuletzt den Eingebungen „einer konventionellen, der Gewalt abgewandten, behutsamen, verschlagenen und unredlichen Klugheit"*) gefolgt, daran ist sie gescheitert. Das Blut aber, das von der unglücklich geführten, aber tapfer fechtenden Armee vergossen wurde, hat doch zugleich die Schmach solcher kleinlichen Annexionspolitik getilgt, die keine eigenen Opfer bringen wollte und damit die Ehre des Staats preisgab.

Die Gefahr eines französischen Überfalls, wie ihn König Friedrich Wilhelm befürchtet hatte, bestand tatsächlich 1806 nicht. Wohl lag die spätere Niederwerfung Preußens im Gesamtplan Napoleons, und schon hatte er dem Könige von Bayern Hoffnungen auf die Erwerbung auch der anderen fränkischen Besitzung Preußens, Bayreuths, gemacht, augenblicklich aber wollte er den Krieg gegen Preußen noch vertagen. Die Stimmung in Frankreich ließ ihn zunächst den Frieden wünschen, dessen auch die Finanzlage bedurfte. Er hoffte, 1806 sowohl mit England wie mit Rußland zum Abschluß zu kommen, gleichwie zu Lunéville und Amiens freilich nur im Sinne einer längeren Waffenruhe. Als Kaiser Franz der Gründung des Rheinbundes zustimmte, und der Friede mit Rußland in naher Aussicht zu stehen schien, traf Napoleon Mitte August Anstalten, seine Armee, die nach der Heimat verlangte, nach Frankreich zurückzuziehen. An den Ernst der preußischen Rüstungen glaubte er zunächst nicht, war doch Preußen bisher stets im entscheidenden Augenblick zurückgewichen. Napoleon hielt daher bis Ende August noch an der Absicht fest, die Armee nach Frankreich zu verlegen. Als dann aber wider Erwarten Kaiser Alexander den von seinen Bevollmächtigten vereinbarten Friedensvertrag verwarf, glaubte Napoleon an das Bestehen einer neuen, gegen ihn gerichteten Koalition, und er beschloß, wie im Vorjahre Österreich, jetzt Preußen zu vernichten, ehe die russische Bundeshilfe wirksam werden konnte.

*) Clausewitz, Vom Kriege, I. Buch, 1. Kap.

In der Tat vermochte die russische Hilfeleistung erst nach Wochen einzutreten. An sonstigen Bundesgenossen konnte Preußen nur auf Sachsen zählen. So trat es fast gänzlich vereinzelt dem ersten Feldherrn der Zeit und seiner sieggewohnten Armee gegenüber, ein gewaltiger Gegensatz zu der beherrschenden Stellung, die es im Vorjahre eingenommen hatte!

Immerhin hätte sich auch jetzt noch vieles bessern lassen. Bei einigem Druck auf die kleineren norddeutschen Staaten und unter Heranziehung der ersten verfügbaren russischen Truppen konnten etwa 300 000 Mann gegen die 160 000 Mann, mit denen Napoleon den Angriff aufnahm, ins Feld geführt werden. Man ließ es aber dahin kommen, daß man in den Entscheidungsschlachten ihm fast um die Hälfte unterlegen war.

Die Ratlosigkeit und Halbheit der preußischen Politik jener Zeit aber hat bis in den Feldzug hinein sich in verhängnisvoller Weise geltend gemacht und es zu einem entschlossenen Handeln nicht kommen lassen. Vor Beginn der Versammlungsmärsche schrieb General v. Rüchel: „Noch glaubt man nicht an den Krieg, tut alles, um ihn jetzt hervorzurufen, wo man nicht vorbereitet ist, ergreift halbe Maßregeln; und es ist nicht zu bezweifeln, diese werden die mutige und tüchtige Armee zugrunde richten".*) Der vortragende Generaladjutant des Königs, Oberst v. Kleist, kennzeichnete in jenen Tagen die herrschende Zerfahrenheit treffend mit den Worten: „Man weiß hier eigentlich nicht, was man will. Heute von einer Invasion bedroht, will man sich dagegen schützen, morgen will man offensiv verfahren, übermorgen wahrscheinlich wieder unterhandeln, kurz, es ist eine Konfusion, die ihresgleichen nicht hat."**)

Diese Konfusion, wo auf der anderen Seite ein zielbewußter Wille Politik und Kriegführung einheitlich beherrschte, hat in erster Linie die Niederlage verschuldet, weiterhin aber die Macht der Gewohnheit, die schon so häufig zu einem Hemmnis kriegerischen Erfolges geworden ist. Es war ein überlebtes Staatswesen, das hier zusammenbrach. In den 20 Jahren zwischen dem Tode Friedrichs des Großen und dem Kriege von 1806 ist immer nur stückweise am Staate und an der Armee gebessert worden. Es war freilich nicht

*) v. der Goltz, a. a. O.

**) Lettow, Der Krieg von 1806 und 1807, I.

zu verwundern bei der Festigkeit, welche die Monarchie trotz ihrer künstlichen Gliederung und Zusammensetzung inmitten der schwersten Gefahren bewiesen hatte, bei dem Weltruf, den sich die preußischen Waffen unter König Friedrich erworben hatten, umsomehr, als er selbst das Alte und Hergebrachte geflissentlich bestehen ließ. Dabei wurde übersehen, daß eben nur die Größe dieses einen Mannes ausgereicht hatte, die künstliche Maschine des alten preußischen Staats zu handhaben.

Nur wer zu unterscheiden vermag, was sich in der preußischen Armee von 1806 noch aus dem Siebenjährigen Krieg erhalten hatte, wird die Erklärung für manches finden, was damals geschehen und unterlassen ist. Von entscheidender Bedeutung ist für eine Armee stets die Zusammensetzung ihres Offizierkorps.*) Daß dieses, ungeachtet vieler Ausnahmen, in der preußischen Armee damals, im ganzen genommen, ein adliges**) war, erklärt sich zur Genüge aus dem Werdegange dieses Heeres. Von seinem Adel hatte König Friedrich einst in dankbarer Anerkennung seiner bewährten Hingebung und Tapferkeit gesagt, die Rasse sei so gut, „daß sie auf alle Art meritiret, conserviret zu werden", ***) wie sollten da seine Nachfolger nicht ein solches Offizierkorps schätzen. Es ist gleichwohl nicht zutreffend, wenn immer wieder, so auch neuerdings von Klein Hattingen,†) die alte Mär wiederholt wird, die Niederlage sei eine solche preußischer Junker gewesen. Dieser Ausdruck ist überhaupt irreführend. Wenn man unter „Junkern" die Söhne landgesessener, preußischer, insbesondere ostelbischer Geschlechter versteht, so konnte die preußische Armee von 1806 ein „junkerhaftes" Gepräge schon deshalb nicht haben, weil in ihr eine große Zahl von Deutschen aus dem Reich — allein 25 vom Hundert aller Regimentschefs und Kommandeure der Infanterie, 20 vom Hundert solcher der Kavallerie, waren keine geborene Preußen††) — sowie zahlreiche Offiziere französischer und

*) Das Folgende ist zum Teil einem Aufsatz des Verfassers in Heft 13 der „Grenzboten" 1906 entnommen.

**) Etwa neun von Hundert der Offiziere waren bürgerlich.

***) Koser, a. a. O. I.

†) A. a. O. II.

††) Kunhardt v. Schmidt, Statistische Nachrichten über das preußische Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands. Beiheft 10 zum Mil. Wochenblatt 1901.

polnischer Abstammung dienten. Wie in allen Armeen ist auch in der preußischen neben den Abkömmlingen der landsässigen Geschlechter mit dem Anwachsen des Heeres in steigender Zahl der Briefadel getreten, der sich mit den Abkömmlingen des landsässigen Adels zu einem Schwertadel verschmolz, der nur zum Teil eigentlich „junkerhaften" Ursprunges war. Der Stammbaum manches adligen Offiziers der Armee von 1806 würde einer strengen Probe schwerlich standhalten. Man nahm es in jener Zeit nicht so genau, ein Heroldsamt, das Nachprüfungen hätte anstellen können, bestand noch nicht. War doch auch Gneisenaus und Yorcks adlige Abstammung keineswegs über jeden Zweifel erhaben.

Die Betonung des „Junkertums" in der alten preußischen Armee ist ebenso willkürlich hervorgesucht, als der Versuch, in unserer heutigen Armee adlige und bürgerliche Offiziere gewissermaßen gegeneinander auszuspielen. Wie so manches, was irreführt, danken wir auch diesen Versuch der Herrschaft der blinden Parteischablone. Weil die Zusammensetzung des Offizierkorps von entscheidender Bedeutung für die Leistungen einer Armee, des Werkzeugs der Politik ist, sind diese Fragen hier etwas eingehender erörtert.

Daß die Herkunft des Offizierkorps an sich an der Niederlage von 1806 nicht schuld ist, beweisen seine ehrenvollen Verluste, die während des Krieges 1806/07 15½ vom Hundert des Bestandes betragen haben, beweist aber vor allem der Umstand, daß von den Offizieren der Armee von 1806 noch 54⅔ vom Hundert im Frühjahr 1813 in den Reihen der aktiven Armee standen.*) In dieser Zahl sind noch nicht die ehemaligen Offiziere eingerechnet, die eine Wiederanstellung bei der Landwehr fanden. Hier überwogen sie bei vielen Kavallerieregimentern durchaus, und auch bei der Infanterie waren sie zahlreich vertreten. Mit wenigen Ausnahmen waren die Stabsoffiziere, ohne Ausnahme die Regimentskommandeure, auch bei der Landwehr ehemalige Berufsoffiziere. Diese — dieselben vielgeschmähten „Junker" von 1806 — waren in der Armee des Befreiungskrieges unendlich zahlreicher, als im heutigen mobilen Volksheer.

Scharnhorst war ein viel zu weiser Organisator, als daß er nicht die guten Seiten des alten Offizierkorps erkannt hätte. Durch die

*) Kunhardt v. Schmidt, a. a. O.

nach dem Tilsiter Frieden eingeleitete Reorganisation der Armee sind ungeeignete Elemente entfernt, und allerdings die Reihen des Offizierkorps jedem geöffnet, der den Nachweis entsprechender Bildung und Dienstkenntnis erbrachte. Im Gegensatz zu anderen Armeen aber blieb der aristokratische Charakter dem Offizierkorps durchaus erhalten, indem der Königlichen Ernennung zum Offizier die Wahl durch das Offizierkorps des Truppenteils vorausging. Ob seine Mitglieder adliger Geburt sind oder nicht, das deutsche Offizierkorps trägt diesen aristokratischen Charakter noch heute. Es ist gerade deshalb frei von Engherzigkeit. Eine gute Armee kann sich nur auf eine starke Autorität des Offizierkorps gründen. Demokratische Grundsätze sind hier verwerflich.

In einem längeren Kriege verschmelzen sich allerdings die Unterschiede in der Erziehung. Vor dem Feinde verschafft sich mannhafte Tüchtigkeit sofort Geltung. So erklärt sich das schnelle Emporsteigen von Männern der untern Grade, darunter auch solcher niederer Herkunft. Verborgene militärische Talente entwickeln sich dann wohl ungeahnt rasch. Es ist aber etwas andres, in langandauerndem Frieden die Pflichten des Offizierstandes zu tragen, von deren Ernst und Schwere sich außerhalb stehende nur selten einen richtigen Begriff machen, als im Felde unter außerordentlichen Antrieben kühn zu handeln. Darin liegt mit die Erklärung für die Leistungen der jungen Generale in den Revolutionskriegen und unter Napoleon. Allerdings darf hierbei nicht außer acht gelassen werden, daß es in der französischen Armee vor dem Ausbruch der Revolution unter den Unteroffizieren und Mannschaften eine große Zahl von Leuten aus bessern Familien und von einiger Bildung gab. Es waren junge Menschen, die wegen leichtsinniger Streiche oder aus anderen Gründen in die Armee geraten waren. Sie fühlten sich durchaus befähigt, Offizierstellen auszufüllen, und waren sofort bereit, sie einzunehmen, wo sich das Offizierkorps ablehnend gegen die Revolution verhielt. Anderseits sind dann allerdings unter Napoleon die Mängel dieser Troupiers sehr deutlich hervorgetreten. Über ein homogenes, geschultes Offizierkorps verfügte er nicht, und er empfand das gegen Ende seiner Laufbahn bitter. Übrigens ist es bezeichnend, daß die von Glück und von Verdienst getragenen französischen Generale und Marschälle des Ersten Kaiserreichs sich nur allzubald, was für Mitglieder einer Geburtsaristokratie nicht nötig ist, von ihren im Avancement zu-

rückgebliebenen Kameraden absonderten. Bei den „Soldaten von Fortune" aus älterer Zeit kann man dieselbe Wahrnehmung machen. Auch Derfflinger hat Sorge getragen, sich rechtzeitig durch Verheiratung mit einer adligen Dame in einen begüterten Landedelmann umzuwandeln. Dieser antidemokratische Zug ist ganz natürlich, denn von dem Wirken in einer höheren Kommandostelle ist nun einmal eine gewisse Förmlichkeit des Auftretens und die Wahrung der äußeren Würde unzertrennlich. Napoleon bezeichnete das als Charlatanerie du commandement und hielt diese für unentbehrlich. In der ihnen angeborenen und anerzogenen Sicherheit und Vornehmheit des Auftretens beruht zum großen Teil auch der Vorzug fürstlicher Heerführer.

Wo in siegreichen Kämpfen Generale und ganze Offizierkorps improvisiert worden sind, zeigt sich bei näherer Betrachtung, daß sie ihre Erfolge doch ganz wesentlich Eigenschaften verdanken, die von unsern Königen seit Friedrich Wilhelm I. jederzeit als die Grundbedingungen eines brauchbaren Offizierkorps hingestellt worden sind. Der Führer der Parlamentsarmee gegen Karl I. von England war anfänglich Lord Essex, und Cromwell, der spätere Lordprotektor, entstammte ebenso wie Hampden und die übrigen Rebellenführer einem angesehenen Geschlechte der Gentry. Seine gefürchteten Eisenreiter aber waren Freibauern von so viel Vermögen, daß sie keinen Sold zu nehmen brauchten. Es wäre sonach durchaus verfehlt, für die Parlamentsarmee der englischen Revolution das demokratische Prinzip in Anspruch nehmen zu wollen. Von Cromwell sagt Ranke:*) „Sobald die Anhänger seiner Partei eine Richtung einschlugen, welche die bürgerlichen Zustände und das soziale Leben bedrohten, fanden sie in ihm ihren größten und wirksamsten Feind... Mitten in den Ruin der politischen und kirchlich-politischen Autoritäten stellte sich Cromwell als der Beschützer der sozialen Zustände, des Eigentums, des bürgerlichen Rechts, der niederen Geistlichkeit auf."

Ein anderer großer Rebell und improvisierter General der angelsächsischen Rasse, George Washington, hat sich hundertdreißig Jahre später ebenfalls von den demokratischen Strömungen seines Landes fernzuhalten gewußt und dadurch die Organisation seiner kleinen Armee gefestigt. Er riet ausdrücklich, nur Gentlemen als Offiziere

*) Englische Geschichte.

anzustellen. Und abermals fünfundachtzig Jahre später hat unter Lees Führung die konföderierte Armee von Nordvirginien im amerikanischen Bürgerkriege lange Zeit gegen die weit überlegene Armee der Nordstaaten das Feld behauptet.*) Die Mahnung Washingtons konnte im Süden besser berücksichtigt werden als im Norden. Bei den Konföderierten wurden die Offizierstellen tatsächlich zum größten Teil mit Gentlemen besetzt.

Wir haben staunend erlebt, daß sich Japan im Verlauf weniger Jahrzehnte aus einem mittelalterlichen Feudalstaat in eine moderne Großmacht umgewandelt, und daß sich seine Armee durchaus auf der Höhe der heutigen Anforderungen gezeigt hat. So einzig dastehend diese völlige Umwandlung auch ist, so darf bei den militärischen Leistungen der Japaner doch nicht übersehen werden, daß auch in ihrem neugeschaffenen Heere die Bedingungen für die Heranbildung eines guten Offizierkorps sehr günstig lagen, nämlich durch das Vorhandensein eines Ritterstandes, der alten Samuraigeschlechter, deren Söhnen der weitaus größte Teil des Offizierkorps entstammt. Die überlieferten ethischen Grundsätze der Samuraikaste mit ihren strengen Begriffen von der Vasallentreue, ihre Erziehungsgrundsätze, die auf Charakterbildung, unbedingte Selbstbeherrschung, gute Sitte und Stählung des Körpers den Hauptwert legten, diese Erbteile der älteren Zeit haben bis auf die Schlachtfelder der Mandschurei nachgewirkt. Japan wird jetzt zeigen müssen, daß es sich auch dauernd diese Vorzüge eines aristokratischen Offizierkorps zu erhalten weiß.

Tocqueville bedauert in seinem Buche L'ancien régime et la révolution, daß der alte Adel Frankreichs durch die Revolution vernichtet worden sei. Er habe bei aller Verkommenheit immer noch einige der großen Eigenschaften seiner Ahnen gezeigt. „Eine Klasse, die durch Jahrhunderte an erster Stelle gestanden hat, ist von edlem Stolz und natürlichem Vertrauen in ihre Kraft erfüllt, sie ist so sehr daran gewöhnt, aller Blicke auf sich gerichtet zu fühlen, daß sie der widerstandsfähigste Teil des Gemeinwesens ist. Sie hat nicht nur männliche Gewohnheiten, sie vermehrt durch ihr Beispiel auch die Männlichkeit der übrigen Klassen." Das ganze Geheimnis der Wirksamkeit aristokratischen Wesens, im weitesten und besten Sinne genommen, ist in diesen Worten enthalten.

*) S. 208.

Das preußische Offizierkorps von 1806 hat in seinen höheren Stufen hauptsächlich deshalb versagt, weil es seiner Schulung gemäß vorwiegend aus Männern der Routine bestand. Die Führer hatten nicht die geistige Beweglichkeit, sich unvorhergesehenen Verhältnissen anzupassen, und hierbei hat unzweifelhaft die starke Überalterung der höheren Offiziere mitgesprochen. Sie kommt weniger in den vorgeschrittenen Lebensjahren der höchststehenden Generale, wie des 82jährigen Feldmarschalls von Möllendorff, des 71jährigen Herzogs von Braunschweig, des 74jährigen Grafen Kuhnheim und des 70jährigen Generals v. Winning zum Ausdruck, als u. a. darin, daß von vier Divisionen der Hauptarmee die Divisions- und Brigadekommandeure im Alter von 61 bis 67 Jahren standen, daß fast zwei Drittel sämtlicher Generale über 65 Jahre alt waren. Noch schlimmer war, daß auch in den mittleren Dienstgraden eine starke Überalterung Platz gegriffen hatte. So war bei der Infanterie mehr als die Hälfte der Bataillonskommandeure über 55 Jahre alt, viele hatten das 60. Lebensjahr erreicht oder gar überschritten. Bei der Kavallerie gab es zahlreiche Obersten, Oberstleutnants und Majore, die noch Eskadronschefs waren und 50 bis 60 Jahre zählten.*) Neben diesen Alterszahlen bedeutete es wenig, daß Hohenlohe erst 59, Rüchel 52, Tauentzien 45, einige Generale fürstlicher Herkunft noch weniger Jahre zählten.

Es bedarf nicht erst des Hinweises auf die jugendlichen Generale Napoleons, die doch nur eine Ausnahmeerscheinung in der Kriegsgeschichte bilden, um erkennen zu lassen, daß bei solcher Überalterung der Führer, wie sie damals in Preußen bestand, unmöglich frische Entschlußkraft vorhanden sein konnte. Ganz abgesehen von der mangelnden körperlichen, mußte solchem Offizierkorps die geistige Elastizität in hohem Maße fehlen. In der Regel bewahren sie nur ausgezeichnete Männer bis in das höhere und selbst bis in das höchste Lebensalter, die Masse der Menschen büßt sie mit beginnender Abnahme körperlicher Rüstigkeit und Beweglichkeit mehr und mehr ein, sie muß, besonders wenn statt der Betätigung in einem höheren Wirkungskreise fortgesetzt die gleichmäßige Berufsarbeit mittlerer oder gar unterer Dienststellen tritt, vollends abstumpfen. Dem ohnehin in jeder Armee vorhandenen Beharrungsvermögen wird durch un-

*) Kunhardt v. Schmidt, a. a. O.

günstige Beförderungsverhältnisse in unerwünschter Weise Vorschub geleistet. Ein überaltertes Offizierkorps entwertet die Armee. Es ist, wie jede übertriebene Sparsamkeit, die schlechteste Politik, die man im Frieden treiben kann, wenn man nicht dauernd darauf Bedacht nimmt, das Offizierkorps jung zu erhalten und hierfür die nötigen Mittel bereitzustellen.

Weder der Übermut der adligen Offiziere, noch die allgemeine Sittenlosigkeit, nicht die Mißstände in der Zusammensetzung des Heeres und in der Ausbildung der einzelnen Waffen, nicht die vielen Packpferde oder der sonstige Troß, so hinderlich sich manches von alledem auch erwiesen hat, sind es schließlich gewesen, welche die Niederlage herbeigeführt haben. Es wäre ungerecht, wollte man verkennen, daß es in erster Linie die bisher ungekannte Kriegsweise eines genialen Feldherrn, des Begründers des modernen Krieges, war, der Preußens Heer erlag. Alle einzelnen Fehler und Unterlassungen, aus denen sich die Gesamtsumme des Unglücks in diesem Feldzuge zusammensetzt, sie schrumpfen schließlich zusammen, wenn man die operativen Gedanken, die auf beiden Seiten leitend waren, gegeneinander hält. Alsdann erkennt man sofort, daß eine nach den Anschauungen des 18. Jahrhunderts geführte Armee vor Napoleon unterliegen mußte, wenn auch im einzelnen das Mißgeschick nicht so schwer auszufallen brauchte. Daß der Zusammenbruch so vollständig war, dazu aber hat der herrschende Zeitgeist wesentlich mitgewirkt, für diesen Zusammenbruch kann jedenfalls die Armee allein nicht verantwortlich gemacht werden.

An die Entscheidungsschlachten an der Saale schloß sich jene Verfolgung bis zur Oder und Trave, die in der Kriegsgeschichte ihres gleichen nicht hat. Die französische Armee entnahm die Kraft zu den gewaltigen Anstrengungen, die von ihr der unerbittliche Wille Napoleons forderte, aus der Zaubergewalt, die das Bewußtsein des Sieges verleiht. Dieser Gewalt erlagen die Trümmer der preußischen Armee wie einem unentrinnbaren Verhängnis, sie sprengte die Tore der Festungen, sie schlug das ganze Land in ihren Bann. Nur noch als ein Hilfskorps der russischen Armee vermochte zu gelten, was an preußischen Truppen an der Weichsel verfügbar blieb. Dort boten um die Jahreswende 1806/07 mehr die Elemente und der Hunger als die feindlichen Waffen dem Kaiser Halt. Der Winterfeldzug, den er Ende Januar einleitete, um die erneute Offensive der russisch-preu-

ßischen Armee unter Bennigsen nach Preußen zurückzuweisen, brachte ihm bei Pr. Eylau nach schwersten Verlusten nur die Behauptung des Schlachtfeldes. Er sah sich genötigt, sein völlig zerrüttetes Heer hinter die Passarge in Winterquartiere zurückzuführen. Es bedurfte dringend der Erholung und Ergänzung.

Die Politik hatte während des Krieges nicht geruht. Bereits von Magdeburg aus hatte König Friedrich Wilhelm den Marquis Lucchesini in das napoleonische Hauptquartier gesandt. Er war zu weitgehenden Zugeständnissen ermächtigt, an die der König die Hoffnung auf Gewährung eines Waffenstillstandes knüpfte. Diese Unterhandlungen hatten nur den einen Erfolg, daß die Haltung der preußischen Generale auf dem Rückzuge noch schwankender wurde, da der König ihnen die Weisung erteilte, nicht ohne zwingenden Grund weitere Feindseligkeiten zu verüben und etwaige Mitteilungen Lucchesinis „als offiziell zu betrachten und demgemäß zu verfahren". Napoleon schraubte begreiflicherweise nach Maßgabe seiner wachsenden Erfolge die Forderungen immer höher. Schließlich wollte er nur unter Bedingungen einen Waffenstillstand bewilligen, die Preußen gegen eine Kriegsentschädigung von 100 Millionen Francs in den Provinzen Preußen und Schlesien nur die äußersten Zipfel seines Gebiets ließ, und ihm überdies die schimpfliche Zumutung stellte, dem Bündnis mit Rußland zu entsagen und die russischen Truppen aus seinem Gebiet zu entfernen. Mit Annahme dieser Bedingungen hätte sich Preußen völlig wehrlos gemacht. Die Absicht Napoleons, durch sofortige Veröffentlichung des Vertrages bevor der König ihn ratifiziert hatte, Preußen Rußland gegenüber zu verdächtigen, wurde vereitelt. Der König verwarf am 21. November den Vertrag und schloß sich noch enger an Rußland an. Napoleon beschloß hierauf, dem Hause Brandenburg den Untergang zu bereiten. Er hat es noch auf St. Helena als einen schweren Fehler bezeichnet, daß er die preußische Monarchie nicht völlig vernichtet habe.

Gleichwohl knüpfte Napoleon während des längeren Stillstandes, der auf die Schlacht von Pr. Eylau folgte, mit Preußen Unterhandlungen an, in der Hoffnung, es zu einem Sonderfrieden zu bewegen gegen die Zusicherung der Rückgabe aller Lande östlich der Elbe einschließlich der polnischen Besitzungen. Diese, im Vergleich zu den früheren, verhältnismäßig günstigen Bedingungen kommen dem Eingeständnis einer Niederlage sehr nahe. Sie lassen jedenfalls

die großen Schwierigkeiten erkennen, die der Kaiser auf dem entlegenen östlichen Kriegsschauplatz zu überwinden hatte. Er war in der Tat nicht darauf vorbereitet, den Krieg so weit von den französischen Grenzen zu führen. Hatte schon im Vorjahre seine Armee zuletzt nicht ausgereicht, um den vielen Ansprüchen, die an sie gestellt werden mußten, zu genügen,*) so trat hier aufs neue in die Erscheinung, daß es einer kraftvollen, auf Niederwerfung des Feindes gerichteten Offensive leicht an Truppen fehlen kann. Die 160 000 Mann, mit denen der Kaiser den Krieg eröffnet hatte, waren, ungeachtet aller Märsche und Gefechtsverluste durch Hinzutritt der Rheinbundskontingente und eines nachrückenden französischen Armeekorps Ende November 1806 auf 200 000 Mann angewachsen, jedoch bereits damals kaum imstande gewesen, ihren vielseitigen Aufgaben zu genügen. Sie waren es erst recht nicht nach Pr. Eylau, da ein weites Rückengebiet zu sichern, die oberschlesischen Festungen, Danzig, Graudenz und Kolberg zu belagern waren.

Die Versuche, Preußen von Rußland abzuziehen, scheiterten an der Festigkeit König Friedrich Wilhelms und hatten nur den Erfolg, daß sich Preußen und Rußland in einem neuen Vertrage vom 26. April 1807 verpflichteten, keinen Sonderfrieden mit Napoleon einzugehen. England, Schweden, Dänemark und Österreich wurde hierbei der Anschluß offen gelassen. Österreich, das von Böhmen aus allein eine entscheidende Einwirkung auf den Verlauf des Krieges hätte ausüben können, blieb indessen neutral, und die Hilfe Englands und Schwedens äußerte sich nur nachteilig, indem von den verfügbaren russisch-preußischen Streitkräften, die ohnehin den feindlichen bedeutend unterlegen waren, noch Abgaben gemacht wurden zugunsten einer Diversion mit Hilfe der Flotte im Rücken der Franzosen. So gelang es Napoleon die vorübergehende Krisis zu beschwören. Nach der Einnahme von Danzig war er Anfang Juni 1807 wieder in der Lage, mit 210 000 Mann gegen 130 000 der Verbündeten die Offensive zu ergreifen, während 50 000 Mann ihm sein Rückengebiet gegen etwaige feindliche Landungen sicherten, Teile von diesen Truppen Kolberg belagerten und ein Armeekorps in Schlesien den Festungskrieg fortführte.

Diese Stärken sind allerdings nur mit Hilfe der Bundesgenossen erreicht worden, aber auch ohne sie besaß Napoleon in der Konskription eine Menschenquelle, wie sie den Armeen seiner Gegner, die sich bis

*) S. 123.

dahin zum Teil durch Werbung ergänzt hatten, nicht zur Verfügung stand. Im Anfang seiner Regierung hatte er allen Grund gehabt, die herrschenden Klassen zu schonen und die Möglichkeit der Stellvertretung durch Erleichterung des Loskaufs von der Konskription einer möglichst breiten Schicht von Wohlhabenden zu gewähren. Der lang andauernde Krieg nötigte ihn, diese Rücksicht fallen zu lassen. Nur die höhere Anspannung der Kräfte des Landes hat ihm die erfolgreiche Durchführung seiner Politik ermöglicht. Bis zum September 1807 hat Napoleon Frankreich, das zu jener Zeit 29 Millionen Einwohner zählte, 420 000 Rekruten binnen zwei Jahren abgefordert. Im Einstellungsalter war bereits bis auf 18½ Jahre herabgegangen worden. Nach einer vorübergehenden Ermäßigung des Rekrutenkontingents hat der Kaiser späterhin noch größere Menschenopfer verlangt. Nach dem Untergange seines Heeres in Rußland rief er*) aus dem bis dahin allerdings wesentlich vergrößerten Frankreich,**) vom 1. September 1812 bis zum 20. November 1813, sonach innerhalb 14½ Monaten, nicht weniger als 1 237 000 Mann zu den Fahnen. Von den innerhalb der Grenzen des alten Frankreich geborenen Menschen sind allein 1 700 000 in den Jahren 1804 bis 1815 in den Kriegen des ersten Kaiserreiches zugrunde gegangen.***) Hierbei fällt noch ins Gewicht, daß für das damalige Verhältnis zwischen Heeresstärke und Bevölkerungsziffer nicht Zahlen zum Vergleich herangezogen werden können, wie sie für eine moderne Kader-Armee in Frage kommen, denn das napoleonische Heer war ein dauernd vollzählig erhaltenes stehendes. „Diese auf die ganze Volkskraft gestützte Kriegsmacht — sagt Clausewitz†) — schritt (in den Jahren des Erfolges) mit einer solchen Sicherheit und Zuverlässigkeit zertrümmernd durch Europa, daß, wo ihr nur die alte Heeresmacht entgegengestellt wurde, auch nicht einmal ein zweifelhafter Augenblick entstand."

2. Tilsit und die Kontinentalsperre.

Preußens Lage nach dem Frieden von Tilsit.

Ein Angriff gegen die Passarge, zu dem Anfang Juni, erst nachdem auch Danzig gefallen war, der Oberbefehlshaber der Verbündeten, General v. Bennigsen, ansetzte, kam bald zum Stehen. Der Gegen-

*) Morvan, Soldat impérial, I.

**) S. 154.

***) Taine, Origines de la France contemporaine. Le régime moderne, I.

†) Vom Kriege, Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap. B.

offensive Napoleons wichen alsdann die Russen mit Geschick aus, boten ihm aber am 14. Juni bei Friedland ohne zwingende Veranlassung die Gelegenheit, ihnen eine vernichtende Niederlage zu bereiten. Auf diese Unglücksbotschaft hin entschloß sich Kaiser Alexander, Waffenstillstandsverhandlungen anzuknüpfen, auf die Napoleon einging, weil er für eine Fortsetzung des Krieges nach Rußland hinein nicht vorbereitet war. Hatte doch der Krieg ihn ohnehin weiter geführt als es im Oktober 1806 vorauszusehen gewesen war. Auch paßte eine Annäherung an Rußland in sein augenblickliches politisches Programm. Wenn Kaiser Alexander in den Festsetzungen über den Waffenstillstand gleichzeitig einwilligte, sofort in Friedensverhandlungen mit Napoleon einzutreten, so widersprach das allerdings dem Wortlaut des Bartensteiner Vertrages und gab Preußen gewissermaßen Napoleon preis. Vor den Interessen der russischen Expansionspolitik trat für Alexander augenblicklich das Bestreben, die Rolle eines Vertreters der legitimen Ordnung Europas, wie er sie 1805 zu spielen versucht hatte, in den Hintergrund. König Friedrich Wilhelm mußte sich in Tilsit damit begnügen, als Schützling Alexanders aufzutreten. Preußen wurde zu den Unterhandlungen der beiden Kaiser nur zugelassen. Wie konnte es anders für einen Staat sein, der über keine Armee mehr verfügte!

Die Abtretungen, in die Preußen notgedrungen willigen mußte, umfaßten seine gesamten linkselbischen und bei der zweiten und dritten Teilung Polens erworbenen polnischen Besitzungen. Aus letzteren wurde das Großherzogtum Warschau unter dem Könige von Sachsen gebildet. Preußen sah sich von 5570 Quadratmeilen auf 2877 und von 9 743 000 Einwohnern auf 4 938 000, sonach etwa auf die Hälfte seines Gebiets vermindert. Da ihm der Beitritt zum Rheinbunde erspart blieb, erhielt sich Preußen als souveräner Staat, wenn auch nur durch finanzielle Opfer schwerster Natur. Napoleon ging darauf aus, das unterworfene Land so auszusaugen, das es als Gegner gar nicht mehr in Betracht kam.

Zur Durchführung der Mobilmachung von 1805 waren in Preußen 2 Millionen Taler aufgenommen, vor Beginn des Krieges von 1806 Tresorscheine in Höhe von 5 Millionen Taler ausgegeben worden. Die Ausgabe von 80 Millionen Taler neuer Scheidemünze, brachte dem Staat einen Gewinn von 6 Millionen Taler. An Kontributionen hatte der Sieger dem Lande 152 Millionen und an

Kriegskosten 120 Millionen Francs auferlegt. Bevor diese Summen nicht abgezahlt waren, sollte das Preußen verbliebene, zum Teil recht arme und zu jener Zeit nicht allzu kultivierte Gebiet von der französischen Armee besetzt bleiben und deren Verpflegung, die insgesamt auf 171 Millionen Taler berechnet worden ist, bestreiten. Die Barbeträge, die Frankreich von Ende Oktober 1806 bis zum 15. Oktober 1807 aus Preußen zog, sind von der französischen Verwaltung auf 474 Millionen Francs berechnet worden. Napoleon selbst hat seinen Reingewinn aus Preußen auf 517 Millionen beziffert und angegeben, daß er Preußen im ganzen eine Milliarde Francs abgepreßt habe. Hiermit stimmt die Berechnung Max Dunckers,*) der den Gesamtverlust des Landes auf 1,129 Milliarden Mark beziffert, annähernd überein. Man wird kaum fehlgreifen, wenn man, unter Berücksichtigung des Unterschiedes im Geldwert zu Anfang und Ende des 19. Jahrhunderts und des Bevölkerungsunterschiedes diese Summe als annähernd das Fünfzigfache von den 5 Milliarden Francs bezeichnet, die Frankreich 1871 an Deutschland gezahlt hat. Bedenkt man, daß die Last zu jener Zeit des wenig entwickelten Kreditwesens in dem verarmten Preußen noch weit härter empfunden werden mußte, als 1871 in dem reichen Frankreich, wo die Anleihen zur Bestreitung der Kriegsschuld vielfach überzeichnet wurden, so stellt sich die Kriegslast in ihrer Wirkung noch viel schwerer dar, selbst wenn man berücksichtigt, daß die Gesamtkriegslast Frankreichs aus dem Kriege 1870/71 auf etwa 9½ Milliarden Francs zu beziffern ist. Die Lage, in die Napoleon Preußen versetzt hat, zeigt, was ein unglücklicher Krieg einem Lande unter Umständen kosten kann. Deutschland, dessen Grenzen dem gleichzeitigen Angriff mehrerer Gegner ausgesetzt sein können, vermag einer etwaigen Wiederkehr ähnlicher Verhältnisse nur durch starke Anspannung seiner Wehrkraft vorzubeugen.

Das verkleinerte Preußen von Tilsit hatte außerdem noch den vollen Betrag seiner bisherigen Staatsschuld von 44 Millionen Taler und die gesamte in seinem früheren, größeren Gebiet vorhandene Scheidemünze zu übernehmen.

In seiner stolzen Mißachtung aller in den Völkern lebendigen sittlichen Kräfte übersah Napoleon, daß er durch den harten Druck, den er ausübte, nur Widerstände heraufbeschwor, und daß gerade der Haß,

*) Eine Milliarde Kriegsentschädigung, welche Preußen an Frankreich zahlen mußte.

den er säete, seine Hoffnung zuschanden werden ließ, Preußen für die Zukunft wehrlos zu machen. Er irrte hier ebenso wie darin, daß er in der despotischen Laune des gekrönten Jakobiners, den willkürlichen Schöpfungen seiner Eintagsstaaten, die er an die Stelle historischer Gebilde setzte, Lebensdauer zutraute. Die Wunden aber, die er Preußen schlug, sind noch vermehrt worden durch die Kontinentalsperre, dieses sein neuestes Kampfmittel gegen England.

Napoleon hatte den wirtschaftlichen Krieg gegen England, der dessen Waren von Frankreich ausschloß, vom Konvent und vom Direktorium übernommen. Er ist dann auf dieser Bahn allmählich immer weiter gegangen und hat das Bestreben, den Handel und die Industrie Frankreichs zu schützen, zu dem erweitert, für die französischen Erzeugnisse an Stelle der englischen den europäischen Markt zu erobern. Er ist hierin durch die Vertreter der französischen Industrie, die unbedingten Schutz der nationalen Arbeit forderten, noch bestärkt worden. Der Bruch des Friedens von Amiens, in dem auch die wichtige Handelsfrage zwischen Frankreich und England nicht gelöst worden war, hatte dann die Besetzung Hannovers und die Gewinnung der Elbmündung im Gefolge. Die Dekrete Napoleons versperrten englischen Schiffen und Waren, auch wenn diese von neutralen Schiffen eingeführt wurden, nicht nur die französischen Häfen, sondern auch die der Verbündeten Frankreichs. „Die Sperrung der Küste von der Elbmündung bis nach Tarent war der Anfang der Kontinentalsperre.“*) Es folgte eine Reihe weiterer gegen den englischen Handel gerichteter Dekrete. England erklärte darauf die Blockade über die Küste von Brest bis zur Elbe, die jedoch nur zum Teil eine „effektive“ war. Die Besetzung ganz Preußens bis zur Weichsel gab Napoleon die Möglichkeit diese Maßregel durch das Berliner Dekret vom 21. November 1806, das die Kontinentalsperre verfügte, zu beantworten. Hierdurch wurde über die bisher verhängten Abwehrmaßnahmen hinaus jeglicher Verkehr, auch der Briefwechsel mit den in Blockadezustand erklärten (in Wirklichkeit nur anzunehmenden) britischen Inseln verboten. Jeder englische Untertan war auf dem Festlande mit Kriegsgefangenschaft bedroht, alles im Besitz von Engländern befindliche Eigentum zu beschlagnahmen. Wer auf dem Festlande englische Waren vertreibt, hat als Mitschuldiger zu gelten. Die Tyrannei, die England auf den Meeren übte, die von ihm erstrebte Monopolisierung der Industrie und des Handels, wird als Begrün-

*) Klein-Hattingen, a. a. O. II.

dung dieser außerordentlichen wirtschaftspolitischen Kampfmaßregel bezeichnet.

Napoleons Politik in und nach Tilsit.

Die Kontinentalsperre bildet von jetzt an den Angelpunkt der napoleonischen Politik. Die weiteren Kriege sind dem großen wirtschaftlichen Kampfe gegen den Rivalen in der Weltherrschaft, der Verwirklichung des „großen Systems" untergeordnet.

In Tilsit hatte Alexander den Beitritt Rußlands zur Kontinentalsperre unter Erklärung des Krieges an England zugesagt, für den Fall, daß eine von ihm anzustrebende Friedensvermittlung zwischen Frankreich und England fehlschlagen sollte. Daß es dahin kommen würde, war vorauszusehen, denn England konnte nach den bisher von ihm gebrachten Opfern und seinen glänzenden Erfolgen zur See unmöglich auf der Unterlage der Gleichberechtigung aller Nationen auf dem Meere und Herausgabe aller seiner Eroberungen lediglich gegen Rückgabe von Hannover unterhandeln. Des weiteren wurde in Tilsit vereinbart, Dänemark, Schweden und Portugal im Falle ihrer Weigerung mit Waffengewalt zu zwingen, ebenfalls den Handelskrieg gegen England aufzunehmen. Als Gegenleistung sollte Alexander freie Hand gegen die Türken erhalten, denn die Verwirklichung der Pläne Katharinas II. bildeten für ihn eine lockende Aussicht. Allerdings sollte es lediglich bei einer solchen bleiben; nur zum Schein machte Napoleon in diesem Falle Zugeständnisse. Es konnte ihm nicht daran liegen, Rußland eine Mittelmeermacht werden zu lassen und seine eigenen orientalischen Pläne durch dieses beeinträchtigt zu sehen.

Die Bedeutung des in Tilsit von Napoleon Gewonnenen faßt Klein-Hattingen in folgende Worte zusammen:*) „Er hat damit in dem großen Handelskriege Frankreichs gegen England den höchsten Triumph erlangt; er hat England, das die französisch-russischen Forderungen nicht annimmt, nun auch den riesigen russischen Markt verschlossen, und er hat ihn für Frankreich erobert, er hat den Ring der Koalitionsmächte gesprengt und das ganze festländische Europa in die französische Einflußsphäre gebracht. Preußen ist geknebelt, durch das Königreich Westfalen, das rheinbündische Sachsen und das Großherzogtum Warschau flankiert. Österreich ist durch die Knebelung Preußens und durch den Druck Rußlands zur Ohnmacht verurteilt. England ist

*) A. a. O. II.

also vereinsamt. In Europa hängt scheinbar alles von dem Willen des Kaisers von Frankreich ab. Freilich hat dieser durch die Entzweiung Rußlands mit den anderen Großmächten und durch das Verfahren gegen Preußen (das er nicht vertragsgemäß räumte) der internationalen Politik eine unhaltbare Spannung gegeben, und daher für die auswärtige Politik Frankreichs Last und Sorge ins Ungeheure vermehrt. Sein Friedenswerk ist ein Werk des Übermutes und des Grolles, ein unnatürliches politisches Gebilde, und deswegen ist es nicht dauerhaft. . . . Für Europa war das Werk von Tilsit ein Werk des Unheils, denn es bedeutete seine Vergewaltigung und war in dem Augenblick hinfällig, wo sich Rußland von der Festlandssperre abwandte und in der orientalischen Frage seinen eigenen Weg ging. Durch die Maßlosigkeit Napoleons gewann das Festland in Wirklichkeit nur einen Waffenstillstand; neuer Zwist und neue Koalition der Unterdrückten, das war nur eine Frage der Zeit."

Der unersättliche Ehrgeiz Napoleons war im Grunde die Folge seiner schrankenlosen Phantasie, die den Erdball umspannte. Seine Politik verlor dadurch mit der Zeit immer mehr den Boden der Wirklichkeit. Dadurch ist auch seine Kriegführung beeinflußt worden. Sein sonst so untrüglicher Scharfblick verlor den wahren Maßstab der Dinge. Die dem Feldherrn vor allem notwendige unerbittliche Folgerichtigkeit machte vielfach einer verhängnisvollen Selbsttäuschung Platz. Er gewöhnte sich, die Dinge so zu sehen, wie er sie wünschte. Das ist ihm verderblich geworden, sobald sich seine Gegner auf sich selbst besannen und ihm eine wirksamere Kriegsweise entgegensetzten als zu Anfang.

In seinen Erörterungen über die historische Größe sagt Burckhardt:*) „Napoleon ist die Garantielosigkeit in Person, insofern er die in seiner Hand konzentrierten Kräfte einer halben Welt rein auf sich orientiert. Sein stärkster Gegensatz ist Wilhelm III. von Oranien, dessen ganze politische und militärische Genialität und herrliche Standhaftigkeit in beständigem und vollkommenem Einklang mit den wahren und dauernden Interessen von Holland und England gestanden hat." Auch Napoleon trachtete danach, Frankreichs Macht und Gedeihen zu fördern, aber unter fortwährender „Orientierung auf sich",

*) Weltgeschichtliche Betrachtungen. Herausgegeben von Oeri. Berlin und Stuttgart 1905.

darum hat seine Politik wie seine Kriegführung keine dauernden Ergebnisse gefördert. Die Richtung, die er nach dem Tilsiter Frieden einschlug, ist alsbald von einsichtigen Franzosen in ihrer ganzen Verderblichkeit erkannt worden. Ende 1810 äußerte der Marineminister, Admiral Decrès zum Marschall Marmont:*) „Sie sehen alles im rosigen Lichte. Wollen Sie, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, und daß ich Ihnen die Zukunft enthülle: Der Kaiser ist verrückt, völlig verrückt, er wird uns alle, wie wir da sind, zugrunde richten, und das wird mit einer furchtbaren Katastrophe enden." Es ist die „unstreitige Verwandtschaft des Genius mit dem Wahnsinn",**) der sich in diesen Worten ankündigt.

Die ersten Anzeichen dafür, daß es eine Politik der Unmöglichkeiten war, die Napoleon in Tilsit einleitete, sollten nicht auf sich warten lassen.

England bemächtigt sich der dänischen Flotte. Portugal und Spanien.

Zunächst gelang es nicht, Dänemarks Flotte zur Sperrung der Ostsee gegen den englischen Handel zu verwenden. Die britische Regierung kam hier durch eine rasche Tat zuvor. Nachdem sie von den Tilsiter Abmachungen erfahren, stellte sie an Dänemark die Forderung, seine Flotte auszuliefern. England wollte sie gegen eine Entschädigung von 100 000 Pfund bis zum Friedensschluß in Verwahrung nehmen und sagte Dänemark seinen Schutz für den Fall eines französischen Angriffs zu. Da Dänemark dieses verweigerte und erklärte, seine Neutralität verteidigen zu wollen, landete ein Expeditionskorps von 27 000 Mann unter dem Schutze von 25 Linienschiffen auf Seeland. Nach Ablehnung auch der wiederholten Aufforderung wurde Kopenhagen vom 2. bis 5. September 1807 beschossen, worauf, nachdem die halbe Stadt niedergebrannt war und 2000 Einwohner den Tod gefunden hatten, die Auslieferung der dänischen Flotte zugestanden wurde. 15 Linienschiffe, 15 Fregatten, 31 kleinere Fahrzeuge und die gesamten Vorräte des Arsenals, führten die Engländer fort. Seeland räumten sie vertragsgemäß nach sechs Wochen. Die Folge war, daß Dänemark nunmehr ein Bündnis mit Napoleon einging, das aber, weil es seiner Flotte beraubt war, für ihn nur von geringer Bedeutung blieb.

Man wird Mahan***) nur zustimmen können, wenn er diese so-

*) Memoiren. Angeführt bei Klein-Hattingen, a. a. O. II.
**) Burckhardt, a. a. O.
***) A. a. O. II.

genannte Untat von Kopenhagen für die damalige Zeit rechtfertigt. Gewiß war es eine brutale Handlungsweise, aber war nicht Napoleons Politik eine unausgesetzte Folge von Brutalitäten? Soll man England tadeln, wenn es in diesem Kampf auf Leben und Tod, in dem es augenblicklich wieder allein stand, auch vor den gewaltsamsten Mitteln nicht zurückscheute? Napoleon war jederzeit imstande, durch das an der holsteinischen Grenze bereitstehende Korps Bernadotte Dänemark durch Besetzung seiner Festlandsprovinzen zu zwingen, seine Flotte in seinen Dienst zu stellen. Es war daher nur eine weise Politik der raschen Tat, ihm zuvorzukommen. Nur so ist die Ostsee für England freigeblieben, eine Tatsache, deren Tragweite sich alsbald auch in den russisch-französischen Beziehungen geltend machen sollte. Solche Vergewaltigung des Schwächeren im Frieden, wie sie hier geübt wurde, darf nicht an dem Maßstabe heutiger, damals noch unbekannter Begriffe über die völkerrechtliche Stellung der Neutralen, die ihnen Schutz gewährt, gemessen werden. Auf die Zeitgenossen hat das Vorgehen Englands wohl hauptsächlich deshalb einen großen Eindruck gemacht, weil es überraschend kam und aufs neue seine unbedingte Seeherrschaft, gegen die ganz Europa ohnmächtig war, hervortreten ließ. Das „right or wrong, my country" ist ja gelegentlich in einer Weise zum Ausdruck gebracht worden, der wir unsern Beifall nicht zollen können, es hat sich in anderen Fällen von jener Heuchelei nicht fern gehalten, die uns an Englands Politik vielfach abstößt, hier vor Kopenhagen aber war es damals am Platze. Ein gerechtes Urteil muß den gesunden Egoismus, der die englische Politik damals beherrscht hat und sie antrieb, aus ihren Machtmitteln zur See den denkbar größten Nutzen zu ziehen, richtig würdigen, vor allem aber die vaterländische Gesinnung hochachten, die in den führenden Männern Englands lebte, jener Denkweise, der bei Trafalgar der sterbende Nelson in den Worten: „Gott und mein Land" Ausdruck gab.

Napoleons Politik wurde bald darauf am entgegengesetzten Ende Europas durch die Briten empfindlich durchkreuzt. Zur Durchführung der Kontinentalsperre genügte das spanische Bündnis nicht. Auch das völlig unter englischem Einfluß stehende Portugal mußte dem großen System eingefügt werden. Der im Herbst 1807 unternommene Versuch, durch ein französisches Korps unter Marschall Junot im Verein mit spanischen Truppen sich dieses Landes und seiner Flotte zu bemächtigen, schlug jedoch fehl. Zwar dekretierte Napoleon am

13. November 1807: „Der Regent von Portugal verliert seinen Thron; der Fall des Hauses Braganza ist ein neuer Beweis für den unvermeidlichen Untergang derer, die zu England halten," und Junot rückte am 13. Dezember in Lissabon ein, nachdem der Prinzregent sich unter englischem Schutz nach Brasilien begeben hatte, dann aber erfolgte der Rückschlag, nicht nur in Portugal, sondern auch in Spanien.

Dem Korps Junot waren dorthin weitere französische Truppen in mehreren Staffeln gefolgt. Nachdem König Karl IV. in Bayonne zur Abdankung gezwungen worden war, hielt Napoleons Bruder als neuer König von Spanien im Juli 1808 seinen Einzug in Madrid. Er fand das Land jedoch bereits im Aufruhr und sah sich genötigt, die französischen Truppen gegen seine eigenen Untertanen zu verwenden. Die Anerkennung als König wurde Joseph Bonaparte infolge der schmachvollen Vergewaltigung, die dem abgesetzten Königshause und dem Lande von Napoleon widerfahren war, überall verweigert. Die spanischen Truppen, die gemeinsam mit dem Korps Junot in Portugal verwendet worden waren, kehrten von dort zurück und sammelten sich im südlichen Spanien. Es bildeten sich Milizarmeen. General Dupont wurde im Juli 1808 in der Sierra Morena umstellt und streckte mit 18 000 Mann bei Baylen die Waffen. Dieser Erfolg spanischer Milizen über ein Korps der gefürchteten, bisher stets siegreichen napoleonischen Armee belebte überall den Widerstand und weckte freudigen Widerhall in ganz Europa. Die unmittelbare Folge war die Räumung von Madrid und der Rückzug aller französischen Truppen hinter den Ebro. Im August 1808 landete ein englisches Korps in Portugal, und Marschall Junot sah sich veranlaßt, in Cintra eine Kapitulation abzuschließen, der zufolge sein Armeekorps auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgeschafft wurde, ohne daß ihm die Verpflichtung, weiterhin keinen Anteil am Kriege zu nehmen, auferlegt wurde. Die britische Regierung hat gewissenhaft an der Ausführung der Kapitulationsbedingungen festgehalten, trotz des Sturmes der Entrüstung, den diese durch nichts gerechtfertigten günstigen Bedingungen in England hervorriefen. Gingen Junots Truppen auch Napoleon nicht verloren, so bedeutete die Kapitulation von Cintra doch eine abermalige Einbuße an Ansehen für die französischen Waffen. Die Engländer aber besaßen jetzt in Portugal eine feste Stütze auf der Pyrenäischen Halbinsel.

Wie die Dinge sich dort gestaltet hatten, erforderten sie die An-

wesenheit des Kaisers in Person an der Spitze einer starken Truppenmacht, wenn nicht auf die Durchführung des politischen Systems gegen England überhaupt verzichtet werden sollte. Bevor sich Napoleon weiter in Spanien einließ, und stärkere Kräfte der „Großen Armee" aus Deutschland fortzog, mußte er über die Haltung Rußlands Sicherheiten haben. Napoleon hatte manche der in Tilsit getroffenen Abmachungen unerfüllt gelassen, so u. a. die Alexander zugesagte Unterstützung im Kriege gegen Schweden, um diesem Finnland zu entreißen. Vor allem aber mußte der Kaiser Österreichs gewiß sein. Wohl hatte Österreich den verlangten Bruch mit England vollzogen, die Art aber, wie Napoleon mit den spanischen Bourbonen verfuhr, erweckte in Wien die lebhaftesten Besorgnisse für den Bestand der habsburgischen Dynastie. Niemand schien vor dem Gewalttätigen mehr sicher. Im Frühjahr 1808 wurde unter dem Einfluß des Ministers Grafen Stadion mit Vorbereitungen für einen neuen Krieg begonnen. „Aus Trümmern mußte das Heer neu aufgebaut werden, eine schier unmöglich scheinende Aufgabe, da die finanzielle Erschöpfung des Reichs zur äußersten Beschränkung in den aufgewandten Mitteln zwang."*) Es wurde mit der Errichtung einer Landwehr begonnen, die allerdings im Kriege 1809 den in sie gesetzten Hoffnungen nicht völlig entsprach.

Um die erforderliche Sicherung seines Rückens herbeizuführen, veranstaltete Napoleon eine Zusammenkunft mit Alexander im Beisein zahlreicher Fürsten im Oktober 1808 zu Erfurt. Hier erkannte Alexander Joseph Bonaparte als König von Spanien an, wofür ihm Napoleon die Donaufürstentümer preisgab. Rußland versprach Napoleon Bundeshilfe gegen Österreich zu leisten, falls ihn dieses angreifen sollte, bewahrte jedoch tatsächlich Österreich gegenüber eine durchaus freundliche Haltung. Für die Durchführung seines Unternehmens in Spanien gewann Napoleon in Erfurt vorläufig Zeit, endgültige Sicherheit für Mitteleuropa jedoch nicht.

Nachdem auf die ersten Unglücksbotschaften aus Spanien bereits über 100 000 Mann der „Großen Armee" entnommen worden waren, erreichten die in Spanien verfügbaren französischen Truppen Anfang Dezember 1808 die Stärke von 225 000 Mann. Noch bevor diese Kräfte sämtlich zur Stelle waren, eröffnete der Kaiser in den ersten

*) Mayerhoffer v. Vedropolje, a. a. O.

Novembertagen die Operationen. Die locker gefügten, schlecht geführten spanischen Aufgebote wichen auf der ganzen Linie, und am 4. Dezember war Napoleon Herr von Madrid. Von hier aus wandte er sich dann in der zweiten Hälfte des Monats Dezember gegen den General Moore, der mit 30 000 Engländern von Portugal her nördlich Madrid gegen die französischen Verbindungen vorstieß. Die Hoffnung, an diesem englischen Korps zu Lande Rache zu nehmen für alle Unbill, die ihm der erbitterte Feind zur See zugefügt hatte, erfüllte sich nicht in vollem Maße. Moore entzog sich in starken Märschen rechtzeitig dem ihm zugedachten Schlage, und das englische Korps erreichte, wenn auch unter schweren Verlusten, Coruña, wo es ihm gelang, unter den Kanonen des nachsetzenden Feindes die Einschiffung zu bewirken.

Den letzten Teil der Verfolgung hatte Napoleon dem Marschall Soult überlassen. Seine Anwesenheit in Frankreich wurde dringend notwendig. Er verließ daher Spanien und traf Ende Januar 1809 wieder in Paris ein. Es waren Nachrichten von großer Tragweite, die ihn veranlaßten, Spanien den Rücken zu kehren. Die Stimmung gegen die immer weiter ausgreifende Eroberungspolitik des Kaisers war in Frankreich in stetem Zunehmen. Es lag zu klar vor Augen, daß sie zuletzt Frankreich verderblich werden mußte. Einflußreiche Männer, wie Talleyrand und Fouché verurteilten sie, insbesondere das spanische Abenteuer, ganz unverhohlen. Zwar eine Verschwörung, die auf Napoleons Sturz hinarbeitete, bestand noch nicht, aber es schien ihm für den Augenblick nicht geraten, die Pyrenäen länger zwischen sich und Frankreich zu lassen. Wohl waren es auch die fortgesetzten Rüstungen Österreichs, die den Kaiser herbeiriefen, aber es trat doch hier zutage, in wie hohem Grade Unsicherheit der Zustände in der Heimat, kriegerische Leistungen nach außen zu beeinträchtigen vermögen, in wie engem Zusammenhange äußere und innere Politik stehen.

Vielleicht ist es dem Kaiser nicht unlieb gewesen, die Fortführung des unbequemen Volkskrieges in Spanien anderen zu überlassen. Er hatte ihn erfolgreich eingeleitet, aber keineswegs durchgeführt. Er täuschte daher geflissentlich sich selbst und andere, wenn er seinem Bruder Joseph schrieb:*) „Es scheint mir, daß Ihr Königreich sich

*) Corresp. XVIII. Nr. 14657.

beruhigt. Die Provinzen Leon, Asturien, Neu Castilien verlangen nach Ruhe. Ich hoffe, daß Galicien bald beruhigt sein wird und die Engländer das Land verlassen werden."

Die Engländer verließen allerdings das Land, aber sie kehrten unter Lord Wellington wieder. Die Ruhe der spanischen Provinzen war trügerisch. Sie war erzwungen durch die starke französische Machtentfaltung mit dem gefürchteten Imperator an der Spitze. Jede Verminderung der französischen Streitkräfte ließ die Volkserhebung erneut aufleben. Das Land fesselte dauernd 200 000 Mann, die sich in einem ermüdenden Guerillakriege erschöpften. Die fruchtlosen Anstrengungen, die hier fünf Jahre hindurch von den französischen Truppen gemacht wurden, haben die napoleonische Macht stark erschüttert und nicht wenig zu ihrer endgültigen Zertrümmerung beigetragen. Vorerst aber sollte das Jahr 1809 den Kaiser auf den Stufen der Macht noch höher hinauftragen. Es gelang ihm noch einmal, Österreich niederzuwerfen.

Der Krieg gegen Österreich 1809.

Österreich hatte sich entschlossen, die Gunst der Lage, wie sie sich seit dem Spätherbst 1808 gestaltet hatte, zu benutzen, da Napoleon mit dem größten Teil seiner Streitkraft, darunter die besten Truppen, in Spanien gefesselt war. Es schien geraten, feindseligen Absichten Napoleons, jetzt, wo zu hoffen war, daß er Österreich höchstens gleich starke Kräfte an der Donau entgegenwerfen konnte, zuvorzukommen. Die über ganz Deutschland verbreitete, durch den Druck der Fremdherrschaft hervorgerufene Gärung mußte der Erhebung Österreichs zugute kommen, wenn auch Preußen sich der anfangs erhofften Mitwirkung am Kampfe versagte. Die inneren Verhältnisse der österreichischen Monarchie boten freilich wenig günstige Aussichten für den Krieg. Die Rüstungen waren zu Anfang des Jahres 1809 noch sehr im Rückstande, so daß Erzherzog Karl befürwortete, in der Verteidigung zu bleiben. Da England sich außerstande erklärte bei den hohen Summen, die es für die Kriegführung in Spanien aufzubringen hatte, Subsidienzahlungen zu leisten, so drängte die Finanzlage zu raschem Losschlagen, da die Last der Kriegsvorbereitungen nicht mehr lange zu ertragen war. So entschloß sich denn Kaiser Franz im Februar für den Angriffskrieg.

Durch Österreichs Volk und Heer ging zu jener Zeit ein Zug freudiger Begeisterung. In allen Ländern der Monarchie offenbarten sich großer Opfermut und hohe dynastische Treue. Nicht weniger als

365 000 Mann standen unter den Waffen. Waren es auch zum großen Teil keine vollwertigen Truppen, so hätte doch bei entschlossenem Handeln und einheitlichem Einsatz der Kräfte gleich zu Anfang Großes erreicht werden können. Allzusehr aber ließ sich der Generalissimus, Erzherzog Karl, von dem Bewußtsein leiten, daß dieses Heer das letzte sei, das die Monarchie ins Feld zu stellen vermöge, von den Schwierigkeiten beeinflussen, die mit der Leitung einer zum Teil improvisierten Armee verbunden sind. Darüber wurde der günstige Augenblick versäumt, die aus Norddeutschland nach der Donau herangerückten französischen Divisionen unter Davout und die Bayern in der Trennung zu schlagen, einen Anfangserfolg davonzutragen, der in diesem nationalen Kriege von höchster Bedeutung war. So ist es gekommen, daß der einmütigen Erhebung Österreichs, daß dem heldenmütigen Widerstande der treuen Tiroler ein Erfolg nicht beschieden war.

Die Initiative Napoleons im Felde ist kaum jemals so sehr hervorgetreten als zu Beginn dieses Feldzuges in den Tagen von Regensburg, wo er, nachdem er „mit der Schnelligkeit des Adlers" herbeigeeilt war, eine bedrohliche Lage in kürzester Frist in ihr volles Gegenteil verwandelte. Nach dem schweren Rückschlage von Aspern folgte zwar der Sieg von Wagram, aber das österreichische Heer war nur vom Kampfplatze verdrängt, keineswegs bis zur Vernichtung geschlagen. Der Feldzug hatte die bewährte Tapferkeit der französischen und Rheinbunds-Truppen wieder hell hervortreten lassen, die schlachterprobten Führer hatten mit ihnen auch jetzt noch die höchsten Leistungen erzielt, aber es äußerte sich doch ungünstig, daß die altgedienten Truppen zum größten Teil in Spanien gefesselt waren. Das Sinken des Wertes der Infanterie kam schon in dem Schwinden des Schützengefechts zugunsten einer Kolonnen- und Sturmbocktaktik, die von jetzt an üblich wurde, zum Ausdruck. Das alte Vertrauen zu seinen Truppen scheint seit Aspern beim Kaiser in etwas erschüttert zu sein. Er teilte bei Wagram und auch 1812 jedem Regiment zwei Geschütze zu. Der Gegner dagegen hatte eine bisher nicht gekannte Angriffskraft gezeigt. So mochte es Napoleon bedenklich scheinen, mit dem Tiroler Aufstand im Rücken und bei der neuerdings sich ungünstiger gestaltenden Lage in Spanien, sein eilig zusammengerafftes Heer einer nochmaligen Kraftprobe zu unterziehen, so daß er auf das ihm vom Erzherzog Karl gemachte Anerbieten eines Waffenstillstandes einging.

Er hat dann auch seine anfänglich sehr hoch geschraubten Forderungen bald wesentlich ermäßigt. Die laue Teilnahme Rußlands am Kriege in Polen ließ nicht auf eine kräftige Hilfe Alexanders für den Fall eines Wiederbeginns der Feindseligkeiten hoffen, dazu wurde eine offene Parteinahme Preußens für Österreich mit der Zeit immer wahrscheinlicher. Nicht am wenigsten aber werden die Erfahrungen, die der Kaiser in der letzten Zeit in Frankreich gemacht hatte, ihn gemahnt haben, den Bogen nicht zu straff zu spannen. So zeigt dieser Feldzug überaus deutlich die Bedingtheit alles militärischen Handelns, wie es durch die innerpolitischen Verhältnisse des eigenen Landes, die Zulänglichkeit und Verläßlichkeit der Machtmittel und die Rücksicht auf die politische Gesamtlage gegeben ist. Wenn Napoleon im Wiener Frieden vom Oktober 1809 schließlich noch Großes erreichte, so lag es vor allem an der Furcht, die er Gegnern und erzwungenen Bundesgenossen einflößte. Einem gleichzeitig auf zwei weit getrennten Kriegsschauplätzen fechtenden Frankreich und seinen Bundesgenossen wäre Österreich sonst gewachsen gewesen, nicht einem Frankreich unter Napoleon. Ihn zu stürzen aber war es noch nicht an der Zeit, dazu bedurfte es selbst nach erneuter schwerster Erschütterung seiner Macht, der Anstrengungen des geeinten Europas.

Österreich kostete der Krieg erhebliche Abtretungen an Bayern und an das Großherzogtum Warschau, es sah sich völlig vom Meere abgeschnitten, trotz schwerster finanzieller Bedrängnis zur Zahlung einer Kriegsentschädigung von 85 Millionen Francs und zur Annahme der Kontinentalsperre gezwungen. Die alte, stolze Kaisermacht war in völlige Abhängigkeit von der napoleonischen Politik geraten. Österreich verpflichtete sich, seine Armee auf 150 000 Mann zu beschränken.

Fortgang des Handelskrieges gegen England.

Die nächste Zeit brachte weitere Angliederungen von Gebieten an Frankreich. Sie bedeuteten für dieses keinen eigentlichen Machtzuwachs, da sie ohnehin bereits Napoleon gehorchten, so daß er ihre Einverleibung wohl nicht erstrebt hätte, wenn sie nicht mittelbar mit der Aufrechterhaltung der Kontinentalsperre im Zusammenhange gestanden hätte. Die Weigerung des Königs von Holland, Louis Bonaparte, seinem Bruder in allen Stücken nur ein willfähriger Satrap zu sein, führte 1810 zur Einverleibung von Holland in das französische Kaiserreich. Gleichzeitig wurden die niederdeutschen Gebiete an der Nordseeküste einschließlich der Hansestädte für integrierende Teile des Kaiserreichs erklärt. Französische Zollbeamte hatten sie bereits vordem

besetzt. Hamburgs Gefügigkeit war seit dem Jahre 1806 durch eine französische Besatzung sichergestellt. Die Denkungsart des Kaisers erhellt klar aus einem Schreiben vom 23. August 1810,*) in dem es heißt: „Mein Grundsatz ist: Frankreich vor Allem. Wenn der englische Handel zur See triumphiert, so geschieht es, weil die Engländer zur See mächtiger sind. Hieraus ergibt sich, daß Frankreich, weil es zu Lande am stärksten ist, dort seinen Handel triumphieren läßt, sonst ist alles verloren." Sein ganzes Bestreben ging nicht etwa dahin, die Staaten des europäischen Festlandes zu einem gemeinsamen Wirtschaftsgebiet gegen England zusammenzufügen. Ihm war es nur darum zu tun, die französische Industrie zu heben, ihr jeden Wettbewerb sowohl durch die englische als auch durch die festländische, fernzuhalten. Die übrigen Festlandsstaaten aber sollten nur willige Abnehmer französischer Erzeugnisse bilden. Er übersah dabei, daß dieses System in kürzester Frist zur Aussaugung des nichtfranzösischen Festlandes führen, und daß dessen verminderte Kaufkraft wiederum die französische Ausfuhr herabsetzen mußte. „Wie das Ziel des Kaisers, die Vergewaltigung des Wirtschaftslebens fremder Staaten zum Nutzen seines Reiches, ein überspanntes Ziel war, waren auch seine Mittel zum Ziele überspannt oder Gewaltmittel, die auf die Dauer nicht wirksam sein konnten. Die Kontinentalsperre war nicht durchzuführen, weil der Schmuggel nicht zu unterdrücken war. Daß sie nicht so weit wie möglich durchgeführt wurde, verhinderte der Kaiser selbst; denn er hielt seine Kampfgenossen für den Kampf nicht schadlos, sondern unterdrückte ihre wirtschaftliche Entwicklung durch die französische, sogenannte interne Handelssperre, so daß sie die Kontinentalsperre zu umgehen trachteten . . . Die Handelspolitik des Kaisers war überhaupt töricht. Mit Recht nennt Mollien die Kontinentalsperre: „la plus désastreuse et la plus fausse des inventions fiscales". Sie stellt in Wahrheit das wahnwitzige Unterfangen dar, die weltwirtschaftliche Entwicklung aufzuhalten, eine Nationalwirtschaft, durch Ausschließung des Wettbewerbs und durch Aussaugung fremder Völker über die Gesamtheit der fremden Völker triumphieren zu lassen."**)

Napoleon nahm im Jahre 1810 den Handelskrieg gegen England mit erneuter Kraft auf, weil er glaubte, daß die Briten nicht mehr lange die Kontinentalsperre würden ertragen können. Allerdings

*) Corresp. XXI. Nr. 16824.

**) Klein-Hattingen, a. a. O. II.

war England schwer geschädigt. Seine Finanzen hatten durch die vielfachen Zahlungen von Hilfsgeldern und durch die Expeditionen nach Spanien gelitten, die dreiprozentigen Konsols sanken Ende 1810 auf 65. Das Pfund Sterling galt auf dem Festlande statt 25 nur noch 17 Francs. Die Lebensmittel stiegen im Preise bei fallenden Löhnen, ganze Industriezweige lagen brach. Not und Elend herrschten in Fabrikgegenden; von 1809 bis 1815 sind die Verbrechen um 91 vom Hundert gestiegen. Bankerotterklärungen waren an der Tagesordnung. Das Parlament sah sich veranlaßt, Fabrikanten, die mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, Beihilfen zu gewähren. Überall lagerten große Warenstapel, für die kein Absatz vorhanden war. Die Hoffnung, daß England in diesem wirtschaftlichen Kampfe schließlich doch unterliegen würde, war sonach zeitweilig nicht unbegründet. Einen Ersatz für erlittene Verluste bot allerdings die große Erweiterung des englischen Kolonialbesitzes, die der Vorherrschaft zur See zu danken war. So kam es, daß inmitten des Krieges, und gerade durch ihn, die Ausfuhr, nachdem sie in den Jahren 1800 bis 1805 um 40 Millionen Pfund Sterling geschwankt hatte, im Jahre 1810 auf 48 Millionen stieg und im Jahre 1815 sogar 51 Millionen betrug. Sie ist nach dem Frieden im Jahre 1816 sofort auf 41 und im Jahre 1819 sogar auf 35 Millionen Pfund gesunken, weil jetzt die Briten nicht mehr die alleinigen Inhaber von Handel und Schiffahrt waren.*)

Die Zähigkeit, mit der England alle Phasen dieses Krieges durchgehalten hat, verdient Beachtung. Nur ein Land, dessen herrschende Klasse den Blick fest auf ein großes Ziel gerichtet hält und ihn sich nicht durch die vorübergehenden Schädigungen einzelner, ja selbst ganzer Erwerbszweige trüben läßt, ist zu solchem fähig. Verluste, mögen sie die beteiligten Kreise noch so hart treffen, müssen in derartigen Fällen übersehen werden, das wußte man in England vermöge des dort entwickelten kaufmännischen Geistes. Sie wurden wie Geschäftsverluste, hervorgerufen durch eine ungünstige Konjunktur, betrachtet. Diese Denkweise in einem Lande, das damals bereits eine stark entwickelte Industrie besaß, mag uns vorbildlich für die Zukunft sein, jetzt wo die Industrialisierung des Festlandes rasch fortschreitet. Die Kriegspolitik der Zukunft wird Klagen des Handels

*) Alexander v. Peez, a. a. O.

und der Industrie ihr Ohr verschließen müssen, oder sie hört auf, große, nationale Politik zu sein.

Muß das Ausharren Englands im Kampfe gegen Napoleon rühmend anerkannt werden, so schießt doch Mahan über das Ziel, wenn er*) wiederholt für die britische Flotte in Anspruch nimmt, daß sie im Grunde das meiste zum Sturze Napoleons beigetragen habe, indem sie ihn von der stärksten aller Quellen zur Erneuerung der Lebenskraft abgeschnitten habe, von der See. Hierbei übersieht der berühmte Marineschriftsteller, daß zu jener Zeit die Festlandsstaaten fast durchweg, auch Frankreich noch, weit überwiegend Agrarstaaten und sonach weit mehr als jetzt imstande waren, längere Zeit sich selbst zu genügen. Mit Recht ist gesagt worden,**) daß solche Äußerungen „nur dazu angetan seien, das geschichtliche Urteil zu trüben. Es ist wahr, Napoleon hat den Briten nichts sonderlich anhaben können, diese aber ihm noch weniger. Denn was hat Napoleon gestürzt, wenn nicht der Landaufstand in Spanien, wenn nicht die Landniederlagen in Rußland, wenn nicht die festländische Erhebung der Deutschen?" In der Tat, so sehr auch die materiellen Faktoren auf die Kriegführung einwirken, soll man sie doch nicht überschätzen. Man käme sonst zu dem Urteil, Napoleon sei wesentlich durch das Geld Englands gestürzt. Dieses hat gewiß reichlich mitgewirkt, aber anderseits „fielen in den Franzosenkriegen von 1792 bis 1815 nur 19 800 Engländer und von diesen waren gewiß die Hälfte geworbene Deutsche und vom Rest eine weitere Hälfte Irländer. Es wird auch oft übersehen, um wie viel unblutiger die oft in so großartigen Farben dargestellten Seeschlachten verlaufen. So betrug der englische Verlust bei Trafalgar 449 Mann! Während Österreich im Jahre 1809 und Preußen im Jahre 1813 die Blüte der Jugend auf den Schlachtfeldern ließen, hielt England seine Söhne zurück, um mit ihnen überseeische Gebiete zu erobern und zu bevölkern oder sie im Inlande in die gerade damals emporkeimende neue maschinelle Industrie einzustellen."***)

Kein Verständiger wird England darum tadeln, daß es die Gunst der Weltlage für sich ausnutzte, aber die große Befreierrolle, die es sich so gerne zumißt, hat es nicht gespielt. Dieser Krieg ist ihm, ebenso wie

*) A. a. O. II.
**) Albrecht Wirth, a. a. O.
***) Alexander v. Peez, a. a. O.

alle früheren und späteren, die es geführt hat, nicht entfernt so zum Bewußtsein gekommen, wie es bei einem Festlandsstaat der Fall ist. Es hat ihn führen lassen durch einen Bruchteil seines Volkes in Gestalt seiner geworbenen Armee und Marine sowie durch seine Bundesgenossen.

Die englische Seemacht hat im Grunde weit weniger die Hilfsquellen Napoleons versiegen lassen, als die von ihm selbst begangenen Fehler in seinem Handelssystem, wie sie oben erwähnt wurden.*) Dafür ist Beweis, daß er selbst sich genötigt gesehen hat, eine Reihe seiner Maßnahmen wieder rückgängig zu machen oder doch ihre Wirkung teilweise aufzuhalten. So wurde ein 1810 erlassenes Dekret gegen den Handel der Neutralen, das sich besonders gegen die amerikanischen Reeder richtete, die englische Waren mit falschen Ursprungszeugnissen nach Holland, Deutschland und Rußland einführten, bald darauf zum Teil wieder aufgehoben. Eine Reihe von Lizenzen, die käuflich erworben werden konnten und für den französischen Staat sehr einträglich waren, umging die Kontinentalsperre. Damit sollte hauptsächlich den französischen Landwirten aufgeholfen werden. Eine Vermehrung ihrer Kaufkraft mußte wiederum der einheimischen Industrie zugute kommen. Um die den Amerikanern gemachten Zugeständnisse abzuschwächen, wurden im Herbst 1810 verschärfte Dekrete erlassen. Alle Kolonialwaren sollten hiernach als englischen Ursprungs betrachtet werden, unerschwingliche Zölle sie fernhalten. Nur durch Deklaration ihrer Warenlager vermochten die Kaufleute der Beschlagnahme vorzubeugen. Es war eine rein fiskalische Maßnahme drückendster Art zugunsten der französischen Staatskasse, die aus den Beschlagnahmen erheblichen Vorteil zog. Die öffentliche Verbrennung englischer Waren sollte abschreckend wirken.

Durchgedrungen ist der Kaiser auch mit diesen Maßnahmen nicht. Eine preußische Denkschrift vom Jahre 1811**) führt aus: „Englands Existenz kann nur zur See bekämpft und durch Flotten gefährdet werden, und wenn Napoleon diese nicht zu schaffen und zu führen vermag, so sind alle seine Kriege auf dem Kontinent nur Fechterstreiche.

*) S. 155.

**) Geh. Staats-Archiv Berlin. Im Auszuge mitgeteilt von Robert Hoeniger in „Die Kontinentalsperre in ihrer geschichtlichen Bedeutung". Zwei Vorträge, gehalten im Nov. 1906 im Institut für Meereskunde. Berlin 1907. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Die Engländer durch Sperren vom Kontinent auszuschließen, ohne Flotten zu haben, ist so unmöglich, als den Vögeln zu verbieten, bei uns Nester zu bauen." Der Schmuggelhandel mit englischen Waren ist tatsächlich durch die napoleonischen Dekrete immer nur gestört und zum Aufsuchen anderer Wege veranlaßt, nicht unterdrückt worden. In Preußen wußte die Regierung mit Hilfe geriebener Handelskommissare die Härten der Kontinentalsperre sehr geschickt zu mildern, während sie öffentlich, um den Verdacht abzulenken, strengste Untersuchung anbefahl. Sie nahm zuletzt den Handel mit Kolonialwaren selbst in die Hand. Wenige, unbedingt zuverlässige Kaufleute gaben Bestellungen in großen Posten unmittelbar nach England auf. Die Schiffe wurden dann durch die Zollwachschiffe in Gestalt von Prisen in die preußischen Häfen geschleppt. Aus den Scheinkonfiskationen sind vom August 1810 bis zum März 1813 der preußischen Staatskasse über 11 Millionen Taler zugeflossen. Hoeniger*) beziffert den Gesamtgewinn, den der preußische Staat aus dem Kontinentalsystem zog auf 18 Millionen Taler. In einem abschließenden Bericht des Abteilungschefs im Finanzministerium v. Heydebreck, dem die Leitung dieser geheimnisvollen Operationen anvertraut war, heißt es: „Die Beträchtlichkeit dieser größtenteils vom Auslande gesteuerten Einnahmen, noch mehr aber die Zeitperiode, in welcher sie der erschöpften Staatskasse zuflossen, waren für die Herstellung der preußischen Armee und selbst für die kräftige Führung des Befreiungskrieges von nicht unerheblichem Einfluß." Hoeniger bemerkt hierzu treffend: „Das ist eine Spezialwirkung der Kontinentalsperre, die Napoleon nicht vorausgesehen hat."

Der Kaiser hat sich inmitten des großen wirtschaftlichen Kampfes niemals der Einsicht verschlossen, daß dieser allein nicht zum Ziele führen würde, daß es hierzu gleichzeitig einer Wiederaufnahme des Kampfes zur See bedürfe. Der enge Zusammenhang zwischen Wirtschafts- und Kriegspolitik, der sich hier offenbart, macht eine nähere Betrachtung der Kontinentalsperre lehrreich, zumal für unsere Zeit, in der wirtschaftliche Spannungen schon mehrfach eine Kriegsgefahr gebildet haben. Nach Trafalgar hat Napoleon ungeachtet der Inanspruchnahme durch die Kontinentalkriege die Herstellung seiner Flotte dauernd im Auge behalten. Der Schiffsbau wurde in den Häfen

*) A. a. O.

seines weiten Machtgebietes dauernd gefördert. Cherbourg und Antwerpen sind in großem Maßstabe ausgebaut worden. Bereits vor dem russischen Feldzuge trug er sich mit dem Gedanken von Expeditionen nach Ägypten und Irland. Er rechnete im August 1812 über 104 Linienschiffe verfügen zu können und ordnete die Bereithaltung von Transportflotten in der Schelde, in Havre und im Mittelmeer an. Es kam ihm darauf an, England gleichzeitig an mehreren empfindlichen Stellen zu treffen. Im November 1811 hatte er diese Pläne mit Rücksicht auf den sich verschärfenden Gegensatz zu Rußland vorläufig zurückgestellt. Er äußerte:*) „In fünf Jahren werde ich Herr der Welt sein; nur Rußland bleibt übrig, aber ich werde es zermalmen . . . . Ich baue 15 Schiffe jährlich; nicht eines werde ich auslaufen lassen, bis daß ich ihrer 150 habe; ich werde dann auf dem Meere der Herr sein wie auf dem Lande; und dann wird wohl der Handel durch meine Hand gehen müssen".

Diese Weltherrschaftsgelüste kehrte er nicht immer in gleichem Maße hervor. So sagte er zu einer Abordnung der Pariser Handelskammer im März 1811: „Ich betrachte die Flagge einer Nation als etwas, das einen wesentlichen Teil von ihr ausmacht. Sie muß ihre Flagge allenthalben wehen lassen, sonst kann sie nicht für eine freie Nation gehalten werden. Ein Volk, das seiner Flagge nicht Achtung verschafft, kann in meinen Augen nicht mehr als selbständige Nation gelten".**) In diesen trefflichen Worten hat er unbewußt sein eigenes System verurteilt, denn was er im Kampf gegen England erstrebte, ging weit über das hinaus, was die Achtung der Flagge gebot. Die Schuld daran lag allerdings nur zum Teil an ihm, denn er hatte den Handelskrieg vorgefunden, in dem er dann freilich Schritt für Schritt auf der verhängnisvollen Bahn weitergegangen ist. Englands Übergewicht zur See wurde gewiß damals drückend empfunden, nicht allein in Frankreich, aber doch nur deshalb, weil die als Mitbewerber auf den Weltmarkt in Betracht kommenden Nationen es nicht verstanden hatten, sich in diesem Wettbewerbe zu behaupten, und weder als friedliche Nachbarn noch als Gegner Englands ihrer Flagge Achtung zu verschaffen. Für eine Natur wie Napoleon gab es allerdings keinen anderen Weg, als

*) Angeführt nach Klein-Hattingen, a. a. O. II.

**) Angeführt bei Hoeniger, a. a. O.

den er einschlug, der zur Weltherrschaft führte, sonst aber wäre ein nach den Stürmen der Revolution innerlich erstarkendes und zur See achtbares Frankreich im Bunde mit Spanien wohl imstande gewesen, einen ehrenvollen Platz auf dem Weltmarkt England gegenüber zu behaupten, ohne daß darum ein ganzer Weltteil mit Blut getränkt zu werden brauchte.

3. Die Befreiungskriege.

Der Krieg von 1812.

Bevor er den erhofften großen Schlag gegen England führen konnte, hatte Napoleon auf dem Festlande eine letzte Etappe zu überwinden: die Unterwerfung Rußlands. Diese zu erreichen, sollte ihm nicht vergönnt sein. Es war ihm nicht gelungen, Alexander dauernd an seiner Seite festzuhalten. Das Doppelspiel Napoleons im Orient hatte den Zaren völlig enttäuscht. Die Vergewaltigung des ihm verwandten Hauses Oldenburg bei Gelegenheit der Einverleibung der deutschen Nordseeküste in das französische Kaiserreich,*) die Gefahr einer Wiederaufrichtung Polens durch Napoleon kamen hinzu. Es trat immer mehr hervor, daß für die Wahrung der Unabhängigkeit Rußlands die Erhaltung Englands die beste Gewähr biete. Die wirtschaftlichen Interessen Rußlands, das weder die englische Einfuhr, noch die eigene Ausfuhr nach England auf die Dauer zu entbehren vermochte, forderten die Abkehr von der Kontinentalsperre. Ende 1810 lag das wirtschaftspolitische Zerwürfnis zwischen Rußland und Frankreich vor aller Augen, Rußland bereitete sich auf den Krieg gegen Napoleon vor. Dieser versuchte zunächst noch, den offenen Bruch zu vermeiden, denn er war sich der Schwierigkeiten eines Angriffskrieges gegen Rußland wohl bewußt. Als im Sommer 1811 der Krieg unvermeidlich wurde, wenn er nicht auf die Durchführung seines ganzen Systems verzichten und dieses damit ausdrücklich als verfehlt bezeichnen wollte, suchte Napoleon die Dinge noch ein Jahr hinzuhalten, um Zeit für seine Vorbereitungen zu gewinnen. Auch sein Gegner trachtete, sich für den Kampf zu stärken. Im Frühjahr 1812 trat an die Stelle eines feindlichen Verhältnisses Rußlands gegen Schweden ein Bündnis. Ein Friede mit der Türkei, der die Donau-Fürstentümer zurückgegeben wurden, machte die dort verwen-

*) S. 154.

deten russischen Truppen frei. Ein Bündnisvertrag mit England, das Rußland die Zahlung von Hilfsgeldern sicherte, folgte.

Die Vorbereitungen Napoleons für den russischen Krieg sind überaus planvoll betrieben. Für damalige Verkehrsverhältnisse bildet der Aufmarsch einer Armee von fast einer halben Million Streiter — nahezu das vierfache von dem, was Alexander zunächst entgegenzustellen vermochte — eine großartige Leistung. Äußerlich sprach sich in dieser Masse die gewaltige Macht des Weltbezwingers aus. Außer den halbsouveränen Rheinbundskontingenten waren auch Österreich und Preußen gezwungen, ihm Heeresfolge zu leisten. Zur Durchführung seiner Politik schien der Kaiser hinreichende Mittel bereitgestellt zu haben. Auch der Kriegsplan und das Handeln Napoleons entsprachen durchaus der Lage. Nur überkluge Kritiker, die niemals einem Feldherrn wahrhaft nachzuempfinden vermögen, haben das verkannt. Wenn das Unternehmen dennoch gänzlich scheiterte, so lag es daran, daß alle Erwartungen trogen. Es gelang nicht, die russischen Armeen in verhältnismäßiger Nähe von der Grenze zu schlagen, das napoleonische Heer aber fand einen neuen Gegner in den gewaltigen Räumen des dürftigen Kriegsschauplatzes. Kaiser Alexander blieb fest, sein Volk überließ dem Feinde nur eine Wüste und eine von den Flammen verzehrte Hauptstadt. Der Untergang der zusammengeschmolzenen Armee, die bis zu ihr gelangte, war damit besiegelt. Sie schmolz auf dem Rückzug unter der Einwirkung der Kälte, des Hungers und der unausgesetzt drohenden seitlichen Verfolgung der Russen völlig dahin.

Diese äußerlich so glänzende, gewaltige Kriegsmacht, die 1812 in Rußland einrückte, trug indessen die Keime ihres Unterganges bereits vorher in sich, ja, sie waren schon zur Zeit, als die napoleonische Armee noch für unüberwindlich galt, vorhanden. Der große Heeresfürst hatte sich niemals der Mühe unterzogen, seine Truppen zu schulen, ihre Kriegszucht zu festigen. Schon die Rastlosigkeit, mit der er von einem Kriege in den andern trieb, hat ihn daran gehindert. Die unsinnige Politik, die er befolgte, hat zerstörend auf sein Heer gewirkt. Die Armeen wurden immer mehr zur Improvisationen. In einer so zahlreichen Armee, wie sie Napoleon 1812 befehligte, die noch dazu aus den verschiedenartigsten Kontingenten bestand, die sich gegenseitig nicht verstanden, und einander mißgünstig gesinnt waren, mußte sich jedes Nachlassen der Kriegszucht, wie es

von jeher bei den Franzosen leicht einriß, in verderblichster Weise steigern. Hatten in der national-französischen Armee bisher Vaterlandsliebe, soldatischer Geist und Kriegserfahrung der Führer manche Mängel ausgeglichen, so überwogen jetzt die Fremden, aber auch von den sogenannten Franzosen gehörte ein Viertel den neuerdings erworbenen Landesteilen an. Bei ihnen konnte sonach von französischem Patriotismus keine Rede sein. Der zehnte Teil der Franzosen bestand noch dazu aus Refraktären, d. i. Leuten, die sich der Konskription entzogen hatten und mit Gewalt wieder eingebracht waren, sonach nur widerwillig der Fahne folgten. Bereits bei den Versammlungsmärschen in Polen und dem unglücklichen Ostpreußen ging es übel zu. Da die Verwaltung trotz der von Napoleon getroffenen umfangreichen Verpflegungsvorkehrungen versagte, nahm jeder, wo er konnte. Einsichtige Offiziere sahen das schlimmste voraus. Ihre Ahnungen sollten nicht trügen.

Der Frühjahrsfeldzug 1813.

Als um die Jahreswende 1812/13 die nahezu wehrlosen Trümmer der Großen Armee über die russische Grenze zurückfluteten, galt der Feldzug in den Augen der überwiegenden Mehrzahl der Russen als abgeschlossen. Es erscheint das begreiflich, wenn man erwägt, welche Leistungen die russische Armee bereits hinter sich hatte. Clausewitz sagt darüber:*) „In den Monaten November und Dezember nach einem sehr angestrengten Feldzuge zwischen Schnee und Eis in Rußland, entweder auf wenig gebahnten Nebenwegen oder in der ganz verwüsteten Hauptstraße, bei einer sehr großen Schwierigkeit der Verpflegung, dem flüchtigen Feinde 120 Meilen weit innerhalb fünfzig Tagen folgen, ist vielleicht beispiellos; und um das ganze dieser großen Anstrengung mit einem Worte auszudrücken, dürfen wir nur sagen, daß die russische Hauptarmee 110 000 Mann stark von Tarutino abmarschiert und 40 000 Mann stark bei Wilna angekommen ist. Das übrige war tot, krank, verwundet oder erschöpft zurückgeblieben. Die Anstrengung macht dem Fürsten Kutusow große Ehre.“ Kaiser Alexander war trotzdem nicht gewillt, sich an der Befreiung des russischen Bodens vom Feinde genügen zu lassen. Hielt er seine Armee an der Grenze an, so ließ er Napoleon wieder zu Kräften kommen. Selbst ein Friede mit ihm, bei dem er Rußland benachbart blieb, hätte für dieses eine stete Gefahr gebildet und wäre

*) Bd. VII. Feldzug von 1812.

niemals von Dauer gewesen. Die schwere Erschütterung der napoleonischen Macht, durch den Untergang der Armee, forderte zu weiteren Schritten heraus. Es war nicht nur der Wunsch Alexanders, Polen zum Teil wiederherzustellen und die Rolle eines Befreiers Europas zu spielen, der ihn vorwärts trieb, er folgte darin vor allem dem Gebote kluger Politik. Überall in Deutschland fühlte man, daß der große, geschichtliche Augenblick, die Fremdherrschaft abzuschütteln, gekommen war. Wenn aber der Zar nicht Anstand nahm, seinen Truppen weitere Opfer abzufordern, so war bei deren augenblicklicher Schwäche eine kräftige Mitwirkung Preußens erste Bedingung.

Hierin zeigt sich die weltgeschichtliche Bedeutung von Yorcks Tat. Hätte er sich nicht von den Franzosen getrennt, dann wäre es Murat möglich gewesen, sich in Ostpreußen gegen die schwachen Vortruppen der Russen, deren Hauptkräfte noch bei Wilna zurück waren, zu behaupten. Statt an der Elbe wäre der französische Rückzug schon an der Weichsel zum Stehen gekommen. Es ist wahrscheinlich, daß sich noch mehr hätte erreichen lassen, wenn sich König Friedrich Wilhelm entschlossen hätte, sofort die Folgerung aus der Konvention von Tauroggen zu ziehen, sich offen an Rußland anzuschließen, statt den Januar hindurch zum Schein noch das französische Bündnis aufrechtzuerhalten. Wenn Yorcks Korps und die im Lande befindlichen Truppen sich, unbekümmert um die von den Franzosen noch besetzten Festungen, ohne weiteres in Marsch setzten, dann konnten sie, verstärkt durch Ersatzmannschaften und im Verein mit der vordersten Marschstaffel der Russen unter Wittgenstein, ganz Norddeutschland mit sich fortreißen, den Rheinbund sprengen und Napoleon hätte ein neues Heer erst hinter dem Rhein aufstellen können. Die Stimmung der preußischen Generale war durchaus für solches kühne Verfahren. Yorck schreibt am 13. Januar aus Königsberg: „Unser Gegner gewinnt bei unserm Zögern nur Zeit, wir verlieren sie, jeder Moment ist ein unersetzlicher Verlust. . . . Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen frei machen." Yorck und Bülow rückten aus eigener Initiative Wittgenstein an die Oder nach, Borstell setzte sich von Kolberg nach der Mark in Bewegung. Er meldete dem König: „Ich werde nichts Weiteres unternehmen, bis Eurer Majestät Befehle mir zugegangen sein werden, bitte aber Eure Majestät fußfällig: lassen Sie uns los." „Man fühlte überall, daß es hier

eine höhere Treue zu bewähren gelte, als die des bloßen Gehorsams."*)

Die Unklarheit über die Stellung Preußens hat den Vormarsch der Russen anfänglich erheblich verzögert. Von Breslau aus, wohin sich der König am 23. Januar begab, sind dann die Unterhandlungen mit Rußland lebhafter fortgesetzt worden, und haben am 28. Februar zum Abschluß des Bündnisses von Kalisch geführt. Preußen verzichtete darin auf den Wiedererwerb des größten Teils seiner früheren polnischen Besitzungen, wofür sich Kaiser Alexander zur Herstellung Preußens in einem Machtumfange, wie es ihn vor dem Jahre 1806 besessen hatte, anheischig machte. Rußland verpflichtete sich 150 000, Preußen 80 000 Mann ins Feld zu stellen. Tatsächlich ist dieses mit etwa 55 000 Mann Feldtruppen, Rußland mit etwa 70 000 Mann in den Frühjahrsfeldzug eingetreten. Österreich war der Beitritt zum Bündnis offen gelassen worden. Es bestrebte sich aber, zunächst die Gunst der Lage als bloßer Zuschauer auszunutzen, da es von beiden kriegführenden Parteien umworben wurde. Dem Namen nach führte es den Krieg gegen Rußland an Frankreichs Seite mit dem vertragsmäßigen Hilfskorps, unter Schwarzenberg fort. Dieses hatte sich indessen hinter die Pilica zurückgezogen und enthielt sich jeder Feindseligkeit gegen die Russen. Zur Koalition Preußens und Rußlands gehörten ferner, vermöge ihrer Verträge mit Rußland, England und Schweden.

Als die Verbündeten im März 1813 von Berlin und Breslau gegen die Elblinie vorgingen, hatte Napoleon bereits eine neue, ihnen überlegene Armee aufzustellen verstanden. Mit 135 000 Mann rückte er vom Main her zu beiden Seiten des Thüringer Waldes vor, um sich mit 50 000 Mann, die hinter der unteren Saale, unter dem Vizekönig von Italien standen, zu vereinigen. Am 2. Mai schlug er die um die Hälfte schwächere Armee der Verbündeten bei Gr. Görschen und am 20. und 21. Mai bei Bautzen. Die neu gebildete französische Armee hatte unter den Augen des Kaisers, vermöge ihrer Überzahl auch gegen Kerntruppen, wie sie ihr hier gegenübertraten, zu siegen verstanden, aber den Sieg durch eine wirksame Verfolgung zu krönen, sich nicht befähigt gezeigt. Napoleon selbst hat geäußert: „Mit einer jungen Armee kann man wohl eine starke Stellung nehmen, aber

*) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck v. Wartenburg, II.

nicht einen Feldzugsplan bis zu Ende durchführen".*) Das Gefühl der Unzulänglichkeit seiner neugebildeten Truppen für Offensivoperationen, mag dazu beigetragen haben, daß er noch vor der Bautzener Schlacht eine unmittelbare Verständigung mit Alexander zum Schaden Preußens suchte, die jedoch vom Zaren zurückgewiesen wurde.

Der Waffenstillstand.

So kam denn unter der bewaffneten Vermittlung Österreichs am 4. Juni ein sechswöchiger Waffenstillstand zustande, der später bis zum 10. August mit sechstägiger Kündigungsfrist verlängert wurde. Die Verbündeten gingen ihn ein, weil sich voraussehen ließ, daß Napoleon auch die mäßigsten Forderungen Österreichs, der befreundeten Macht, zurückweisen würde, somit deren Beitritt zur Koalition gesichert schien. Die russische Armee bedurfte dringend der Ruhe, um ihre überaus geschwächten Kaders aus den weit entfernten heimatlichen Hilfsquellen ergänzen zu können. Nur durch die Aussicht auf einen Waffenstillstand war es überhaupt möglich, die russische Armee im südlichen Schlesien, wohin sich die Verbündeten von Bautzen gewandt hatten, an der Seite der Preußen festzuhalten und ihren Abzug nach Polen, um dort ihre Ergänzung zu bewirken, zu verhindern. Preußen konnte nur mit Hilfe des Waffenstillstandes dazu gelangen, seine im Werden begriffene umfangreiche Nationalbewaffnung zu vollenden.

Auch Napoleon mußte der Waffenstillstand willkommen sein. Durch ihn wurde verhindert, daß sich Österreich sogleich zu den Verbündeten schlug, und die Möglichkeit gewonnen, die französischen Streitkräfte in Deutschland zu verdoppeln, die neu geschaffenen Verbände zu festigen, vor allem die unzulängliche Kavallerie zu ergänzen und, soweit möglich, verwendungsfähig zu machen. Nach seinem Eintreffen von Rußland in Paris war der Kaiser sofort an die Aufstellung einer neuen Armee gegangen. Das Rekrutenkontingent von 1813 in Höhe von 140 000 Mann war bereits im Dezember 1812 in die Depotbataillone eingestellt worden. Hierzu ließ er sich bis zum April im ganzen noch weitere 455 000 Mann bewilligen, davon 150 000 vorgreifend auf die Jahresklasse von 1814, die übrigen zum größten Teil auf frühere Jahrgänge zurückgreifend. Von der spanischen Armee wurden etwa 40 000 Mann entnommen. Sie bildeten im Verein mit wenigen noch im Lande vorhandenen altgedienten

*) Maximes de guerre et pensées de Napoléon I.

Stämmen, wertvolle Kaders für die Neubildungen. Von Vorteil war es, daß außerdem etwa 80 000 Mann der Nationalgarde bereits vor Beginn des Krieges in 88 sogenannten Kohorten zu Besatzungszwecken zusammengezogen worden waren und bereits einige Schulung besaßen. Sie wurden jetzt ohne weiteres als Linien-Infanterie der Armee einverleibt. Eindringlich wurde den Fürsten des Rheinbundes die Wiederergänzung ihrer Kontingente auf den Stand von vor dem Kriege zur Pflicht gemacht. Sie kamen ihr mit wenigen Ausnahmen trotz des Widerstrebens ihrer Untertanen nach.

Nicht minder diktatorisch wie hinsichtlich der Heeresergänzung verfuhr Napoleon hinsichtlich der Bereitstellung der finanziellen Mittel für die Fortsetzung des Krieges. Die Schwierigkeit wurde durch ein vorhandenes Defizit von 232 Millionen Francs im Staatshaushalt noch vermehrt. Da der Kaiser nicht durch Steuererhöhungen Mißstimmung verbreiten wollte, griff er zu dem Mittel, einigen tausend Gemeinden ihre verpachteten Ländereien im Werte von 370 Millionen abzunehmen, wofür ihnen nur der augenblicklich sehr niedrige Pachtzins von 9 Millionen gewährt wurde. Klein-Hattingen sagt hierüber:*) „Das geschah durch Einschreibung von 140 Millionen in das große Buch der Staatsschuld. Danach blieben dem Staate aus dem Verkaufe der Gemeindegüter 230 Millionen, also gerade so viel, als wie zur Deckung des Fehlbetrages von 1812 bis 1813 erforderlich war. Der Verkauf der Güter lag der Amortisationskasse ob, und sie gab für die Zeit bis zum Verkauf fünfprozentige Anweisungen aus, wodurch der Staat ein gern genommenes Zahlungsmittel bekam, also seinen Kredit, der nach der Niederlage dahingeschwunden war, wiederherstellte. Übrigens kaufte Napoleon aus seinem 160 Millionen betragenden Tuilerienschatz für 71 Millionen Anweisungen, um ihre Geltung zu erhöhen. Die Schattenseite dieser Finanzoperation, der Mollien, der Schatzminister, vergeblich widerstrebt hatte, war: sie schädigte die Gemeinden schwer für immer, denn sie nahm ihnen ihr Eigentum und legte gleichzeitig ihre Einkünfte auf eine geringe Summe fest.“ Schwerlich wird sich Napoleon verhehlt haben, daß es eine ungesunde, kurzsichtige Finanzpolitik war, die er da trieb, aber es war ihm nur darum zu tun, über die augenblickliche Schwierigkeit hinwegzukommen und die Mittel für die Fortführung des Krieges

*) A. a. O. II.

zu gewinnen. Im Herbstfeldzuge hat er denn auch 400 000 Mann Feldtruppen den Verbündeten an der Elbe entgegengestellt.

Solchen organisatorischen Leistungen gegenüber hatten die Kräfte Preußens und Rußlands im Frühjahrsfeldzuge 1813 nicht genügt. Bei Eintritt des Waffenstillstandes wurde die Ergänzung der russischen Armee eifrig betrieben. Die Infanterieregimenter hatten nach der Schlacht bei Bautzen meist nur je ein Bataillon von 150 bis 200 Mann gebildet. Die der Armee während des Waffenstillstandes zufließenden 70 000 Ersatzmannschaften genügten daher nicht, die Lücken zu schließen. Immer noch konnten viele Regimenter nicht mehr wie ein Bataillon zu 500 bis 600 Köpfen aufstellen. Die Kavallerieregimenter zählten vielfach statt 6 nur 2 bis 4 Eskadrons von selten mehr als 120 Pferden. Die Armee besaß allerdings in ihrer zahlreichen und vortrefflichen Artillerie einigen Ausgleich für die Schwäche ihrer Kaders. Die Lücken der russischen Armee erklären sich zur Genüge durch die Verhältnisse. Es trat immerhin mit 184 000 Mann Feldtruppen und 112 000 Mann Reserve- und Belagerungstruppen in den Herbstfeldzug 1813 ein. Daher ist es unberechtigt, wenn deutsche Schriftsteller die Leistungen Rußlands in diesem Kriege nicht hoch anschlagen. Wenn einerseits die Äußerungen preußischer Patrioten jener Zeit diese Meinung haben entstehen lassen, so sei anderseits auf das erwähnte Urteil von Clausewitz*) hingewiesen; vor allem aber muß berücksichtigt werden, daß Rußland den Feind nicht mehr im Lande hatte, während es für Preußen erst galt, die Fremdherrschaft zu beseitigen.

Freilich, wenn von russischer Seite behauptet worden ist, Preußen-Deutschland danke seine Befreiung in erster Linie Rußland, so ist das eine völlige Verkennung der Tatsachen. Es erhellt das schon daraus, daß bei Ablauf des Waffenstillstandes die Zahl aller im Felde stehenden preußischen Truppen 192 434 Mann erreichte, und daß mit Einschluß der Besatzungs- und Ersatztruppen 271 000 Mann unter den Waffen standen. Die ausschlaggebende Bedeutung Preußens im Befreiungskriege ist denn auch auf feindlicher Seite gebührend gewürdigt worden. Zwar Napoleon blieb in einer verhängnisvollen Selbsttäuschung über die Tragweite der preußischen Erhebung befangen, aber seine Umgebung verschloß sich der Wahrheit nicht. Nach der Schlacht bei Dennewitz schrieb

*) S. 163.

der französische Minister des Auswärtigen, Maret, Herzog von Bassano, dem Kriegsminister: „Die russische Armee ist nicht unser gefährlichster Feind, sie hat große Verluste erlitten und sie nicht voll ergänzt. Abgesehen von ihrer zahlreichen Kavallerie spielt sie nur eine untergeordnete Rolle in dem großen Kampfe. Preußen aber hat große Anstrengungen gemacht, eine hochgradige, nationale Erregung unterstützt den von seinem Monarchen gefaßten Entschluß. Seine Armeen sind zahlreich, seine Generale, Offiziere und Mannschaften sind von hoher Begeisterung erfüllt."

Nicht anders urteilten die Bundesgenossen. Eine Denkschrift Radetzkys, des nachmaligen Feldmarschalls, damaligen Generalstabschefs Schwarzenbergs, vom Oktober 1813, enthält höchst anerkennende Worte über die große Kraftanspannung Preußens. Es heißt dann weiter: „Der Rückblick auf das Jahr 1809, wo auch in Österreich es keinem einfiel, für die Zukunft zu zittern, wo jeder bereit war, Gut und Leben für den geliebten Kaiser, für den eigenen Herd zu opfern, ist mehr ein schmerzlicher als ein stolzer, denn jetzt steht es anders!" Trotz dieser herben Worte haben die österreichischen Truppen bei Leipzig und auch späterhin im Feldzuge 1814, überall dort, wo sie tätig gebraucht wurden, ihren alten Ruf glänzend bewährt, sie haben einen reichen Anteil an den Siegen der verbündeten Mächte, aber was hier Radetzky ausspricht, erklärt in manchem das Verhalten der österreichischen Führung.

Die Größe der Leistung Preußens im Befreiungskriege tritt besonders hervor, wenn man bedenkt, daß sie von einer Bevölkerung von nur 5 Millionen vollbracht worden ist, daß sonach auf je 18 Einwohner ein Bewaffneter kam, oder 5 vom Hundert der Bevölkerung aufgeboten wurden. Ähnliches hat sich nur bei den Konföderierten im nordamerikanischen Sezessionskriege wiederholt, die bei einer Bevölkerung von 8 Millionen Weißer zeitweilig 300 000 Mann unter den Waffen hatten. Die berühmte „levée en masse" von 1793 ist mit nur rund 600 000 Mann bei einer Bevölkerung von 26 Millionen des damaligen Frankreich, sonach nur 2,3 vom Hundert wesentlich hinter dem Aufgebot Preußens vom Jahre 1813 zurückgeblieben. Erst 1870/71 überstieg die Zahl der ausgehobenen Mannschaften in Frankreich alles bisher Dagewesene mit im ganzen 2 700 000 Mann, also 7,3 vom Hundert der Bevölkerung. Freilich stehen die Leistung Preußens im Jahre 1813 und diejenige der nordamerika-

nischen Konföderation insofern ungleich höher, als deren Bewaffnete tatsächlich fast alle vor dem Feinde gestanden haben, und weitaus überwiegend auch Soldaten mit einer gewissen Schulung waren, während dieser Begriff auf die Nationalbewaffnung der französischen Republik von 1870 nicht anwendbar ist.

Für Preußen trat 1813 noch die finanzielle Bedrängnis des Staates erschwerend bei den Rüstungen hinzu. Die Ordnung im Staatshaushalt war durch den Krieg von 1812 aufs neue gestört worden. Lieferungen im Wert von 127 Millionen Francs hatten beim Durchzug und Aufmarsch der Großen Armee geleistet werden müssen. Kam auch diese Summe auf die Rückstände der Kriegsschuld von 1806/07, so entstand doch Preußen 1812 aufs neue ein Kriegsschaden von 309 Millionen Taler. Die hohe Bedeutung der geheimen Einnahmen aus der Kontinentalsperre*) tritt hierdurch erst in das rechte Licht. Die Staatsschuld wuchs gleichwohl; vier inländische und eine holländische Anleihe waren nur dadurch zu erlangen, daß die Domänen als Sicherheitspfand dienten. Aus der Vermögens- und Einkommensteuer wurden die Beträge im voraus erhoben, indem besonders gestempelte Tresorscheine ausgegeben wurden, die bei der Einzahlung dieser Steuern für Bargeld angenommen werden sollten. Bei Beginn des Krieges 1813 ist alsdann durch den großen Opfermut der Bevölkerung, und vor allem durch bare Darlehen der Kaufmannschaft, dem Staat wirksame Hilfe gebracht worden. So schoß die Kaufmannschaft von Berlin 1½ Millionen Taler vor. Die Königlichen Mühlen in Berlin dienten als Sicherheitspfand für dieses Darlehen. Vom Juni ab halfen englische Hilfsgelder in Höhe von 4½ Millionen Taler für 1813 über die schlimmste Not hinweg.

Der Staatskredit drückt sich in seinem Verhältnis zu den Kriegsereignissen am deutlichsten durch den Kurs der Tresorscheine aus. Er war von 1808 bis 1811 trotz der drückenden Lage des Staats infolge sparsamer Finanzwirtschaft von 27 % auf 91 % gestiegen. Das Jahr 1812 brachte ihn dann auf 38 % zurück, die Nachricht vom Untergange der napoleonischen Armee in Rußland ließ ihn auf 56 % steigen. Als der Frühjahrsfeldzug für die Verbündeten nachteilig verlief, sank der Kurs nach der Schlacht bei Gr. Görschen auf 25 %, ein Beweis dafür, daß Rückschläge im Kriege den Kursstand der

*) S. 159.

Papiere oft weit schärfer beeinflussen, als es der wirklichen militärischen Lage entspricht.*) Der Beitritt Österreichs zur Koalition befestigte das Vertrauen in einen glücklichen Ausgang des Krieges wieder. Der Kurs der Tresorscheine stand nach der Schlacht bei Leipzig auf 50 % und stieg unter geringen Schwankungen von da an während des Krieges bis auf 99 %. Die Bewegung war für die Staatsschuldscheine ähnlich. Sie standen am Schluß des Krieges auf 76 %. Hier wirkte ungünstig ein, daß Preußen während der Befreiungskriege seine Staatsschuld um weitere 40 Millionen Taler vermehrt hatte, da seine Ausgaben die von Frankreich gezahlte Kriegsentschädigung von 145 Millionen Francs bei weitem überstiegen.

Die Rüstungen von 1813 sind dem Staate dadurch wesentlich erleichtert worden, daß den vier Militärgouvernements, in die das Land geteilt wurde, eine weitgehende Selbständigkeit gelassen wurde. Diese Gouvernements nahmen Zwangsanleihen von beträchtlicher Höhe auf. Die Aufstellung und Ausrüstung der Landwehr fiel außerdem den Provinzen zu. Deren Leistungen sind nach allem, was sie vorher zu erdulden gehabt hatten, ganz außerordentliche. Man gewinnt einen Maßstab dafür, wenn man bedenkt, daß allein Ostpreußen, das zuerst selbständig mit Errichtung der Landwehr vorging, bis Ende 1807 durch den Krieg einen Verlust erlitten hatte**) von 245 312 Pferden, 137 616 Ochsen, 206 109 Kühen, 878 719 Schafen. Im Jahre 1812 sind dann in dieser Provinz, abgesehen von den bedeutenden vertragsmäßigen Lieferungen, von den Franzosen gewaltsam mitgeführt worden: 26 579 Wagen und 70 161 Pferde. Zu alledem hatte das Jahr 1811 noch eine arge Mißernte gebracht, so daß für die Aussaat 1812 vielfach Getreide fehlte. Ähnlich, wenn auch nicht ganz so schlimm, lagen die Verhältnisse in Westpreußen, Pommern und der Mark. Stand das reiche und vom Kriege sowie von den Durchzügen bis zum Jahre 1813 weniger berührte Schlesien an sich günstiger da, so hatte es dafür jetzt nicht nur die eigene, sondern auch die russische Armee im Lande.

Die Erhebung Preußens im Jahre 1813 hat kaum ihresgleichen in der Weltgeschichte. So gewiß sie aber das Werk des preußischen Volkes ist, so wurde sie doch nur dadurch möglich, daß zahlreiche

*) Ludwig, a. a. O.
**) Droysen, Yorcks Leben, II.

Offiziere der alten Armee verfügbar waren, ohne welche die Aufstellung der umfangreichen Neuformationen undenkbar gewesen wäre. Wohl hatte die harte Schule des Unglücks am preußischen Offizierkorps seine läuternde Wirkung geübt und der große Augenblick die rechten Männer an die leitenden Stellen gebracht, aber es ist doch dasselbe, vielgeschmähte Offizierkorps der alten Armee, dem die Ehre, den alten preußischen Waffenruhm wiedergewonnen zu haben, in erster Linie gebührt.*) Die starke Kriegsreserve von etwa 100 000 Mann aber, die es ermöglichte, allein die Linientruppen der Armee zu verdreifachen, ist auch nur dadurch verfügbar gewesen, daß sich eine große Zahl von Mannschaften in den Kantons befanden, die ihre Ausbildung noch in der alten Armee erhalten hatten. Es liegt auf der Hand, daß Scharnhorsts sogenanntes Krümpersystem, das darin bestand, durch fortgesetzte Beurlaubung einer Anzahl von Leuten und Einziehung von Rekruten an ihrer Stelle Reserven zu schaffen, in der kurzen Zeit von 1808 bis 1813, nicht zur vollen Wirksamkeit gelangen konnte, zumal 1812 die Mobilmachung der Hälfte der damaligen Armee gegen Rußland die weitere Ausbildung größtenteils unterbrach.

Die preußische Armee von 1813, die dem Lande die Freiheit erkämpfte, stellt sich als eine großartige Improvisation dar. Es würde aber gänzlich falsch sein, die Autorität von Männern wie Scharnhorst und Gneisenau zugunsten einer solchen anzurufen. Wenn sie sich damals für eine Volksbewaffnung ausgesprochen haben, so geschah es unter dem Zwange der Not, nicht aus Überzeugung. Auch hat Scharnhorst immer nur die Landwehr neben dem stehenden Heere als dessen Ergänzung gelten lassen wollen, jedoch niemals dem Gedanken Raum gegeben, daß die Sicherheit des Staats ausschließlich milizartigen Gebilden anvertraut werden könne. Solche waren die Landwehrtruppen von 1813 durchaus. Sie unterscheiden sich dadurch von solchen der heutigen Zeit, wo alle Landwehrleute die Schule des stehenden Heeres durchgemacht haben. Dementsprechend sind auch die Leistungen der Landwehr von damals zu Anfang nicht hoch zu bewerten, bis die Landwehr allmählich, nachdem die weniger kräftigen Elemente ausgeschieden waren, zu einer wirklich kriegsbrauchbaren Truppe geworden ist. Hierbei ist ihr wesentlich zugute gekommen, daß bei ihr zahlreiche frühere aktive Offiziere der alten Armee wieder-

*) S. 133.

angestellt wurden. Der Wert der Freiwilligen Jägerdetachements als Truppe ist stets gering geblieben. Sie brachten der Armee allerdings einen wertvollen Zusatz lebendiger, froher Begeisterung und haben eine gute Pflanzstätte des Offizierkorps, namentlich der Landwehr, gebildet. Ein Volk in Waffen, wie es damals zuerst in Preußen durch die allgemeine Wehrpflicht aufgeboten wurde, vermag guter Kaders nicht zu entbehren und solche waren in Preußen reichlich vorhanden, ohne diese Vorbedingung wäre das Werk der Befreiung nicht zu Ende geführt worden.

Bei Beurteilung der Leistungen der preußischen Armee vom Herbst 1813 darf sodann nicht außer acht gelassen werden, daß auch der Gegner nur über eine improvisierte Armee verfügte. Wenn es Napoleon überhaupt gelang, eine neue Armee in solchem Umfange aufzustellen, so spricht das an sich ebenfalls nicht für derartige Schöpfungen des Augenblicks. Ein großer Feldherr von seltener Organisationsgabe verstand, in diesen Massen das Kriegsfeuer aufs neue zu entzünden. Auch die Offiziere und die wenigen alten Soldaten, die den lockeren Neubildungen bis zuletzt den nötigen Halt gaben, verdienen vollauf Bewunderung, zumal wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl von ihnen bereits die zehnjährige Periode der Revolutionskriege hinter sich hatte, bevor sie die Prätorianer Napoleons wurden, und was das an ertragenen Mühseligkeiten bedeutet. In diesem Kern seines Heeres verkörperte sich tatsächlich der kriegerische Geist Frankreichs. Es waren echte Soldatennaturen, wie sie unsere Zeit gar nicht mehr kennt. Und doch haben sie die Mängel des Rekrutenheeres von 1813 nicht ausgleichen können, die den hauptsächlichen Grund für das Unterliegen Napoleons bildeten.

Auch darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben, daß es ungeachtet des Opfermutes, der sich in allen Schichten des Volkes kundtat, dem verarmten preußischen Staat nur mit Unterstützung seiner Bundesgenossen gelang, den Kampf um sein Dasein glücklich durchzuführen. Unter anders gearteten Umständen hätte Preußen einer ausreichenden finanziellen Rüstung garnicht zu entbehren vermocht. Vollends soll man das Beispiel Preußens nicht auf unsere Zeit anwenden. Auch wir wünschen uns, daß in der Stunde höchster Gefahr der einmütige Wille zu siegen oder unterzugehen, wie damals unser ganzes Volk durchdringen möge, auch heute sind die moralischen

*) S. 133.

Eigenschaften in Volk und Heer ausschlaggebend, aber die ungeheure Steigerung der heutigen Kriegstechnik bedingt auch einen entsprechenden materiellen Rückhalt. Die Leistungsfähigkeit eines Staates im Kriege beruht nicht mehr ausschließlich auf der Zahl kräftiger Arme, und selbst die größte Begeisterung kann an der besseren Waffenwirkung des Gegners scheitern.

Der Herbstfeldzug 1813.

Die Vermittlungsversuche Österreichs, die während des Waffenstillstandes fortgesetzt wurden, blieben erfolglos infolge der Weigerung Napoleons, irgendwelche Zugeständnisse zu machen. Jedes Nachgeben erschien ihm gleichbedeutend mit einer Gefährdung seiner Dynastie. „Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufhöre, stark und gefürchtet zu sein," äußerte er zu Metternich in Dresden. Wenn er trotzdem in die Beschickung eines Friedenskongresses in Prag willigte, so geschah es nur zum Schein. Der Kongreß ging ergebnislos auseinander.

Im Herbst 1813 rangen anfänglich nahezu gleich starke Kräfte mit einander. Napoleon war mit 448 000 Mann Feldtruppen den 512 000 Mann der Verbündeten nur wenig unterlegen. Dazu stand er an der Mittelelbe gewissermaßen in einer Zentralstellung, gegen welche die verbündeten Armeen erst aus räumlicher Trennung zusammenstreben mußten. Mehr als dieses aber bedeutete, daß er in seiner Person die denkbar größte Einheit des politischen und militärischen Willens verkörperte, während bei den Verbündeten die Verschiedenheit der politischen Bestrebungen alsbald hervortrat. Sie äußerte sich bereits bei der Vereinbarung des Feldzugsplanes und hat das Handeln während des Krieges mehrfach nachteilig beeinflußt. Kaiser Alexander arbeitete zur Durchführung seines politischen Programms*) bewußt auf eine Entthronung Napoleons hin. Seine Politik war die rein persönliche eines absoluten Herrschers, seine Armee nur das blind ergebene Werkzeug zu ihrer Verwirklichung. Preußen focht um Wiedergewinnung seiner Großmachtstellung; der Gedanke der Befreiung von der Fremdherrschaft und der Rache für erlittene Schmach begeisterte alle Schichten des Volkes. Englands Bestrebungen gingen auf die Schwächung Frankreichs und auf die Beseitigung der Kontinentalsperre hinaus. Es verfocht zugleich die Selbständigkeit Spaniens und Portugals. Sein Königshaus erstrebte

*) S. 164.

außerdem die Wiedergewinnung Hannovers, seines deutschen Stammlandes. Der Kronprinz von Schweden, Karl Johann, der ehemalige Marschall Bernadotte von Frankreich, ging darauf aus, durch seine Teilnahme am Kriege Norwegen von dem mit Napoleon verbündeten Dänemark zu gewinnen. Österreich führte den Krieg ausschließlich im Sinne der Kabinettskriege des 18. Jahrhunderts. Die Begeisterung, die noch im Jahre 1809 Volk und Heer des Kaiserstaates durchglüht hatte, war verflogen. Das Ziel, das Metternich vorschwebte, war keineswegs der Sturz Napoleons, des Schwiegersohns seines Monarchen, ihm kam es nur darauf an, die erdrückende Übermacht Frankreichs zu beseitigen und Österreich den alten Machtbereich zurückzugewinnen. Im Sinne dieser Politik lag ebensowenig eine völlige Herstellung Preußens wie eine Begünstigung der russischen Absichten in Polen.

Bei der ausschlaggebenden Bedeutung, die Österreich im Herbst 1813 gewann, nachdem sich im Frühjahr die vereinigten Kräfte Preußens und Rußlands Napoleon nicht gewachsen gezeigt hatten, bei dem nur von politischen Beweggründen geleiteten Handeln des Kronprinzen von Schweden war es daher nicht zu verwundern, wenn die gemeinsame Kriegführung der Verbündeten anfänglich den Eingebungen der Politik folgte. So kam es einerseits zur Aufstellung einer starken Nordarmee aus preußischen, russischen und schwedischen Truppen unter dem Kronprinzen von Schweden um Berlin und anderseits zum Abmarsch einer russisch-preußischen Armeeabteilung nach Böhmen zur österreichischen Armee, die mit dieser vereint die Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg bildete. Damit ergab sich dann wiederum von selbst die Notwendigkeit einer Dreiteilung der verbündeten Gesamtstreitkräfte durch Aufstellung einer Schlesischen Armee aus preußischen und russischen Truppen als eines Zwischengliedes zwischen den beiden stärkeren Gruppen und eines Schutzes für die Verbindungen des russischen Heeres nach Polen. Es war ein Glück, daß die Führung dieser Armee in preußische Hand, in die Blüchers und Gneisenaus gegeben wurde. Die schwächste Armee ist tatsächlich die treibende Kraft in der Kriegführung der Koalition geworden. Im Schlesischen Hauptquartier gaben preußische Patrioten den Ausschlag; unter ihrem Einfluß gewann der Krieg ein anderes Ansehen. Die kühne Führung der Schlesischen Armee im Verein mit den glänzenden Taten der preußi-

schen Truppen haben allmählich die nationalpreußischen Stimmen wachsende Bedeutung im Kriegsrate der Verbündeten gewinnen lassen.

Zunächst aber war Österreichs Einfluß maßgebend. Auch Kaiser Alexander mußte sich ihm fügen, und unter der Einwirkung der Wiener Politik hat der ursprünglich offensive Geist sich mehr und mehr aus dem Kriegsplan der Verbündeten verflüchtigt. Wie sehr man in Österreich dem Gedanken einer gemeinsamen energischen Offensive aller verbündeten Armeen fremd war, wie sie von den russischen Generalen, die Kaiser Alexander berieten, gefordert wurde, geht daraus hervor, daß Metternich, der Leiter der österreichischen Politik, seine Ansicht dahin zusammenfaßte, daß zu Beginn des Feldzuges die österreichische Armee hinter der Eger zu versammeln sei, wo sie „eine offensive Haltung einzunehmen, aber in der Defensive zu verbleiben hätte, während die russisch-preußische Armee eine abgemessene Offensive, der Kronprinz von Schweden eine kraftvolle Offensive zu ergreifen hätten." Sind es auch die Ansichten eines militärischen Laien, die hier ausgesprochen werden, so bewegten sich doch die Gedanken des österreichischen Hauptquartiers in ähnlicher Richtung. Hier behielten die methodischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts ungeachtet aller blutigen Lehren, die Napoleon der Welt seitdem gegeben hatte, die Oberhand. So ist denn der Satz aus dem vereinbarten Operationsplan: „Alle verbündeten Armeen ergreifen die Offensive, und das Lager des Feindes wird ihr Sammelpunkt sein", ohne daß neuere Vereinbarungen getroffen wären, seltsam abgeschwächt worden. Was ursprünglich nur für die schwache Schlesische Armee vorgesehen worden war, daß sie einem etwaigen Stoße Napoleons auszuweichen habe, während die anderen beiden Armeen um so nachdrücklicher gegen Flanken und Rücken des Gegners zu wirken hätten, ist stillschweigend auch auf die starke Nord- und die Böhmische Hauptarmee ausgedehnt worden. Das überragende Gewicht des gefürchteten feindlichen Feldherrn drohte aufs neue jegliche Initiative bei den Verbündeten schwinden zu lassen. Für Blücher und Gneisenau, für die preußischen Generale bei der Nordarmee und einige Deutsch-Russen in der Umgebung Kaiser Alexanders aber trafen die Worte von Clausewitz*) zu: „Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr

*) Vom Kriege, I. Buch, 1. Kap.

sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstrakten Gestalt nähern, umsomehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, umsomehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch, erscheint der Krieg."

Bei der im Lager der Verbündeten herrschenden Verschiedenartigkeit der Auffassungen und Interessen war es ein Glück, daß nach der unglücklichen Schlacht bei Dresden durch das Eingreifen des Königs von Preußen ein weiterer Rückzug nach Böhmen hinein verhindert wurde, und daß der Erfolg von Kulm über ein abgesondertes französisches Korps den gesunkenen Mut bei der Hauptarmee aufs neue belebte. Die Niederlagen der französischen Marschälle bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz wandten alsdann die Lage völlig zugunsten der Verbündeten. Auch ziffermäßig besaßen sie nach diesen Erfolgen im September ein bedeutendes Übergewicht, umsomehr als jetzt auch eine russische Reservearmee von Polen her sich dem Kriegsschauplatze näherte.

Gleichwohl brachte der Monat September nach der Schlacht bei Dennewitz keine große Entscheidung. Clausewitz verglich damals*) die verbündeten Armeen mit Hühnerhunden, die vor einem Volk Hühner stehen. „Wenn der Jäger nicht kommt, so können die Hühner ganz ruhig sein. . . . Alles tastet furchtsam um sich her und tut kleine, ängstliche und ungewisse Schritte oder steht gar still. . . . Dieser Krieg muß aber wie die heftigsten Schwingungen eines Feuerrades durch einen Stoß von innen entschieden werden, der die Flammen mit einem Schlage auslöscht."

Dieser Stoß sollte nicht auf sich warten lassen. Den Antrieb zu ihm gab die Schlesische Armee, und hierbei war es ein weiteres Glück, daß Kaiser Alexander die hohe Verantwortungsfreudigkeit und die Tatkraft Blüchers und seines Beraters zu würdigen verstand. So gelang es dem Marschall Vorwärts die Erlaubnis zu erwirken zu der von ihm selbst gewählten großen Aufgabe, zu jenem Rechtsabmarsch aus der Lausitz, der ihn bei Wartenburg über die Elbe führte und den zögernden Führer der Nordarmee mitriß, der dann den Übertritt beider Armeen auf das linke Saale-Ufer im Gefolge hatte, und den ersten

*) Schwartz, Leben des Generals v. Clausewitz, II.

Schritt zur Vereinigung aller drei verbündeten Armeen zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig bildete. Daß es zu dieser kam ist dann dem Kaiser Alexander zu danken, der den Auffassungen seiner Generale gegen die zögernde Führung des österreichischen Oberkommandos zur Geltung verhalf. Die vielfachen Eingriffe des russischen Monarchen, auch in unwesentlichen Dingen, haben Schwarzenberg die Führung der Hauptarmee sehr erschwert, und es ist zu bewundern, wie der hochherzige Fürst sie ertrug, hier aber hat sich Alexander ein bleibendes geschichtliches Verdienst durch seinen Einspruch erworben.

Der Feldzug 1814.

Nach der Leipziger Schlacht, waren die politischen Gegensätze, die unter den Verbündeten bestanden, wieder hervorgetreten. Österreich hielt eine weitere Schwächung der französischen Macht nicht für angezeigt, zumal jetzt der Rheinbund zerfiel, und seine Fürsten nacheinander zu den Verbündeten übertraten. Es fühlte sich durch die Pläne Alexanders zu einer teilweisen Herstellung Polens unter seiner Herrschaft beunruhigt. Auch König Friedrich Wilhelm, der seiner Natur nach für große Wagnisse nicht eingenommen war, neigte dazu, sich mit dem Gewonnenen zu begnügen. Kaiser Alexander aber bestand auf einem Einmarsch in Frankreich und auf der Entthronung Napoleons. Diese Forderung war von der preußischen Nationalpartei, die den Anschauungen des Oberkommandos der Schlesischen Armee entsprach, von Anfang an gestellt worden. Man kam schließlich dahin überein, daß die Feindseligkeiten fortgesetzt, gleichzeitig aber mit Napoleon in Unterhandlungen eingetreten werden sollte. Dadurch erhielt die Kriegführung von Anfang an eine gewisse Halbheit, die sich während des ganzen Feldzuges 1814 fühlbar machen sollte. Es konnte nicht ausbleiben, daß die bestehenden politischen Gegensätze bereits in den zu Frankfurt gepflogenen Verhandlungen über die Fortführung der Operationen hervortraten.

Napoleon hatte nur noch einige 50 000 Mann zur Verteidigung der 500 km langen Strecke von Basel bis Nymwegen zur Verfügung. Diese geschlagenen und demoralisierten Truppen, deren Reihen durch den Typhus noch weiter geschwächt wurden, bildeten keine eigentliche Verteidigungsarmee. Ließ man den Franzosen Zeit, sich wieder zu organisieren und zu verstärken, so schuf man sich nur größeren Widerstand. Zwar langten auch die Truppen der Verbündeten sehr geschwächt am Rhein an, aber sie waren der zerrütteten Heeresmacht Napoleons immer noch dreifach überlegen, und

Ende Dezember waren sie durch Nachschübe und Hinzutritt der ehemaligen Rheinbundskontingente bereits wieder 330 000 Mann stark. Zahlreiche weitere Reservetruppen rückten nach.

Gleichwohl drang Gneisenau mit seinem Vorschlage, mit allen Kräften sogleich die Offensive über den Rhein fortzusetzen und „die Völkerwanderung auf Paris anzutreten" nicht durch. Die zahlreichen französischen Festungen bewertete er nicht hoch. Er führte aus, daß wenn sie einst die Stärke Frankreichs gebildet hätten, sie ihm jetzt verderblich werden müßten, weil die von ihnen beanspruchten Besatzungen Napoleon hinderten, eine Feldarmee aufzustellen, die den Verbündeten auch nur annähernd gewachsen war. Von österreichischer Seite wurde im Gegensatz hierzu geltend gemacht, daß man vielmehr trachten müsse, die „unangreifbare Stirnseite Frankreichs," die durch den Rheinstrom, die Vogesen und zahlreiche Festungen geschützt sei, zu umgehen. Man wollte daher mit den Hauptkräften durch die Schweiz nach Burgund vordringen und sich zunächst des „entscheidend wichtigen" Plateaus von Langres bemächtigen. Diese „Winterbewegung" außerhalb des feindlichen Machtbereichs, wie sie Fürst Schwarzenberg selbst nannte, vielleicht in der stillen Hoffnung, daß es darüber zu einem eigentlichen Winterfeldzug garnicht kommen würde, gelang es dem Kaiser Alexander gegenüber durchzusetzen. Es wurde geltend gemacht, daß man sich dadurch der Armee Wellingtons, die von Spanien nach Südfrankreich vorgedrungen war, nähere, auch die italienische Armee Napoleons im Rücken bedrohe. Das begreifliche Bestreben, den alten italienischen Besitz des Hauses Österreich zurückzugewinnen hat bei diesem Kriegsplane wesentlich mitgesprochen. Es war ein wunderbares Gemisch von theoretischen Anschauungen, denen der Begriff des absoluten Krieges völlig fremd war, und politischen Rücksichten, das sich hier zur Geltung brachte.

Die Folge war, daß die Hauptarmee auf dem Umwege durch die Schweiz, nachdem sie 80 000 Mann vor den französischen Festungen und zu sonstigen Beobachtungszwecken hatte stehen lassen, nur noch wenig über 100 000 Mann stark, Ende Januar an der oberen Aube eintraf. Der Schlesischen Armee war eigentlich nur der Auftrag geworden, die Bewegung der Hauptarmee am Mittelrhein, insbesondere gegen das stark besetzte Mainz zu decken. Blücher dehnte indessen den Begriff der für seine Armee vorgesehenen Demonstrationen nach dem linken Rheinufer dahin aus, daß er unter Einschließung von Mainz

mit 50 000 Mann durch das französische Festungsnetz hindurch über die Saar und Mosel vorstieß und seine vorderste Marschstaffel Ende Januar bis an die obere Marne in gleiche Höhe mit der Hauptarmee brachte.

Napoleons Lage gestaltete sich zu Beginn des Jahres 1814 überaus bedrohlich. Holland fiel von ihm ab, als dort das preußische Korps Bülow einrückte, desgleichen König Murat von Neapel. Dänemark wurde durch den Einmarsch des Kronprinzen von Schweden mit einem Teil der Nordarmee zum Frieden genötigt. Um seine Truppen aus Spanien heranziehen zu können, knüpfte der Kaiser Unterhandlungen mit dem von ihm entthronten König Ferdinand an, doch führten diese nicht so bald zum Ziel. Die Finanzlage war überaus trübe. Die Rente sank auf 50,5 vom Hundert. Die Steuern brachten in den ersten drei Monaten des Jahres 1814 kaum die Hälfte des Voranschlages, der Gewinn aus dem Verkauf der Gemeindegüter hatte nicht entfernt die erhoffte Höhe erreicht, und der Tuilerienschatz des Kaisers verfügte kaum über mehr als 30 Millionen Francs. Die im Herbst 1813 angeordneten umfangreichen Neubildungen ergaben Truppenteile, die noch auf lange hinaus der notwendigen Festigkeit entbehrten und zum größten Teil zu Festungsbesatzungen Verwendung fanden. Die Aushebungen konnten außerdem garnicht in dem geplanten Umfange durchgeführt werden, da die Verbündeten große Teile des französischen Gebiets in Besitz nahmen. Die Wellington bei Bayonne gegenüberstehende Pyrenäen-Armee unter Soult und die Armee von Katalonien unter Suchet, die zusammen immer noch fast 100 000 Mann zählten, mußten starke Abgaben leisten. Schmerzlich entbehrte der Kaiser jetzt die 150 000 Mann durchweg kriegsbrauchbarer Truppen, die in den deutschen Festungen eingeschlossen waren. Vorteilhaft war freilich, daß die Feldarmee bei ihrer jetzigen geringen Stärke über verhältnismäßig bessere Kaders verfügte als die starke Armee des vorhergehenden Jahres, und daß sie bei dem allen klar vor Augen stehenden Zweck der Verteidigung des vaterländischen Bodens von besserem Geiste beseelt war. Allerdings konnte der Kaiser Ende Januar nur mit 70 000 Mann den Verbündeten entgegentreten, statt mit 300 000 Mann, wenn sie, wie er gehofft hatte, bis zum Frühjahr mit dem Einmarsch gezögert hätten.

Der große Feldherr versagte auch in dieser anscheinend hoffnungslosen Lage nicht. Freilich hat die fehlende Einheit in der Führung

der verbündeten Armeen ihm noch einmal die Gelegenheit zu Erfolgen gegeben. Trotz ihrer erdrückenden Übermacht ließen die Verbündeten ihren am 1. Februar errungenen Erfolg von La Rothière ungenutzt. Die matte Verfolgung durch die Hauptarmee, ermöglichte es dann Napoleon, sich auf die Schlesische Armee zu werfen und ihre Marschstaffeln zwischen Seine und Marne in der Trennung zu schlagen. Mit gewohnter Schnelligkeit wandte er sich alsdann wieder gegen die Hauptarmee, deren Spitzen sich bereits auf zwei Tagemärsche Paris genähert hatten, und drückte sie an die obere Seine zurück. Diese militärischen Erfolge des Kaisers wirkten wesentlich auf die politische Lage ein. Nach der Niederlage von La Rothière war Napoleon geneigt gewesen, die von den Verbündeten auf dem Friedenskongreß zu Chatillon gestellte Forderung der alten Grenzen Frankreichs anzunehmen. Jetzt forderte er zum mindesten die sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs, d. i. gegen Deutschland die Rheinlinie und dazu Belgien. Er trug sich zeitweilig mit der Hoffnung, die Verbündeten wieder ganz vom französischen Boden verdrängen zu können. Dann aber nötigte ihn das Vorgehen der durch das preußische Korps Bülow und das russische Korps Winzingerode auf 100 000 Mann verstärkten Schlesischen Armee nördlich der Marne, sich abermals gegen diese zu wenden.

Wiewohl es nur 55 000 Mann waren, die der Kaiser gegen die Schlesische Armee heranführte, griff diese jetzt zu dem Mittel, seine Kräfte sich an starken Stellungen, erst bei Craonne, dann bei Laon allmählich abringen zu lassen. Es war ein Verfahren, das von ihrem bisherigen völlig abwich, und das auf den Einfluß Boyens, des Generalstabschefs Bülows, des späteren Kriegsministers, zurückgeführt wird. Allerdings erkrankte Blücher in jenen Tagen, und die geringere Kühnheit in der Führung der Schlesischen Armee ist mit diesem Umstande zuzuschreiben. Man hatte sich ferner so sehr an die Vorstellung gewöhnt, Napoleon stets an der Spitze mächtiger Heere zu sehen, daß man bei den Verbündeten allgemein seine Kräfte auch 1814 noch wesentlich überschätzte. Vor allem aber hat wohl der Wunsch vorgeherrscht, die preußischen Truppen nach den bisherigen Kraftleistungen nach Möglichkeit zu schonen und sie nicht weiteren großen Verlusten auszusetzen. Es war in der Tat wünschenswert, daß bei einem in nicht zu ferner Zeit zu erwartenden Friedensschlusse Preußen mit einer Achtung gebietenden Macht inmitten des

Gesamtheeres der Koalition dastand, wenn es seine eigenen Interessen wahren wollte. So gewannen hier gegen Ende des Krieges politische Rücksichten bestimmenden Einfluß auf die Art der Kriegführung.

Inzwischen hatten die Verbündeten klar erkannt, daß sie auf dem Wege der Unterhandlungen von Napoleon einen für sie annehmbaren Frieden überhaupt nicht erlangen würden. Der Kongreß von Chatillon wurde daher am 18. März aufgelöst, nachdem bereits am 9. März in Chaumont ein neuer Vertrag zwischen den Verbündeten geschlossen worden war, in dem sie sich gegenseitig verpflichteten, Frankreich auf die Grenzen von 1792 zurückzuführen. Damit erhielten endlich Politik und Kriegführung der Verbündeten ein einheitliches Ziel. So hatte denn auch ein letzter, verzweifelter Versuch Napoleons, sich, nachdem er am 9. und 10. März bei Laon mit Verlust abgewiesen worden war, und von der Durchführung eines Angriffs gegen die ihm doppelt überlegene Hauptarmee der Verbündeten bei Arcis sur Aube, am 21. März, Abstand genommen hatte, sich zwischen den Armeen Schwarzenbergs und Blüchers hindurch, mit etwa 50 000 Mann in deren Rücken zu werfen, keinen Erfolg. Die beiden feindlichen Heeresgruppen schlossen sich hinter ihm zusammen und traten den Marsch nach Paris an. Der Fall der Hauptstadt am 31. März bezeichnete das Ende der Herrschaft Napoleons. Am 11. April unterzeichnete er in Fontainebleau die Abdankungsurkunde.

Die kurze Episode der hundert Tage und der Krieg von 1815 erscheinen, vom Standpunkt dieser Studien betrachtet, nur wie eine Wiederholung des letzten Akts des Feldzuges von 1814. Das Wiedererscheinen Napoleons führte ohne weiteres ganz Europa gegen ihn zusammen. 700 000 Mann der Verbündeten wurden bereit gestellt, sich über das von nur 200 000 Mann verteidigte Frankreich zu ergießen. Es war ein aussichtsloses Unternehmen, das bei Belle Alliance sein Ende fand.

IV. Vom Jahre 1815 bis zur Gegenwart.

1. Vom zweiten Pariser Frieden bis zum Jahre 1864.

Das auf den zweiten Pariser Frieden folgende Jahrzehnt war durchaus friedlich. Diese Erscheinung bildete eine natürliche Nachwirkung der voraufgegangenen langwierigen Kriege und ist nicht auf internationale Verträge zurückzuführen, wie sie die auf Alexanders I. Anregung hin gebildete Heilige Allianz darstellte. Diese, im Jahre 1815 geschlossene Vereinbarung der Herrscher von Rußland, Preußen und Österreich, der später auch Frankreich und mehrere andere Staaten beitraten, hatte einen religiösen Anstrich, der für manche, durch die ernste Zeit sittlich erneuerte Gemüter einen wirklichen Inhalt haben mochte. Wenn die Allianz in ihrer absolutistisch-patriarchalisch-frömmelnden Weise die Brüderlichkeit der Fürsten und Völker erstrebte, so wurde dabei übersehen, daß in den Dingen dieser Welt eine derartige Verquickung von Religion und Politik stets ein Unding bleiben wird, und daß internationale Vereinbarungen nur auf materieller Grundlage und bei ausgesprochener Interessengemeinschaft einen Sinn haben.

Der Orientkrieg 1828/29.

Die Heilige Allianz hat die Anwendung von Gewalt im europäischen Völkerleben nicht auf lange hinaus verhindern können, und ihr ursprünglicher Sinn ist unter dem Einfluß Metternichs bald dahin ausgelegt worden, daß der Bund lediglich der Erhaltung des Bestehenden zu gelten, jeder staatlichen Fortbildung, auch der berechtigten und natürlichen, entgegenzutreten habe. Das Interventionsprinzip wurde ausdrücklich anerkannt und in Neapel und Spanien durchgeführt. Einer weiteren Ausdehnung dieses Prinzips auf die abgefallenen, südamerikanischen Kolonien Spaniens widersetzte sich indessen England, nachdem es, ohne der Allianz beizutreten, diese

bisher hatte gewähren lassen. Ein weiterer Gegensatz zwischen der englischen Politik und dem System Metternich offenbarte sich alsdann in der orientalischen Frage.

England erkannte Anfang 1823 die aufständischen Griechen als kriegführende Partei an. Sie erfreuten sich auch sonst in Europa weitgehender Sympathien. Kaiser Alexander, dem seit dem Bukarester Frieden von 1812 ein Schutzrecht über die Griechen in der Türkei zustand, suchte zunächst auf dem Wege friedlicher Vermittlung auf den Sultan einzuwirken. Erst nach seinem, im Dezember 1825 erfolgten Tode, wurde die russische Politik unter Kaiser Nikolaus der Pforte gegenüber drohender. Der neue Zar war nicht geneigt, England allein den Schutz der Griechen zu überlassen, bestand aber darauf, die griechische Frage vorerst zu vertagen, um eine Anzahl von russischen Forderungen an die Türkei, gesondert von der griechischen Frage durchzusetzen. Sie betrafen namentlich die Zurückziehung der türkischen Truppen aus den Donau-Fürstentümern. Sultan Mahmud gab zunächst nach. Ihm lag daran, erst die Umbildung seiner Armee in mehr modernem Sinne zu bewirken, um später Rußland wirksamer begegnen zu können. Hierzu wurde das Janitscharen-Korps aufgelöst und ein dadurch hervorgerufener Aufstand, im Sommer 1826, blutig niedergeschlagen.

Dieser Versuch einer Modernisierung des türkischen Heerwesens ließ die Stimmung für einen Krieg auf der Balkanhalbinsel in Rußland stärker anwachsen. In der Umgebung des Kaisers wurde geäußert, man könne „einen schwachen und entwaffneten Feind leben lassen; sobald er aber erstarke und schädlich werden könne, sei es Schwachheit und Torheit, ihn nicht zu zermalmen".*) Innere Sorgen und ein Konflikt mit Persien ließen jedoch Nikolaus wünschen, das bewaffnete Einschreiten gegen die Türkei zunächst noch hinauszuschieben. Erst nachdem ein kurzer, glücklicher Feldzug, unter General Paskiewitsch Anfang 1828, Rußland die heutigen Grenzen seines kaukasischen Gebiets gegen Persien gewonnen hatte, entschied sich Kaiser Nikolaus, seine Waffen gegen die Türkei zu wenden.

Inzwischen war, während Österreich und Preußen an der Neutralität festhielten, Frankreich der russisch-englischen Vereinbarung beigetreten. Durch die Entsendung der vereinigten Flotten der drei

*) Schiemann, Geschichte Rußlands unter Kaiser Nikolaus, II.

Mächte sollte die Türkei zur Nachgiebigkeit den Griechen gegenüber gezwungen werden. Die Weigerung Ibrahims, des Führers der ägyptischen Truppen, Morea zu räumen, führte am 20. Oktober 1827 zur Vernichtung der ägyptischen Flotte bei Navarin. Hierauf erfolgte der Bruch von seiten der Türkei. England begnügte sich damit, Mehemed Ali von Ägypten durch die Flottenmacht zur Rückberufung seiner Truppen zu bewegen, Frankreich landete ein Expeditionskorps auf Morea, Rußland erklärte der Pforte den Krieg. Kaiser Nikolaus erlangte hierbei von allen Mächten das Zugeständnis, daß er der Türkei gegenüber berechtigt sei, zu den Waffen zu greifen. Wenn auch nicht ganz im Sinne eines Beauftragten Europas, wie er es zeitweilig gehofft hatte, aber doch davor gesichert, daß ihm eine europäische Koalition bei der Durchführung seiner Pläne in den Arm fallen würde, erklärte er alsdann, am 26. April 1828, der Pforte den Krieg.

Zwei Jahre zuvor hatte der Kaiser Wellington gegenüber stolz auf die gewaltige Macht Rußlands hingewiesen. Er bezifferte seine Armee auf mehr als eine Million Streiter, davon 600 000 bis 700 000 Mann stets verfügbare Feldtruppen. Als der Feldzug begann, belief sich die Stärke der Operationsarmee jedoch nur auf 106 000 Mann. Gegenüber den zunächst bereiten 50 000 Mann minderwertiger Truppen der Türken, mochte das für den Anfang hinreichend erscheinen. Erwägt man indessen, daß die gesamte Kriegsmacht der Türkei auf der Balkanhalbinsel etwa 140 000 Mann betrug, daß von der russischen Streitmacht zur Beobachtung und Belagerung zahlreicher Festungen und zu Besatzungszwecken vielfache Abgaben geleistet werden mußten, so erscheint die Stärke der Feldarmee viel zu gering bemessen. „Kaiser Nikolaus" — sagt Schiemann*) — „überschätzte nach innen wie nach außen seine tatsächliche Macht. Im Innern dauerten die alten Mißstände fort, weil er die Menschen nicht umwandeln konnte und ihnen keine Ideale zu bieten hatte; nach außen hin aber wurde, wie es alle Zeit der Fall gewesen ist, das Gewicht der russischen Macht höher veranschlagt, als nachträglich die Wirklichkeit rechtfertigte. Die russische Diplomatie arbeitete mit diesem Schein wie mit einer Realität und wurde darin durch den Kaiser unterstützt,

*) A. a. O.

der in seinen Vorstellungen stets mit den Machtmitteln rechnete, über die Rußland hätte verfügen können, wenn die Maschinerie der Staatsverwaltung in Ordnung gewesen und jedermann seinen Pflichten gegen den Staat nachgekommen wäre."

Die russische Diplomatie hat es in der Tat stets verstanden, auch Europa über die wahren Machtmittel Rußlands zu täuschen. Es fällt das umsomehr auf, als diese Mittel in allen größeren Kriegen, die Rußland seit dem Jahre 1815 geführt hat, wie noch zu zeigen sein wird, eigentlich stets versagt haben. Die Täuschung ist wesentlich dadurch hervorgerufen, daß, wo die Türkei der Gegner Rußlands war, der spätere glänzende Erfolg die anfänglichen Mißerfolge immer wieder hat in Vergessenheit geraten lassen. Nur der Krimkrieg und der Mandschurische Krieg, in denen Rußland sich mit anderen Gegnern zu messen hatte, haben seine innere Schwäche offen zutage treten lassen.

Es soll dabei nicht verkannt werden, daß die gewaltige Ausdehnung des Reichs und seine mangelhaften Verkehrsverhältnisse es sehr erschwert haben, rechtzeitig eine operationsbereite starke Armee zu versammeln, daß insbesondere die beiden zuletzt genannten Kriege in entlegenen Grenzgebieten geführt worden sind, wobei in dem einen Fall überhaupt noch keine Eisenbahn, im andern nur eine eingleisige, 8500 Kilometer lange Bahn, von Moskau bis zum Kriegsschauplatz gemessen, zur Verfügung stand. Diese Verhältnisse hätte man freilich auf russischer Seite zuerst würdigen müssen. Die hierbei obwaltende Selbsttäuschung aber ist in den späteren Kriegen kaum von derjenigen übertroffen worden, die Kaiser Nikolaus 1828 hegte. „Er war im Grunde überzeugt, daß das bloße Erscheinen eines russischen Heeres auf türkischem Boden genügen werde, um ein Nachgeben der Pforte zu bewirken. . . . . Nun, da er selbst an der Spitze eines Heeres in die Türkei einzudringen im Begriff war, sollte der Sultan es wagen, sich seinem Willen zu widersetzen? Es schien ihm undenkbar; sollte es aber dennoch geschehen, so zweifelte er nicht an einem schnellen und glänzenden Erfolge, und die Vorstellung blieb in ihm lebendig, daß dann der völlige Zusammenbruch der Türkenherrschaft unvermeidlich sein werde. . . . Ein militärischer Spaziergang wurde vorgesehen."*) Dem entsprach es, daß der Kaiser türkische

*) Schiemann, a. a. O.

Gefangene bei Brailow wieder in die Festung zurücksandte, nachdem er sie reich beschenkt hatte. „Er wollte dadurch Eindruck auf die türkische Besatzung machen; die Heimkehrenden sollten erzählen, daß sie wirklich den Kaiser gesehen hätten und wie unermeßlich seine Macht und sein Reichtum sei. Er war nach wie vor der Überzeugung, daß es nur eine Frage nächster Zukunft sei, wann die Türkei um Frieden bitten werde."*) Sein Wunsch, Menschenleben zu schonen, hat später, als über die nachhaltige Gegenwehr der Türken kein Zweifel mehr möglich war, unbedingt lähmend auf die Führung des Krieges eingewirkt. Ein Sturmversuch auf Warna ist hauptsächlich deshalb mißglückt, weil der Kaiser die Kolonnen im entscheidenden Augenblick anhielt. „Er konnte das viele Blutvergießen nicht ansehen und bedachte nicht, daß jeder Tag, den seine Truppen länger vor Warna lagen, die Hospitäler füllte, daß die Opfer, die er durch seine langsame und schlecht vorbereitete Kriegführung den Dämonen der Pest und ihren Begleitern, Fieber, Dysenterie, Skorbut zuführte, weit zahlreicher waren, als alles, was Schwert und Geschoß niedergestreckt hätten."*)

War der ganze Krieg, den der Kaiser ausdrücklich nicht zum Zwecke der Eroberung unternommen zu haben vorgab, in dessen Verlauf ihm aber dennoch der Gedanke einer Zerstücklung der Türkei kam, nicht geeignet, jene Gewalt der Kriegführung zu entfesseln, wie sie nur die Folge gesunder, ein einfaches Ziel klar erkennender Politik sein kann, so haben hier Dilettantismus, Paradesucht und Laune des Herrschers noch ein übriges getan. Nikolaus verließ im Herbst den Kriegsschauplatz. „Ihm war der Einblick in die erbarmungslose Wirklichkeit des Krieges, die alle Illusionen zerstörte, in denen er sich zu bewegen gewohnt war, schließlich ganz unerträglich geworden. . . . . Der Feldzug, der hinter ihm lag, hatte sein Selbstgefühl schwer getroffen."*)

Da die Armee bei ihrem Vormarsch zum Teil auf den Nachschub durch die Flotte angewiesen war, wurde die Operation durch die Dobrudscha geführt. Die Kräfte erwiesen sich sehr bald als nicht ausreichend, um gleichzeitig Silistria eingeschlossen zu halten, sich gegen die türkischen Hauptkräfte bei Schumla zu decken und die Belagerung von Warna durchzuführen. Nur der geringen Beweglichkeit

*) Schiemann, a. a. O.

der türkischen Truppen, die wie ehedem sich in der Verteidigung als äußerst zähe, aber für den Angriff ungeeignet erwiesen, war es zu danken, daß ein Versuch, Warna zu entsetzen, vereitelt wurde. Die Festung fiel schließlich im Oktober durch Verrat. Die Russen behielten den Platz besetzt, verlegten ihr Gros aber in Winterquartiere auf das nördliche Donau-Ufer. Ohne daß entscheidende Schläge gefallen waren, hatten die Russen hauptsächlich durch Krankheiten fast die Hälfte ihres Mannschaftsbestandes eingebüßt. Nur auf dem asiatischen Kriegsschauplatze hatten sie greifbare Erfolge zu verzeichnen. Obwohl den Türken um mehr als die Hälfte unterlegen, glückte es General Paskiewitsch, die Festungen Kars und Achalzych zu erstürmen und einige kleinere Plätze einzunehmen. Am 5. Oktober konnte er dem Kaiser melden, daß seine Fahnen am Euphrat wehten.

In den Konferenzen, die Anfang Dezember in Petersburg über die Art der Fortführung des Krieges berieten,*) forderte General v. Toll für den europäischen Kriegsschauplatz eine Streitmacht von 170 000 bis 200 000 Mann, da sonst dem Feinde keine Schläge beizubringen seien, die ihn zur Nachgiebigkeit bewegen würden. Ein mehrjähriger Krieg aber müsse die Kräfte Rußlands weit mehr erschöpfen, als eine einmalige große Anstrengung und das Reich Europa gegenüber in eine schwierige Lage bringen. Kaiser Nikolaus aber hielt daran fest, daß gerade die allgemeine politische Lage — Österreich versammelte allerdings 80 000 Mann an seiner Südostgrenze — es notwendig mache, sich auf der Balkanhalbinsel mit 110 000 Mann zu begnügen. Es sollte dort infolgedessen eine wesentlich defensive Haltung angenommen, und nur die noch nicht von den Russen in Besitz genommenen Donauplätze, und vielleicht Schumla, erobert werden. Schließlich wurde, nachdem der Kaiser darauf verzichtet hatte, am Feldzuge teilzunehmen, dem General v. Diebitsch, der an Stelle des Grafen Wittgenstein das Kommando übernahm, freie Hand gelassen. Wiewohl Diebitsch für die Offensive südlich der Donau nur über 70 000 Mann verfügte, ging seine Absicht doch dahin, nach der Einnahme von Silistria, unter Deckung gegen Schumla, über den Balkan vorzudringen. Dieses erfolgte mit etwa 30 000 Mann, nachdem der türkischen Armee von Schumla bei Kulewtscha eine schwere Niederlage bereitet und Silistria gefallen war. Verlauf und Be-

*) Schiemann, a. a. O.

endigung des Feldzuges faßt Feldmarschall Graf Moltke in seiner Geschichte dieses Krieges treffend in die Worte zusammen: „Diebitsch unternahm mit seinen schwachen Mitteln nichts, als was für den Zweck unerläßlich war. Er belagerte eine Festung und schlug eine Schlacht, aber diese führte ihn in das Herz der feindlichen Monarchie. Er langte dort mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Ruf der Unwiderstehlichkeit an. Dem zuversichtlichen, kühnen und doch vorsichtigen Verhalten des Generals Diebitsch zu Adrianopel verdankt Rußland den glücklichen Ausgang des Krieges." Mit kaum 20 000 Mann, in deren Reihen die Pest täglich weitere Lücken riß, hat Diebitsch während der Friedensverhandlungen durch seine Festigkeit nicht nur den Türken, sondern auch den fremden Diplomaten in Konstantinopel zu imponieren verstanden.

Der im September in Adrianopel abgeschlossene Friede gewährte Griechenland die Autonomie, den Donau-Fürstentümern größere Freiheiten. In Asien erhielt Rußland nur einen geringen Landzuwachs. Die von der Türkei zu zahlende Kriegsentschädigung wurde auf 10 Millionen holländische Dukaten festgesetzt.

„Nie ist ein Feldzug mehr durch alle Kunstgriffe einer feinberechnenden, niemals beirrten, aber alle Welt täuschenden Diplomatie zu glücklichem Ende geführt worden."*) Hierbei hat das Überraschende, das in dem Auftreten eines russischen Heeres im Süden des Balkans lag, wesentlich mitgesprochen. Auch war die Verteidigung auf türkischer Seite nicht vorbereitet, das Reich des Padischah im Innern zerrüttet. So konnte hier Diebitsch mit seiner schwachen Macht eine Wirkung erzielen, wie einst Karl X. Gustav in Dänemark,**) wie sie indessen unter heutigen Verhältnissen nicht mehr denkbar ist, schon weil die Täuschung über den wahren Zustand der eingedrungenen Armee und ihre Schwäche sich jetzt nicht lange aufrecht erhalten lassen würde. Schließlich ist nicht zu übersehen, daß es sich in diesem Kriege für Rußland bei der Großmutspolitik seines Herrschers doch eigentlich nur darum handelte, einen starken Druck auf die Türkei zu üben, damit sie den gestellten Forderungen nachgab, nicht, um die Durchführung einer Politik der Eroberung oder doch der Niederwerfung des Gegners.

*) Schiemann, a. a. O.
**) S. 6.

Die Niederwerfung des polnischen Aufstandes 1831.

Welche andern Anforderungen an die militärische Leistungsfähigkeit des Landes die Niederwerfung eines ebenbürtigen Gegners stellt, sollte Kaiser Nikolaus alsbald in der Bewältigung des polnischen Aufstandes erfahren.

Es handelte sich hier nicht um die Bekämpfung einer Insurrektion im gewöhnlichen Sinne, denn die aufständischen Polen verfügten über eine gut disziplinierte und tüchtige Armee von 35 000 Mann Friedensstärke, die Alexander, nachdem im Wiener Kongreß die Personalunion des Königreichs Polen mit Rußland ausgesprochen worden war, neu errichtet hatte, ungeachtet vielfacher an ihn gerichteter Warnungen. Der Mangel an Voraussicht war sogar so weit gegangen, daß die russischen Westprovinzen, die ehedem einen Teil Polens gebildet hatten, dem Statthalter des Königreichs, Großfürsten Konstantin, mit unterstellt wurden. Auf diese Weise züchtete Alexander geradezu groß-polnische Bestrebungen.

Die aktive polnische Armee bildete vortreffliche Kaders für die sofort nach Ausbruch des Aufstandes Ende 1830 vorgenommenen Neuformationen. Eine große Anzahl kriegserfahrener Offiziere aus der napoleonischen Zeit stand zur Verfügung, so daß die Aufstellung einer Feldarmee von 60 000 Mann ermöglicht wurde. Sie diente einer Reihe von Volksaufgeboten als Rückhalt, und die gesamte bewaffnete Macht Polens betrug bei Eröffnung der Feindseligkeiten bereits 130 000 Mann. Da das Land sich unter den Romanows sehr gehoben hatte, und seine Finanzen sich in vortrefflicher Verfassung befanden, besaß die provisorische Regierung in Warschau zunächst hinreichende Geldmittel. Allerdings wurde die Zufuhr von auswärts bald durch stärkere Grenzbesatzungen Preußens und Österreichs verhindert, aber durch freiwillige Beiträge konnten große Summen aufgebracht werden. Der patriotische Eifer hat die Widerstandskraft der tapferen Nation wesentlich erhöht und in ihr den Russen einen gefährlichen Feind erstehen lassen. Immerhin ist auch diese größte Erhebung Polens nicht frei von den zersetzenden Einflüssen des alten Parteihaders geblieben.

Rußland wurde durch den Aufstand überrascht. Finanziell war es auf einen neuen Krieg in keiner Weise vorbereitet. Die Staatseinnahmen hatten nach den napoleonischen Kriegen sich zwar gehoben, und es war auch mit der Gründung eines Kriegsschatzes begonnen worden. Dieser war jedoch bereits durch den Perserkrieg

von 1827*) stark in Anspruch genommen und durch den Türkenkrieg vollends aufgebraucht worden. Die Kosten dieses Krieges betrugen 272 Millionen Rubel. Sie wurden durch Anleihen und durch Verwendung der zur Amortisation der Staatsschuld bestimmten Kapitalien gedeckt.**) Der jetzt ausbrechende Polnische Krieg verschlang abermals 118 Millionen Rubel, für die keine Entschädigung des Besiegten Ersatz schaffen konnte. Die Staatsschuld stieg dadurch auf 823 Millionen Rubel, so daß nur mit Mühe das finanzielle Gleichgewicht aufrecht zu erhalten war. Die knapp bemessenen Geldmittel haben dem russischen Oberkommandierenden, dem Fürsten Diebitsch-Sabalkanski, die Operationen in Polen außerordentlich erschwert, indem sie es lange Zeit hindurch nicht zu einer ausreichenden Verpflegung der Armee kommen ließen.

Die Operationen erhielten dadurch etwas schleppendes, aber auch abgesehen davon, befand sich die russische Armee zu Beginn des Aufstandes wegen ihrer unverhältnismäßig weiten Dislozierung zu baldigen, raschen Schlägen nicht befähigt. Einigermaßen kam ihr allerdings zugute, daß einige Korps seit dem Herbst 1830 auf den Kriegsfuß gesetzt und der Westgrenze mehr genähert worden waren, da Kaiser Nikolaus beabsichtigt hatte, gegen die belgische Revolution zugunsten Hollands einzuschreiten. Daß hierbei auch seine polnische Armee in erster Linie hatte mitwirken sollen, war nicht ohne Einfluß auf den Ausbruch der Empörung gewesen. Die erwähnten russischen Armeekorps kamen jetzt für deren Niederwerfung in erster Linie in Betracht. Es waren dieses insgesamt 113 000 Mann, mit denen Diebitsch Anfang Februar 1831 in das Königreich Polen einrückte. Etwa 12 000 Mann verblieben außerdem als Besatzungstruppen in den westlichen russischen Gouvernements.

Die Hoffnung des Feldmarschalls, die Polen auf dem rechten Weichselufer in der Trennung zu schlagen, und stärkere Teile von Warschau ab und gegen die preußische Grenze zu drängen, ging nicht in Erfüllung. Zwar gelang es, die polnische Armee östlich Warschau bei Grochow mit Verlust über die Weichsel zurückzuwerfen, nicht jedoch, sie bis zur Vernichtung zu schlagen. Unzweifelhaft hätte ein Sturm auf Praga versucht werden müssen, der im Fall des Gelingens auch die Weichselbrücke und Warschau in die Hand der Russen ge-

*) S. 184.

**) Ludwig, a. a. O.

liefert und somit das Ende des Aufstandes herbeigeführt hätte. Vor diesem Äußersten scheute der russische Feldherr zurück, vermutlich mitbeeinflußt durch Weisungen seines Monarchen. Diebitsch hat bald nachher geäußert: „Eine spätere Zeit würde ihn rechtfertigen und dartun, wieviel seiner militärischen Maßnahmen er der Humanität geopfert habe."*) Wir kennen die Scheu vor Menschenopfern, die Nikolaus hatte.**) Von ihm sagt Fürst Bismarck:***) „Er war eine ideale Natur, aber verhärtet in der Isolierung der russischen Autokratie, und es ist wunderbar genug, daß er sich unter allen Eindrücken, von den Dekabristen an durch alle folgenden Erlebnisse hindurch, diesen idealen Schwung erhalten hatte." Der Kaiser habe stets in der Überzeugung gehandelt, daß er nach Gottes Willen den Beruf habe, der Führer des monarchischen Widerstandes gegen die von Westen vordringende Revolution zu sein. Eben deshalb aber war er in solchem selbstgeschaffenen Nimbus, mit dem er sein Kaisertum umgab, für die nüchterne Wirklichkeit des Krieges wenig geeignet. Seine unerbittliche Strenge im Dienst entsprang jener „Verhärtung in der Autokratie" und den Vorstellungen, die er sich vom Heerwesen gebildet hatte. Ihm galt, wie seinem Vater Paul und allen seinen Brüdern die parademäßige Ordnung in der Armee als das höchste zu erstrebende Ziel. Daß solche nur Mittel zum Zweck sei, daß die Truppe im Kriege nicht nur gebraucht, sondern, nötigenfalls verbraucht werden mußte, lag seiner Sinnesweise fern. Nach der Erstürmung von Praga hatte der russische Feldherr einst gemeldet: „Praga raucht, Warschau zittert. Auf den Wällen von Praga. Suworow." Dieser schonte das Blut der Truppe nicht, wo es galt, einen großen Erfolg zu erringen, und wenn unzweifelhaft von seinen erbitterten Soldaten damals Greuel, auch gegen die Einwohner, verübt worden sind, war doch ihr Führer keineswegs ein roher Mensch. „Beim Anblick der blutgetränkten Straßen war er tief erschüttert, ließ die polnischen Gefangenen auf das beste pflegen und gab auch jetzt den polnischen Abgesandten den Bescheid: wenn ihre Truppen sofort die Waffen niederlegten, verbürge er volle Vergessenheit des Vergangenen."†)

*) Erinnerungen des Kgl. preuß. Generals d. Inf. v. Brandt, damals Major und in das russische Hauptquartier entsandt.

**) S. 187.

***) Gedanken und Erinnerungen, I.

†) Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, V.

Es spricht gewiß für den Menschen Nikolaus, wenn er die Schrecknisse des Krieges zu mildern suchte, aber ein wahrer Staatsmann und Feldherr wird vor den unerbittlichen Forderungen des Krieges die Stimme des Herzens schweigen lassen. Sonst müßten Menschen mit viel Gemüt für die Durchführung schwerer kriegerischer Aufgaben überhaupt ungeeignet sein, und doch finden wir auch bei Friedrich dem Großen zuzeiten eine „tränenreiche Gefühlsschwelgerei, die im Schmerze wühlt".*) Wie dieser König, waren auch Scharnhorst, Gneisenau, Lee und Moltke im Privatleben weiche Menschen. Gleich ihm aber verstanden sie ihre Gefühle zu meistern und, wo der Kriegszweck es erforderte, gegen sich selbst und andere jene Rücksichtslosigkeit an den Tag zu legen, ohne die ein rechter Kriegsmann nicht denkbar ist. Die Kraft dazu schöpften sie gerade aus der Tiefe ihres Gemüts.

Gegen eine Wiederholung von Vorgängen, wie sie sich unter Suworow in Praga abspielten, schützen heute, entsprechend der fortgeschrittenen Gesittung, internationale Vereinbarungen. Indem wir aber wahrhaft human verfahren, indem wir die Leiden des Krieges nach Möglichkeit zu mindern suchen, gilt es, sich umsomehr gegen eine falsche Humanität zu wappnen, wie sie Kaiser Nikolaus beseelte.

Was 1831 vor Praga versäumt wurde, ist während des ganzen Feldzuges nicht wieder gut zu machen gewesen, es ist auf beiden Seiten nur mehr Blut geflossen. Die Polen besaßen noch nach der Grochower Schlacht eine zu große Widerstandsfähigkeit, als daß sie sich den Forderungen des russischen Feldherrn ohne weiteres gefügt hätten. Dieser aber bestand natürlich auf unbedingter Unterwerfung unter die Gnade des Kaisers. Solche Forderung sofort mit Gewalt zu erzwingen war aber Diebitsch jetzt nicht imstande. Da das Eis der Weichsel wegen des eingetretenen Tauwetters nicht trug, ließ sich der beabsichtigte Übergang über den Strom oberhalb der polnischen Hauptstadt nicht bewirken. Es entstand ein Stillstand, währenddessen die polnischen Streitkräfte an der Weichsel bis Ende März mit Einschluß der Besatzungen auf 100 000 Mann anwuchsen, denen Diebitsch nur noch 90 000 Mann entgegenzustellen hatte. Zwar waren bedeutende Verstärkungen im

*) Koser, a. a. O. Vorwort.

Anmarsch, sie wurden jedoch zum großen Teil durch den im Rücken der russischen Feldarmee ausbrechenden Aufstand in Litauen in Anspruch genommen. Die Aussichten der bei Warschau versammelten, über 50 000 Mann zählenden polnischen Feldarmee, die sich auf die befestigte Weichselfront stützte, waren daher der nur etwa 70 000 Mann starken russischen Hauptmacht gegenüber keineswegs allzu ungünstig. Es kam dazu, daß diese in ihrer Bewegungsfreiheit sehr durch den im Frühjahr trostlosen Zustand der Wege behindert war. Die Polen, die ihren Hilfsquellen näher waren, hatten darunter weniger zu leiden. Die Russen aber gerieten völlig in Abhängigkeit von ihrer Verpflegung. Zwar hatte die Intendantur umfangreiche Magazine an den Grenzen des Königreichs Polen errichtet, aber die sofortige Verwendung der Vorräte war wegen Fehlens eines ausreichenden Fuhrparks ausgeschlossen. Erst ganz allmählich konnte diesem Mangel abgeholfen werden, völlig aber erst, als nach einer allgemeinen Rechtsschiebung der Armee und ihrem Übertritt auf das linke Ufer der unteren Weichsel diese zur Hauptzufuhrlinie, und die Verpflegung, statt auf die Heimat, auf das befreundete Preußen basiert wurde. Der Wert, den ausreichende finanzielle Bereitschaft im Verein mit einer wohlgeordneten, weit vorausschauenden Verwaltung für eine schnelle Durchführung der Kriegshandlung besitzt, tritt hier deutlich hervor. Improvisationen, wie sie damals auf russischer Seite stattfanden, vermögen eine sorgfältige Vorbereitung im Frieden niemals zu ersetzen.

Die erwähnten Verhältnisse beim russischen Heere haben den Polen noch mehrfach Gelegenheit zu erfolgreichen Offensivstößen gegeben. Erst Anfang September ist es dem Feldmarschall Paskiewitsch, der den an der Cholera verstorbenen Feldmarschall Diebitsch ersetzte, gelungen, Warschau zur Unterwerfung zu bringen.

Der Krimkrieg.

Nachdem die Sorge des Kaisers Nikolaus in den Jahren 1848 und 1849 vornehmlich der Beruhigung des von Revolutionen heimgesuchten Europa gegolten und er selbst zur Niederwerfung der ungarischen Erhebung Österreich seine Waffenmacht geliehen hatte, richtete er vom Jahre 1852 ab seine Aufmerksamkeit erneut auf die orientalische Frage, jetzt in der Absicht, England eine Teilung der Türkei vorzuschlagen. England war indessen gesonnen, die Herrschaft der Türken zu stützen, und Frankreich sah sein Schutzrecht über die Katholiken des Orients durch die zugunsten der Anhänger der griechischen Konfession

von Rußland bei der Pforte erhobenen Forderungen gefährdet. Um diesen Nachdruck zu verleihen, besetzte Rußland im Juli 1853 die Donaufürstentümer, worauf gegen seinen Protest die englisch-französische Flotte in die Dardanellen einlief, und der Sultan Rußland den Krieg erklärte. „Er befand sich nicht mehr allein dem Zaren gegenüber; zum ersten Mal seit 1815 sollten die Großmächte sich gegenseitig bekriegen, das europäische Konzert war endgültig zerstört."*)

In England hat es der leitende Whig-Minister Palmerston von 1834 bis zu seinem im Jahre 1865 erfolgenden Tode vortrefflich verstanden, die militärische Schwäche des Landes nach außen hin zu verbergen. Die revolutionären Bestrebungen und Umwälzungen in Europa fanden überall seine Unterstützung. So bildete sich mit kurzen Unterbrechungen, in denen ein Tory-Ministerium am Ruder war, immer mehr eine Rivalität Palmerstons gegen Kaiser Nikolaus heraus. Die konservative Politik der Ostmächte befand sich im Gegensatz zu der liberalen Politik der Westmächte. Deren Führung ging, seit Napoleon III. sich durch den Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 zum Alleinherrscher Frankreichs gemacht hatte, mehr und mehr an diesen über. Es gelang ihm, nachdem er die Widerstände im Innern unterdrückt hatte, Frankreich für mehr als ein Jahrzehnt die führende Rolle in Europa zu erwerben. Zu Hilfe kam ihm hierbei, daß seine allerdings tüchtige Armee bei der mangelhaften Kriegsbereitschaft der übrigen Staaten allgemein für stärker gehalten wurde, als sie tatsächlich war.

So erblickte denn Napoleon III. in der orientalischen Krisis eine willkommene Gelegenheit, das Prestige seines neuen Kaiserreichs zu heben, der französischen Armee etwas von dem Ruf zurückzugewinnen, den sie unter seinem großen Oheim genossen hatte. Der Bruch mit Rußland wurde dadurch herbeigeführt, daß nach der Vernichtung der türkischen Flotte bei Sinope durch die russische Schwarze Meer-Flotte die englisch-französische Flotte im Januar 1854 in das Schwarze Meer einlief, und an die russischen Kriegsschiffe die Aufforderung richtete, sich nach dem Kriegshafen von Sewastopol zurückzuziehen. Dennoch erfolgte die Kriegserklärung Frankreichs und Englands an Rußland erst Ende März, nachdem Nikolaus der Aufforderung, die Donaufürstentümer zu räumen, nicht

*) Seignobos, a. a. O.

nachgekommen war. Die Westmächte schlossen mit der Türkei ein förmliches Bündnis ab und landeten Truppen zum Schutze Konstantinopels. Eine nach der Dobrudscha übergeführte französische Division fand dort jedoch keinen anderen Feind mehr zu bekämpfen als die Cholera, da die Russen die Belagerung von Silistria aufhoben, sowie die Dobrudscha und die Donaufürstentümer räumten.

Es geschah dieses infolge des Einmarsches von 50 000 Österreichern, die nunmehr die Walachei und die Moldau besetzten. Diese Maßregel erfolgte, ohne daß Österreich Rußland den Krieg erklärte, angeblich, weil eine Machterweiterung Rußlands auf Kosten der Türkei an der unteren Donau den Interessen Österreichs und Deutschlands nicht entspräche. Kaiser Nikolaus, wiewohl er anfänglich die Aufforderung Österreichs, die Donaufürstentümer zu räumen, mit der Aufstellung von drei mobilen Armeekorps an der galizischen Grenze beantwortet hatte, gab unter dem Eindruck weiterer österreichischer Rüstungen dennoch nach. Die mit der Türkei verbündeten Westmächte, denen sich später auch Sardinien zugesellte, aber standen vor der Frage, was nun zu beginnen sei und einigten sich schließlich auf eine Expedition nach der Krim. Diese trat sonach an Stelle des Verteidigungskrieges zum Schutze der Türkei.

Die eigentümlichen kriegerischen Maßnahmen auf beiden Seiten, wie sie hier ergriffen wurden, dieses energielose Herumtasten, lassen erkennen, wie verderblich eine im Grunde ungesunde Politik, hinter der kein machtvoller Wille steht, die Kriegführung beeinflußt. Nur Ansprüche, keine eigentlichen, die Völker unmittelbar berührenden Lebensinteressen kamen in Frage. Die eingegangenen Bündnisse waren unnatürlich. Österreichs Interesse wäre am ehesten an der Seite Rußlands zu suchen gewesen, statt dessen ergriff es eine Reihe halber Maßregeln. Die Westmächte aber konnten ihren Willen dem Zaren nur dann wirklich aufzwingen, wenn es ihnen gelang, nicht nur Österreich, sondern auch Preußen zu einem allgemeinen Angriffskriege gegen Rußland fortzureißen. Das aber wurde durch die neutrale, Rußland freundliche Haltung Preußens vereitelt. Auch die Interessen der Westmächte gingen im Orient zum Teil auseinander. Frankreich zog für sich selbst im Grunde keinen Gewinn daraus, daß es England behilflich war, die Seemacht Rußlands im Schwarzen Meere und deren Stützpunkte zu zerstören. Der für beide Parteien so ruhmvolle und

überaus verlustreiche Kampf um Sewastopol konnte, da ein allgemeiner Angriffskrieg Europas gegen Rußland nicht zustande kam, keine durchgreifende Wirkung üben. Er hatte ebenso wie die Unternehmungen der englisch-französischen Flotte in der Ostsee nichts anderes als eine Schwächung Rußlands im Gefolge. Wenn diese gleichwohl sehr empfindlich war, so lag es wesentlich an den inneren Verhältnissen des Zarenreiches und an seiner Kriegführung.

In Rußland war man auf einen Angriff stärkerer Kräfte gegen die Küsten des Schwarzen Meeres nicht gefaßt. In dem begreiflichen Wunsche, die Ostseeküste wirksam zu schützen, waren an dieser 200 000 Mann aufgestellt worden, 140 000 Mann wurden bei der Unsicherheit, die über die endgültigen Absichten Österreichs bestand, in Polen für notwendig erachtet. 180 000 Mann waren aus den Donaufürstentümern nach Bessarabien zurückgezogen worden und nur 50 000 Mann standen, einschließlich der Besatzung von Sewastopol, auf der Halbinsel Krim. Sie hätten immerhin genügt, die Landung der 57 000 Verbündeten, wenn nicht zu verhindern, so doch sehr zu erschweren. Der russische Oberkommandierende, Fürst Menschikow, aber war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Auch als er im Spätherbst 1854 auf 100 000 Mann verstärkt war, gelang es ihm nicht, die jetzt 70 000 Mann zählenden Verbündeten von der Halbinsel zu verdrängen. Sein Nachfolger, Fürst Gortschakow, war nicht glücklicher. Er verfügte im Sommer 1855 zwar über 170 000 Mann, aber die Verbündeten hatten jetzt, nach Hinzutritt einer sardinischen und einer türkischen Division, 185 000 Mann in der Krim.

Wenn der Krieg, trotz der genialen Verteidigung Sewastopols durch Totleben und der unübertrefflichen Standhaftigkeit der russischen Truppen für Rußland unglücklich verlief, so trug in erster Linie das herrschende System schuld. Kaiser Nikolaus, der keine Selbständigkeit aufkommen ließ, wollte die Leitung in der Hand behalten. Bei der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes von Petersburg aber mußte sich dieses Bestreben schwer rächen. Die Generale wiederum waren bei der herrschenden Zentralisation gewöhnt, alles vom Kriegsministerium zu erwarten. Dieses aber zeigte sich der Lage in keiner Weise gewachsen. Der Kriegsminister, Fürst Dolgoruki, schreibt Ende Dezember 1854 dem Fürsten Gortschakow:*) „Gewiß macht man sich

*) Schilder, Leben Totlebens, I.

selbst und seine Mitarbeiter verantwortlich für das Versagen der Verwaltungsmaschine, aber wenn der Mangel einer leistungsfähigen Industrie, die großen Entfernungen und die schlechten Verkehrsverhältnisse einem immer wieder unübersteigliche Hindernisse bereiten, dann sinkt im Grunde diese Verantwortlichkeit zu einem leeren Wort zusammen. . . . Man kämpft nach Möglichkeit gegen alle Hindernisse an, man muntert immer wieder auf, aber man ist genötigt zuzugeben, daß unser teures Vaterland sich noch in der Kindheit befindet. Man muß an meiner Stelle stehen, um die ungeheuren Schwierigkeiten würdigen zu können, die sich in stets wachsendem Maße vor der Zentralverwaltung auftürmen."

Im Gefühl dieser seiner Ohnmacht hatte der Kriegsminister bereits wenige Tage vorher dem Fürsten Gortschakow geschrieben: „Wenn wir zu einem allgemeinen Frieden gelangen könnten, selbst unter einigen Konzessionen, wäre es das beste. Wir haben von der Fortsetzung des Krieges nichts zu erhoffen, unsre Lage kann nur schlimmer werden. . . . Dieser Mangel an jeglichem Geschick bei uns ist zum Verzweifeln, wir opfern immer mehr Menschen, Material und Geld, und das alles umsonst."

Wie wenig entscheidend gleichwohl die schließliche Einnahme von Sewastopol im September 1855 war, offenbarte sich darin, daß die Verbündeten nach ihr in Verlegenheit waren, was sie weiterhin unternehmen sollten, denn an eine Invasion des russischen Reiches war nicht zu denken. So führten denn die seit dem im März 1855 erfolgten Tode des Kaisers Nikolaus in Wien angeknüpften Verhandlungen im Januar zu dem Übereinkommen, auf einem Kongreß in Paris die Friedensbedingungen festzusetzen. Diese brachten Rußland die Demütigung einer Neutralitätserklärung bezüglich des Schwarzen Meeres, auf dem in Zukunft kein Staat eine Kriegsmarine unterhalten durfte. Die Donaufürstentümer wurden als demnächstiges Fürstentum Rumänien ein selbständiger Staat unter türkischer Oberhoheit. Die Mächte garantierten im übrigen den Besitzstand der Türkei und die Freiheit der Donauschiffahrt. Rußland rückte von der Strommündung ab, indem es einen Teil von Bessarabien an Rumänien abtrat.

Die wirtschaftlichen Erschütterungen, die Rußland durch den Krieg erlitt, sind dadurch, daß in den Kriegsjahren die Ernte gut, sonst in ganz Europa jedoch schlecht war, nicht dauernder Art gewesen. Die

Getreidepreise stiegen und die Ausfuhr brachte bedeutenden Gewinn; sie schlug nur der Blockade wegen den Landweg ein, durch dessen größere Kostspieligkeit auf diese Weise England und Frankreich nicht unerhebliche Schädigungen erwuchsen. Die russischen Staatsfinanzen wurden allerdings durch den Krieg schwer getroffen. Wenn es auch gelang, mit Hilfe der steigenden Goldproduktion den Papierrubelkurs nicht unter 93 vom Hundert sinken zu lassen, so belief sich der Fehlbetrag 1855 doch auf 533 Millionen Rubel und die Höhe des umlaufenden Papiergeldes stieg 1859 auf 735 Millionen Rubel. Die durch den Krieg verursachten Ausgaben einschließlich der Naturallieferungen nach der Krim sind auf 4 Milliarden Francs berechnet worden.*) Von der Erschütterung, die sie im Krimkriege erfuhren, haben sich die russischen Staatsfinanzen in den nächsten zwanzig Jahren nicht völlig zu erholen vermocht, sie wirkte noch im Türkenkriege von 1877/78 nach.

Die Ausgaben Englands im Krimkriege beliefen sich auf 1855 Millionen Francs, diejenigen Frankreichs auf 1660 Millionen Francs. Während England die Kriegskosten zum weitaus größten Teil durch Erhöhung der Steuern deckte und nur zum geringeren Teil auf dem Wege der Anleihe, verfuhr Frankreich gerade umgekehrt. Beide wirtschaftlich sehr entwickelten Länder erlitten durch den Krieg keine bemerkbare Schädigung.

Der Krieg von 1859 in Italien.

Indem Rußland von der beherrschenden Stellung in Europa, die es unter Nikolaus beansprucht hatte, zurückgedrängt wurde, hob sich diejenige Frankreichs. Der Pariser Kongreß bedeutete einen persönlichen Erfolg Napoleons III. Er fühlte sich ermutigt, seine Politik fortzusetzen, die darauf ausging, das Nationalitätsprinzip hervorzukehren, indem Frankreich scheinbar in selbstloser Weise den unterdrückten und durch die Verträge von 1815 zerrissenen Nationen zur Einheit verhalf. Hierbei sollte gleichzeitig einiger Landgewinn für Frankreich abfallen. Auf diese Weise hoffte der Kaiser sich die Dankbarkeit der Franzosen und damit die Befestigung seiner Dynastie zu sichern. Nicht durchaus mit kriegerischen Mitteln, sondern, wenn möglich auf dem Wege internationaler Kongresse suchte er zum Ziel zu gelangen. Es war eine Politik der Halbheiten, die keinen

*) Leroy-Beaulieu, Recherches économiques sur les guerres contemporaines 1853—1866. Angeführt bei Ludwig, a. a. O.

großen Einsatz wagte und daran schließlich zugrunde gegangen ist. Der Krieg von 1859 in Italien sollte eine Probe solcher Politik liefern.

Die Förderung der italienischen Einheitsbestrebungen durch Sardinien hatte zu einer Entfremdung zwischen den Kabinetten von Wien und Turin geführt. Cavour sicherte sich im geheimen die Unterstützung Napoleons III. für den Kriegsfall gegen Zusicherung der Abtretung altsavoyischer Lande. Nachdem der Lieblingsgedanke Napoleons III., die italienische Frage durch einen Kongreß zu lösen, sich nicht hatte verwirklichen lassen, führte die wachsende Spannung zwischen Sardinien und Österreich dadurch zum Kriege, daß Österreich am 19. April an den König Viktor Emanuel die Forderung der Abrüstung stellte, und als dieser nicht nachgekommen wurde, mit 110 000 Mann in sardinisches Gebiet einrückte.

Moltke sagt über diesen Zeitpunkt:*) „Vom rein militärischen Standpunkt erscheint dieser rasche Schritt völlig gerechtfertigt. Nur mußten von diesem Augenblick an alle politischen Rücksichten sich den strategischen unterordnen. Das Schwert war gezogen, nur das Schwert konnte jetzt noch entscheiden. Alles kam auf ein rücksichtslos schnelles Handeln an. Man wußte, daß nur die algerischen Truppen zur Zeit schon völlig kriegsbereit seien. Die unermeßlichen Vorbereitungen zur Mobilmachung eines großen französischen Heeres waren noch keineswegs beendet. . . . Man durfte hoffen, die Sardinier früher anzugreifen als die französische Hilfe wirksam werden konnte." In diesem Sinne waren auch die dem österreichischen Oberbefehlshaber, Feldzeugmeister Grafen Gyulay, erteilten Weisungen gehalten, er glaubte jedoch bei der Nähe der Franzosen nicht mehr einen vernichtenden Schlag gegen die 60 000 Sarden führen zu können, wiewohl die Franzosen ihren Verbündeten in den nächsten beiden Wochen an der Ostgrenze ihres Landes unmöglich wirksame Unterstützung gewähren konnten. So kam es nur zu einer Besetzung der sogenannten Lomellina, des sardinischen Gebiets zwischen Ticino und Sesia.

Wenn auf militärischem Gebiet hier zu Anfang unzweifelhaft mehr hätte geleistet werden müssen, so war auf einen durchgreifenden Erfolg bei den unzureichenden Streitkräften, die Österreich für den italienischen Kriegsschauplatz in Ansatz brachte, doch nicht zu rechnen.

*) Mil. Werke III. 3. Der Italienische Feldzug des Jahres 1859. Neuausgabe des Großen Generalstabes von 1904.

Es waren politische Gründe, die dahin geführt hatten, weil ursprünglich nur mit einer Niederwerfung des vereinzelten Sardiniens gerechnet worden war, während die größere Armee unter Zutritt der süddeutschen Kontingente und unter Mithilfe Preußens am Rhein in Tätigkeit treten sollte. Hätten sich diese Absichten rechtzeitig verwirklichen lassen, so wäre es allerdings Napoleon III. unmöglich gewesen, Sardinien in Italien Bundeshilfe zu leisten. Er hätte seine Gesamtmacht zum Schutze der eigenen Grenzen aufbieten müssen. Preußen war jedoch nur geneigt, für Österreich einzutreten, wenn deutsche Interessen gefährdet wurden, und bevor noch die Unterhandlungen mit Preußen zum Abschluß kamen, richtete Österreich sein Ultimatum an Sardinien. Auf diese Weise blieb es in dem bevorstehenden Kampfe vereinzelt und sah sich dazu noch durch die zweifelhafte Haltung Rußlands und die Unzuverlässigkeit Ungarns in seiner militärischen Kraftentfaltung behindert.

Nicht nur der Zahl nach war indessen die österreichische Heeresmacht schwach, auch ihre innere Festigkeit ließ noch viel zu wünschen. Der Geist der Armee war gut und zum Teil vortrefflich, die Regimenter italienischer Abstammung blieben freilich unzuverlässig. Sie mußten zum größten Teil zurückverlegt werden. Auch die ungarischen Regimenter versagten zum Teil. Die Revolutionsjahre, insbesondere die Niederwerfung des ungarischen Aufstandes, Truppenansammlungen in Böhmen bei dem 1850 drohenden Konflikt mit Preußen, der Aufmarsch starker Kräfte in Siebenbürgen und Galizien während des Krimkriegs, hatten die Armee nicht zur Ruhe, und eine eingeleitete Vermehrung der Kaders nicht zur Durchführung kommen lassen. Auf diese Weise wurde es nötig, um die Lücken auszufüllen, die bei der Infanterie fast ein Viertel der Sollstärke betrugen, für Italien, die Hälfte der österreichischen Streitmacht — fast sieben Armeekorps von zwölf — in Anspruch zu nehmen, um mit wenig mehr als 100 000 Mann die Grenze überschreiten und 50 000 Mann zur Sicherung des Rückens dieser Armee aufstellen zu können. Erst zu einer späteren Zeit war es möglich, weitere Verstärkungen heranzuziehen und eine zweite Armee zu bilden.

Auch die französische Armee, die in der Stärke von 117 000 Mann teils über die Alpen, teils zu Schiff über Genua der kleinen sardinischen Armee zur Hilfe herangeführt wurde, wies große Lücken auf. Insgesamt zählte die Armee des zweiten Kaiserreichs einschließ-

lich der Truppen in Algier rund 400 000 Mann. „Die Armee besaß damals in der Friedensformation eine so wenig fesselnde Gliederung, daß erst im Bedarfsfall für jeden Krieg die Regimenter zu größeren Einheiten unter vollster Berücksichtigung der Beschaffenheit des Kriegstheaters, der Armee-Einrichtung des Gegners, der ökonomischen Verhältnisse und selbst der Dislokation der Truppen zusammengesetzt werden konnten. . . . Auf diese Weise bestand in der französischen Armee eine große Ungebundenheit in der Aufstellung der Kriegsgliederung."*) Auch waren Führer und Truppen mit Sorgfalt für diesen Feldzug ausgewählt. 15 Regimenter waren aus Algier herangezogen, 23 hatten am Krimkriege teilgenommen. Da infolge der zulässigen und in weitestem Maße geübten Stellvertretung die Armee zahlreiche altgediente Soldaten besaß, stellte sie in der Zusammensetzung wie sie gegen den Feind geführt wurde, nahezu eine Armee von Berufssoldaten dar, die eine große militärische Tüchtigkeit besaß. Es liegt jedoch auf der Hand, daß solche Zusammenstellung, wie sie hier erfolgte, nur für einen bestimmten, begrenzten Zweck angängig ist und der höhere Wert des mobilen Teils der Armee nur auf Kosten der Gesamtheit gewonnen werden konnte, daß sowohl die Verteidigungsfähigkeit Frankreichs wie die Möglichkeit der kraftvollen Führung eines großen Angriffskrieges darunter leiden mußten. Auch war es Napoleon III. keineswegs um einen solchen zu tun.

Der Verlauf der Operationen entsprach der ziffermäßigen Überlegenheit der verbündeten frankosardischen Armee nicht. Zwar blieb ihr bei Magenta am 4. Juni der Sieg, aber nur weil der österreichische Führer sich vor einer keineswegs aussichtslosen Wiederaufnahme des Kampfes am folgenden Tage scheute und die Armee in das Festungsviereck zurückführte. Hier verstärkte sie sich auf 160 000 Mann, die in zwei Armeen gegliedert unter dem persönlichen Befehl des Kaisers Franz Joseph am 24. Juni gegen die etwa gleichstarken Verbündeten bei Solferino eine zweite Entscheidungsschlacht schlugen. Auch sie wurde von den Österreichern wesentlich wegen des fehlenden Zusammenwirkens der einzelnen Armeeteile verloren. Ein glänzender Teilsieg, den auf dem rechten österreichischen Flügel Benedek über die Sarden erfocht, konnte das Schicksal des Tages nicht wenden. Die österreichische Armee wich hinter den Mincio zurück.

*) Moltke, a. a. O.

„Das Schicksal Italiens war entschieden", sagt Friedjung*) von diesem Augenblick. An andrer Stelle**) äußert er: „Wohl eilte Italien im neunzehnten Jahrhundert mit innerer Notwendigkeit seiner Einigung zu, aber ein Feldherr wie Radetzky konnte den vollständigen Sieg der nationalen Idee im Süden der Alpen fast um ein Menschenalter verzögern. . . . Das Schicksal der einzelnen Generation oder gar der Ausgang jedes besonderen Krieges hängt oft weniger von der Gediegenheit der verschiedenen Volksnaturen als von den Fähigkeiten der handelnden Menschen ab. Die Geschichte ist also ein kunstvolles Gewebe von Notwendigkeit und Zufall — und in den vieldeutigen Begriff des Zufälligen fällt alles Persönliche, wie männliche Tatkraft und Frauenschönheit, die Feinheit des Diplomaten, der Ernst und das Feuer der Heerführer, die eifersüchtige Wirksamkeit politischer Parteien. Durch all dies werden die kommenden Ereignisse auch für den scharfblickendsten zeitgenössischen Beobachter schwer berechenbar."

So mancher politische und militärische Mißerfolg findet darin seine Erklärung, daß es sich hier um etwas Unwägbares, den entscheidenden Einfluß der Persönlichkeit handelt. Man denke sich einen Radetzky an die Stelle Gyulays und bei Magenta hätte frischer Lorbeer die so oft auf den Schlachtfeldern der Lombardei zum Siege getragenen österreichischen Feldzeichen geschmückt. Napoleon III. gebrach es nicht an militärischer Einsicht, wie wenig er aber im Grunde ein Kriegsmann war, läßt die Bemerkung erkennen, die er damals fallen ließ: Der Krieg sei ihm eine verhaßte Sache, der Zufall spiele in ihm eine zu große Rolle. So ist es erklärlich, daß er nach Solferino alsbald eine Verständigung mit Österreich suchte. Er scheute sich vor dem Festungsviereck, das so viel Kräfte beanspruchte, daß die verbleibenden zur Fortsetzung der Offensive nicht ausgereicht hätten. Dazu kam, daß die Stimmung im französischen Heere Sardinien überaus ungünstig war.

Entscheidend waren allerdings politische Gründe. Hierüber sagt Moltke:***) „Kaiser Napoleon hatte immer nur einen italienischen, nicht aber einen europäischen Krieg führen wollen und in einen solchen mußte er unausbleiblich verwickelt werden, wenn er den Kampf weiter fortsetzte. . . . Preußen stand völlig gerüstet. Die Mobil-

*) Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, I.
**) Ebenda II. Einleitung.
***) A. a. O.

machung von zwei Dritteln seiner Armee war beendet, der Rest befand sich auf Kriegsstärke. Die Truppen setzten sich bereits nach ihren Versammlungsplätzen in Marsch. Es war kein Geheimnis, daß am 15. Juli der Eisenbahntransport nach dem Rhein beginnen werde, welcher in sehr kurzer Zeit ein Heer von 250 000 Mann dort versammelte, denen die übrigen deutschen Kontingente sich anzuschließen bereit waren. Somit war ernste Gefahr im Verzuge. Hierzu kam noch eine Mißstimmung über das Verhalten Viktor Emanuels, dessen Bestreben, sich möglichst unabhängig zu stellen, je länger je mehr hervortrat. Die italienischen Angelegenheiten drohten Dimensionen anzunehmen, die nicht mehr zu beherrschen waren."

Österreich ging auf einen Frieden ein, der ihm zwar die Lombardei kostete, Venetien dagegen beließ. Napoleon III. scheute sich nicht, seinen ursprünglichen Plan der Befreiung von ganz Norditalien einzuschränken, zumal Frankreich selbst Savoyen und Nizza gewann. Bei einer Zusammenkunft mit dem Kaiser Franz Joseph in Villafranca hat Napoleon III., um schneller den gewünschten Frieden zu erlangen, sich nicht gescheut, unwahre Beschuldigungen gegen Preußen zu erheben, indem er vorgab, daß dieses mit ihm und England Unterhandlungen pflege über eine Abtrennung nicht nur der Lombardei, sondern auch Venetiens von Österreich. Das Mißtrauen zwischen den beiden deutschen Großmächten fand dadurch neue Nahrung.

Über die militärischen Gründe, die Österreich zum schleunigen Abschluß des Friedens von Villafranca bewogen, sagt Friedjung:*) „Man hatte sich genötigt gesehen, das unzuverlässige Korps des Grafen Clam-Gallas, das zumeist aus Ungarn bestand, in das Innere Österreichs zurückzuschicken, außerdem mußte eine Division des II. Korps, dessen kroatische Grenztruppen sich als kriegsuntüchtig erwiesen, aufgelöst werden. Vergeblich hatten demgegenüber die Nordslawen wie die Rumänen voll ihre Schuldigkeit getan, die Deutschen den alten Ruhm der Kaiserlichen Waffen durch neue tapfere Taten erhöht. Schlimm stand es mit der notwendigen Ergänzung des Heeres. Neun von den zwölf Armeekorps des Staates kämpften bereits in Italien; ein weiteres war unentbehrlich für die Niederhaltung Ungarns; als die Gefahr wuchs und man die notgedrungene

*) A. a. O. I.

Ausmusterung der ungarischen und kroatischen Truppen vornahm, mußten die letzten zwei verfügbaren Korps des Reiches nach dem südlichen Kriegsschauplatze aufbrechen. Die peinlichste Verlegenheit erwuchs, weil Österreich nicht ein zweites Heer besaß, welches gemäß seinen früheren Anerbietungen am Rhein erscheinen sollte. Es wäre selbst schwer gewesen, die nach Bundesrecht am Rhein aufzustellenden 80 000 Mann zur rechten Zeit aufzubringen. . . . Wohl war die Aufstellung zweier neuer Korps angeordnet worden, aber für diese waren nur ungeschulte Rekruten vorhanden, es fehlte an Offizieren und an Ausrüstung."

Entschloß man sich, mit Preußen einmütig zusammenzugehen, so wären gleichwohl diese Schwierigkeiten zu überwinden gewesen, denn schwerlich konnten die Verlegenheiten des Gegners ganz verborgen bleiben. Gestützt auf das Festungsviereck konnte in Italien auch mit einer Minderheit ein Verteidigungskrieg fortgeführt werden und es war alsdann immer noch möglich, etwa drei bis vier Armeekorps an den Oberrhein zu transportieren. Entscheidend für den überstürzten Frieden blieb die trostlose Finanzlage des Staates.

Österreich war eben im Begriff seine verfahrenen Finanzen einer Gesundung zuzuführen. Der Abschluß einer Münzkonvention mit dem Deutschen Bunde stand bevor. Die Einziehung des Papiergeldes mit Zwangskurs hatte begonnen, als der Krieg diese Maßnahmen unterbrach. Die Bank von Wien zahlte gegen Aufhebung der Einlösungspflicht der Noten 134 Millionen Gulden als Vorschuß auf eine später aufzulegende Anleihe von 200 Millionen.*) Erhöhung der Steuern mußte weitere Mittel schaffen. Zu Ende des Krieges verfügte die Bank von Wien nur über einen Barbestand von 9 Millionen Gulden gegen einen Notenumlauf von 453 Millionen Gulden. Das Agio für Metallgeld stieg auf 30 bis 50 vom Hundert. Die Kriegsausgaben beliefen sich insgesamt auf 254 Millionen Gulden. Die Nachwirkungen des unglücklichen Krieges machten sich noch 1866 geltend. Damals litt die österreichische Regierung bereits während der Mobilmachung unter dem herrschenden Geldmangel. Ausgabe von Noten mit Zwangskurs und Anleihen halfen notdürftig aus.

Der nordamerikanische Sezessionskrieg 1861 bis 1865.

Die ganze Bedeutung des Geldes für die Kriegführung trat nicht lange darauf im großen Bürgerkriege Nordamerikas, der die Union zu zerreißen drohte, hervor. Hier bietet die unterliegende Partei zugleich

*) Ludwig, a. a. O.

das seltene Beispiel einer Gegenwehr bis zur völligen Erschöpfung der materiellen und personellen Mittel.

Der Krieg entstand aus dem sich mehr und mehr verschärfenden Gegensatz zwischen dem Norden und Süden der Union. Es waren wesentlich Gegensätze wirtschaftlicher Natur, die den Anlaß zum Bruche bildeten. Die Sklavenfrage an sich blieb lange Zeit hindurch eine mehr nebensächliche. Erst später wurde die Forderung nach Abschaffung der Sklaverei im Norden allgemein erhoben und als willkommenes Agitationsmittel gegen den Süden verwertet. Für diesen aber bildete das Fortbestehen der Sklaverei eine Lebensfrage. Maßgebend blieb vor allem, daß im Norden Handel und Industrie herrschend waren und hohe Schutzzölle erstrebten, während dem Süden an erleichterter Ausfuhr seiner landwirtschaftlichen Erzeugnisse, vornehmlich der Baumwolle, gelegen sein mußte, daß der Norden ein besonderes Interesse daran hatte, die Zollerträge für Anlagen nutzbar zu machen, die in erster Linie seiner Industrie zugute kamen, den Süden aber gleichgültig ließen. Sonach trug der Gegensatz zwischen Industriestaaten und Ackerbaustaaten bereits den Keim des Zwiespalts in sich, wenn auch vielfache in der Verfassung der großen Republik bestehende Lücken sein Wachstum befördert haben.

Die Verfassung des Gesamtstaates konnte tatsächlich verschieden ausgelegt werden, so daß sowohl der Norden, der mehr die Einheit, den Bundesstaat, als der Süden, der mehr die Freiheit der Einzelstaaten, den Staatenbund, hervorkehrte, sich mit gleichem Recht auf die Verfassung berufen zu können glaubte. Unzweifelhaft aber waren die Südstaaten im Recht, wenn sie in der Frage der Sklavenhaltung die Gesetzgebung der Einzelstaaten laut der Unionsverfassung als allein zuständig bezeichneten. Für den Süden war die Sklavenfrage einfach eine Daseinsfrage. Seine weiße Bevölkerung umfaßte Leute sehr verschiedenen Bildungs- und Besitzstandes, die schon ihrer Zahl wegen nicht als eine Aristokratie im eigentlichen Sinn gelten konnten. Es ist daher durchaus willkürlich, wenn man die sogenannten „Pflanzerbarone" des Südens in Gegensatz zu den freiheitlich gesinnten Politikern des Nordens, den Emporkömmlingen, die dort die Macht in Händen hatten, gebracht hat, denn tatsächlich war der Süden nicht minder freiheitlich gesinnt als der Norden. Zutreffend ist nur, daß im Süden, namentlich in Virginien, eine Anzahl durch Bildung und Besitz ausgezeichneter und um die Geschicke des Gesamtstaates hoch-

verdienter Familien ansässig war. Es sind vorzugsweise Angehörige dieser Geschlechter alt-englischen Ursprungs, die bis dahin den Präsidentenstuhl der Union, von Washington beginnend, innegehabt und die wichtigsten Staatsämter bekleidet haben.

Der Norden mit seinen großen Städten und seiner zahlreichen Arbeiterbevölkerung überwog mit seinen 19 Millionen schon an sich den Süden mit nur 12 Millionen Einwohnern. Da von diesen noch etwa 4 Millionen Neger abgingen, war das Mißverhältnis tatsächlich noch größer. Da ferner der Norden auf dem westlichen Kriegsschauplatz, von einzelnen Rückschlägen abgesehen, in stetem Fortschreiten blieb, und nur im Osten, in Virginien, ihm Erfolge lange Zeit versagt blieben, so gestaltete sich das Machtverhältnis für den Süden sehr bald noch weit ungünstiger, so daß der eigentliche Entscheidungskampf von etwa 5 Millionen gegen 20 durchgefochten worden ist.

Außer über eine stärkere und enger zusammenwohnende Bevölkerung gebot der amerikanische Norden auch über ganz andere materielle Hilfsmittel als der Süden. Dieser konnte mit den flüssigen Geldmitteln und mit der reichen Industrie des Nordens den Wettkampf nicht aufnehmen, zumal er gewohnt war, nicht nur seine industriellen Bedürfnisse, sondern auch das notwendige Brotkorn großenteils vom Norden zu beziehen. Mit großer Energie ging zwar der Süden alsbald daran, die gewohnte Bodenkultur umzuwandeln und an Stelle der Baumwolle Korn zu bauen sowie, sich eine eigene Industrie zur Herstellung von Kriegsmaterial zu schaffen, aber die nach dieser Richtung unternommenen Versuche trugen doch den Stempel des Notbehelfs an sich.

Wenn trotz dieser mißlichen Verhältnisse der Süden sich nicht nur Jahre hindurch mit Erfolg gewehrt hat, sondern zeitweilig sogar als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen zu sollen schien, so lag das vor allem an seinem unzweifelhaft besseren Menschenmaterial. Die Gewohnheit des Lebens im Freien, die Beschäftigung mit der Jagd und die Indianerkriege hatten die Bevölkerung der Südstaaten gestählt. Die Söhne der zahlreichen Farmer des Landes, die von Jugend an auf dem Pferde zu Hause waren, lieferten ein treffliches Material völlig bereiter, auf Blutpferden berittener Kavalleristen. Der Krieg weckte die natürliche Neigung einer solchen Bevölkerung für den Krieg, so daß der Übergang zur allgemeinen Wehrpflicht

sich später ohne Schwierigkeit vollzog. Dazu erleichterte das Bestehen von drei verschiedenen Bevölkerungsklassen die militärisch-hierarchische Gliederung in dem neu geschaffenen Volksheere. Die herrschende Klasse besetzte die Offizierstellen, und es entstanden infolgedessen hier nicht die gleichen Nachteile wie im Norden aus der Wahl der Offiziere durch die Mannschaften. Die besitzlosen Weißen stellten das Soldatenmaterial, die Neger verblieben der Ackerarbeit und fanden bei Befestigungs- und anderen Kriegsarbeiten Verwendung. Verhältnismäßig viele, augenblicklich bei der schwachen regulären Armee der Vereinigten Staaten noch im Dienst befindliche und verabschiedete Offiziere entstammten den Südstaaten. Diese entschieden sich zum größten Teil für die Sache ihres Heimatstaates. Endlich kam im Süden vorteilhaft zur Geltung, daß dort in den maßgebenden Staaten die republikanische Staatsform noch eine solche im besten Sinne des Wortes war, daß sich die leitenden Männer von demagogischem Wesen mehr ferngehalten hatten, daß sich hier wirkliche Vornehmheit der Gesinnung und echte Heimatliebe fanden.

Das alles begünstigte eine straffe Leitung, zu der die Persönlichkeit des Präsidenten der Konföderation der Südstaaten, Jefferson Davis, ein weiteres beitrug. Ohne besondere staatsmännische Begabung, und ein Politiker extremster Richtung, war er doch eine sehr energische und praktische Natur; dazu brachte er als ehemaliger Offizier für die Kriegführung hinreichendes Verständnis mit und ließ sich in richtiger Einsicht mit weitreichenden kriegsherrlichen Vollmachten betrauen.

Der Masse der nordstaatlichen Offiziere, zum großen Teil auch den höheren Führern, fehlte zu Beginn nicht nur jede militärische Vorbildung, sondern auch die natürliche Autorität, die der besitzenden Klasse im Süden von selbst zufiel. Auch mangelte diesem Lande des Geschäftslebens und der gewerbsmäßigen Politiker der Opfermut und das gute Beispiel der wohlhabenden Klassen, das im Süden allgemein war, weil der Anlaß dazu im Norden nicht in gleichem Maße vorlag. Die nicht mehr als 14 000 Mann zählende reguläre Armee wurde nur um ein geringes vermehrt, aber starke Aufgebote von Freiwilligen brachten die Landmacht der Union sehr bald auf über eine halbe Million Köpfe. Diese Zahl bestand indessen vielfach nur auf dem Papier, da die Einzelstaaten diese Freiwilligen-Kontingente zu stellen hatten und es unterließen, sie rechtzeitig zu ergänzen, es viel-

mehr vorzogen, neue Truppenteile zu errichten, denn damit waren Geschäfte zu machen. Einflußreiche Leute, bekannte Politiker oder politische Flüchtlinge aus Europa mit einem angemaßten militärischen Ruf warben Regimenter und wurden als deren Obersten von den betreffenden Staaten bestätigt. Die Hauptleute und Leutnants wurden von den Mannschaften gewählt, nur die Generale vom Präsidenten der Union ernannt. Zu Anfang fehlte es im Norden überall an den organisatorischen Kräften, die imstande gewesen wären, diese Massen zusammenzufassen, da es gänzlich an geeigneten Kaders gebrach, auch Betrug und Unterschleife bei der Verwaltung sich in hohem Grade zum Schaden der Armee breit machten.

Der Krieg erstreckte sich alsbald über ein sehr mannigfaltiges Gebiet von mehr als der zehnfachen Ausdehnung des Deutschen Reiches oder von mehr als der Ausdehnung des europäischen Rußlands einschließlich Polens. Dieses Gebiet besaß zu jener Zeit nur eine Bevölkerung von 31 Millionen. Auch in den älteren, östlichen Staaten Nordamerikas stand die Dichtigkeit der Bevölkerung damals noch erheblich, selbst gegen die menschenleersten Gebiete Mitteleuropas zurück. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Bevölkerungsverhältnisse von tief einschneidender Wirkung auf die Kriegführung sein mußten. In dem gleichen Maße, wie ein Land mit alter, hochentwickelter Kultur entscheidendes, rasches Handeln begünstigt, wird ein dünn bevölkertes Gebiet die Operationen erschweren und verlangsamen. Hierdurch erklärt sich zum Teil die Schwierigkeit, die für die Union die Unterwerfung der Konföderation hatte. Sie wäre bei der inneren Überlegenheit der Konföderierten-Armee und deren besserer Führung überhaupt nicht gelungen, wenn nicht der Norden in der Marine ein gewaltiges Machtmittel besessen hätte, das dem Süden fehlte. Die Bedeutung der Marine wurde rechtzeitig erkannt. Sie ist während des Krieges von 42 bis auf 671 Fahrzeuge, darunter 71 Panzerschiffe und 37 große, mit schweren Geschützen armierte Dampfer angewachsen. Die Transportmittel der Handelsflotte ermöglichten die Landung an beliebigen Stellen der feindlichen Küste und der breiten Flußmündungen; sie begünstigten die Nachfuhr von Verpflegung und Munition auf dem verkehrsarmen Kriegsschauplatz. Die Flotte hat außerdem die Riesenaufgabe gelöst, eine Küstenstrecke von insgesamt 3900 Kilometer abzusperren.

Der maritimen Kraftentfaltung der Union entsprach ihre feste Haltung nach außen hin. So vorteilhaft auf konföderierter Seite die ungleich straffere Zentralisation und die militärische Einsicht gegen die Unsicherheit und den Dilettantismus, der sich in Dingen der Kriegführung in Washington zeigte, abstachen, so kraftvoll trat die auswärtige Politik der Union auf. In der Wahl seines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten, Seward, hatte Lincoln eine glückliche Hand gezeigt. Dieser bewahrte von Anfang an, namentlich Frankreich und England gegenüber, die alsbald die Konföderation als kriegführende Macht anerkannten, eine durchaus folgerichtige Haltung. Er ließ die europäischen Westmächte nicht im Zweifel darüber, daß jede Begünstigung der Konföderation oder gar die Anerkennung ihrer Selbständigkeit von der Union als Kriegsfall betrachtet werden würde. Napoleon III., der damals gerade in die mexikanischen Angelegenheiten*) verwickelt war, zeigte sich zur Einmischung geneigt, England aber zog es vor, ohne Krieg zu führen, den Niedergang der amerikanischen Handelsflotte auszunutzen. Diese hatte vor dem Sezessionskriege mit 5 300 000 Tons fast die englische von 5 700 000 Tons erreicht. Seitdem ist die amerikanische Handelsmarine der englischen nicht wieder nahe gekommen.**) Es zeigt sich hier deutlich, wie leicht ein Krieg, in den eine Welthandel treibende Nation verwickelt wird, von einer unbeteiligten dritten zur See ausgenutzt werden kann.

England hat außerdem damals nicht unterlassen, die Konföderation soweit zu unterstützen, wie es ohne offenen Bruch mit der Union möglich war, und hat den südstaatlichen Kaperschiffen Zuflucht in seinen Häfen gewährt. Von einer tätigen Parteinahme für die Konföderierten hat sich England vermutlich durch die Rücksicht auf das der Union benachbarte Kanada abhalten lassen. Vielleicht hat auch die Befürchtung mitgesprochen, durch ein Zusammengehen mit Frankreich, in diesem einen überseeischen Rivalen entstehen zu lassen. Allerdings „hat die weitere Entwicklung der Dinge

*) S. 241.

**) Der Gesamttonnengehalt der englischen Handelsmarine (Großbritannien und Irland) beträgt zur Zeit etwa das 4,5fache desjenigen der amerikanischen, einschl. der auf den großen Binnenseen verkehrenden Schiffe, und das 4,4fache der deutschen Handelsmarine. Der Dampfertonnengehalt Deutschlands beträgt dagegen fast das Doppelte desjenigen Amerikas und etwas über ein Viertel des englischen.

gelehrt, daß England damit die letzte Gelegenheit, seine Stellung als Weltmacht in Amerika neben den Vereinigten Staaten dauernd zu sichern, verpaßt hat. Hätte es seine Flotte eingesetzt und dem Süden die See frei gehalten, so würde es dem Norden trotz seiner großen numerischen Überlegenheit schwer, ja unmöglich geworden sein, den Süden zu erdrücken".*) Eine Weltpolitik im heutigen Sinne hat damals selbst den Westmächten fern gelegen, ihre Aufmerksamkeit galt doch noch vorzugsweise europäischen Angelegenheiten, abgesehen von rein kolonialen Interessen. So ist es denn dem Norden gelungen, den Abfall der Südstaaten zu vereiteln und damit der Union ihre jetzige Machtstellung zu sichern. Hätte er seine Kraft nicht an die Erhaltung der Union gesetzt, so wäre eine Spaltung eingetreten, die von weittragenden Folgen für die Gestaltung der heutigen Welt hätte sein müssen.

Die ersten Versuche, die Konföderierten mit Gewalt wieder zur Union zurückzuführen, scheiterten allerdings kläglich. Eine 1861 versuchte Offensive der 35 000 Mann zählenden Unionsarmee gegen die konföderierte Hauptstadt Richmond führte zur Schlacht am Bull Run, in der die nordstaatliche Armee vollkommen auseinanderstob. Nur die Schwäche und geringe Leistungsfähigkeit der gleichfalls improvisierten Konföderierten rettete die Bundeshauptstadt Washington davor, in Besitz des Feindes zu kommen. Nachdem längere Zeit der Organisation und Ausbildung der nordstaatlichen Armee gewidmet worden war, landeten im Frühjahr 1862 auf der Virginischen Halbinsel, zwischen James- und Yorkfluß 130 000 Mann unter General Mac Clellan. Es ist kennzeichnend für alle Kämpfe dieses Krieges, daß beide Parteien sich stets zunächst mit Axt und Spaten Deckungen zu schaffen suchten. Die Konföderierten aber verstanden gleichwohl beweglich zu bleiben, und so schlugen sie in heftigen Kämpfen, wiewohl kaum 70 000 Mann stark, die Unionsarmee zurück. Ohne Hilfe der Flotte, die sie wieder aufnahm, wäre sie völlig vernichtet worden.

Hierauf wurden auf nordstaatlicher Seite die Versuche, zu Lande nach Richmond vorzudringen, wieder aufgenommen, endeten aber jedesmal mit schweren Niederlagen. Wenn auch die Offensivstöße des südstaatlichen Feldherrn Lee in das feindliche Gebiet zweimal mißlangen, so behauptete er sich doch stets siegreich in Virginien

*) Schäfer, a. a. O. II.

selbst. Der Norden hatte keinen ihm ebenbürtigen General gegenüberzustellen. Auch Grant, dessen Erfolge im Westen, am Mississippi, ihm einen großen Ruf verschafft hatten, versagte, als er 1864 den Oberbefehl auf dem östlichen Kriegsschauplatz übernahm. Vergeblich versuchte er die nur halb so starke konföderierte Armee unter Lee in immer wiederholtem Anstürmen zu erdrücken. Nachdem Grant von seinen 150 000 Mann ein Drittel vergeblich geopfert hatte, führte auch er seine Armee auf die Schiffe, umging Richmond zur See und versuchte es, im Süden der konföderierten Hauptstadt mit einem belagerungsmäßigen Angriff gegen die verschanzten Linien des Gegners. Auch das führte bis zum Spätherbst 1864 nur zu weiteren schweren Verlusten. Dabei erschien plötzlich ein konföderiertes Streifkorps vor den Toren Washingtons und konnte nur mit Mühe abgewehrt werden.

Die nordstaatliche Armee hatte das Vertrauen in ihre Führer verloren. Auch an Grant begann man irre zu werden. Die schweren Verluste des Sommers hatten eine Kongreßakte notwendig gemacht, die abermals 500 000 Freiwillige zu den Waffen rief. Dazu wuchs die Staatsschuld bis ins Ungemessene, so daß sich eine allgemeine Niedergeschlagenheit im Norden zu zeigen begann. Jedermann hatte den Krieg im Grunde satt, und selbst das Vordringen des Generals Sherman nach Georgien, das nach und nach Richmond die Verbindung mit den südlichen Staaten der Konföderation unterband, erfolgte nicht so schnell, daß es die trübe Stimmung alsbald verscheucht hätte.

Für einen großen, länger andauernden Krieg war die Union in keiner Weise vorbereitet gewesen.*) Einige, gleich nach Ausbruch des Krieges aufgenommene sechsprozentige Anleihen halfen nur für den Augenblick. Eine vom Kongreß im Sommer 1861 genehmigte Anleihe von 250 Millionen Dollars war nach der Niederlage von Bull Run nur schwer unterzubringen. Unter diesen Umständen war es ein Glück für die Nordstaaten, daß die Einzelstaaten und die Gemeinden, denen die Aufstellung und Ausrüstung der Freiwilligen-Korps oblag, größeren Kredit genossen, als der Bundesstaat, weil dessen Bestand bis gegen Ende des Krieges dauernd gefährdet schien. Die Zentralregierung mußte sehr bald zur Papiergeldwirtschaft über-

*) Ludwig, a. a. O.

gehen. Den Kurs suchte man dadurch zu halten, daß die Scheine in 6prozentige Bonds umgetauscht werden konnten. Davon wurden für 500 Millionen Dollars, mit Rückzahlbarkeit von 5 bis zu 20 Jahren ausgegeben. Die Zinsen dieser Bonds sollten in Metallgeld gezahlt und hierfür die Zolleinnahmen verwendet werden. Trotz dieser Maßnahmen stieg das Goldagio gegen Papiergeld Ende 1862 auf 60 vom Hundert und zu Anfang des Jahres 1863 verschlechterten sich die Staatsfinanzen infolge neuer Niederlagen in Virginien abermals. Schon hatten 900 Millionen Dollars neuer Anlagen bewilligt werden müssen, und ein Ende des Krieges war noch nicht abzusehen. Erst die Gewinnung des ganzen Mississippi-Laufes während des Sommers 1863 brachte eine Besserung. Der Süden sah sich dadurch von seinen getreidebauenden Weststaaten abgeschnitten. Die wirtschaftliche Lage begann sich zu heben, da gerade der Krieg neue große Industrien entstehen ließ, wenn auch die Ausfuhr durch den erfolgreichen Kaperkrieg der Konföderierten lahmgelegt war. Werden doch allein die durch den konföderierten Kreuzer „Alabama" aufgebrachten Prisen auf 80 Millionen Francs geschätzt.

Man fand sich im Norden unter den sich allmählich bessernden wirtschaftlichen Verhältnissen schließlich mit der üblen Lage der Staatsfinanzen und dem Papiergeld ab, da man sie als einen vorübergehenden Zustand betrachtete. Es waren allerdings Anfang 1864 nicht weniger als 544 Millionen Dollars an Papiergeld im Umlauf. Jeder Mißerfolg, den Lees überlegene Feldherrnkunst den Waffen der Union brachte, gab Anlaß zu neuen Kursrückgängen. Das Goldagio, das nach Gewinnung der Mississippi-Linie im Vorjahre auf 22 vom Hundert gefallen war, stieg 1864 bis auf 130 vom Hundert, zeitweilig sogar bis auf 185 vom Hundert, als im Sommer 1864 das südstaatliche Streifkorps noch einmal Washington bedrohte.*) Es ist nach der Waffenstreckung Lees,**) im April 1865, bald auf 35 vom Hundert gefallen. Das hohe Goldagio hat freilich auf der anderen Seite die amerikanischen Anleihen günstig beeinflußt, da späterer Gewinn bei geringer Einzahlung in Aussicht stand und außerdem die günstige Verzinsung lockte. Die Menge des umlaufenden Papiergeldes ist vom Dezember 1864 ab dadurch eingeschränkt worden, daß es zum Teil in eine Anleihe von

*) S. 212.

**) S. 216.

610 Millionen Dollars in 7¾prozentigen Schatzscheinen umgewandelt wurde. Der Reichtum dieses Landes von damals wirklich noch „unbegrenzten Möglichkeiten" hat bewirkt, daß die finanzielle Krisis, die durch den Krieg hervorgerufen wurde, ohne schwere dauernde Erschütterungen überstanden wurde. Bei der beträchtlichen Goldproduktion Nordamerikas hat sich auch der spätere Übergang von der Papierwährung zur Metallwährung ohne besondere Schwierigkeiten vollzogen. Ein anderes Land, für das solche Bedingungen nicht zutreffen, hätte das Anschwellen seiner Staatsschuld von 54 Millionen Dollars vor dem Kriege auf 2682 Millionen Dollars bei dessen Beendigung, wobei außerdem noch 721 Millionen Dollars Papiergeld im Umlauf waren, nicht ertragen können.

Es erscheint aber begreiflich, daß im Sommer 1864 die Stimmung im Norden unter dem Drucke dieser Verhältnisse und bei dem Versagen der Kriegführung Grants sich stark dem Frieden zuneigte, umsomehr, als weitere flüssige Mittel augenblicklich nur durch Steuererhöhungen aufzubringen waren. Präsident Lincoln wies es daher nicht von der Hand, mit Vertrauensmännern des Südens in Unterhandlungen zu treten, die auf neutralem kanadischem Gebiet stattfanden. Lincoln erklärte sich auf eine friedliche Äußerung des feindlichen Präsidenten hin zu weitgehenden Zugeständnissen bereit und bestand nur auf Wiederherstellung der Union, sowie auf Abschaffung der Sklaverei. Jefferson Davis beteuerte, daß er nicht minder friedlich gesinnt sei, und daß der Süden nicht für die Aufrechterhaltung der Sklaverei, wohl aber für seine Unabhängigkeit fechte. Auf dieser müsse er nach den bisher gebrachten Opfern bestehen und für sie würde er kämpfen bis auf den letzten Mann. Mit Stolz wies er darauf hin, daß damals nicht Richmond, wohl aber Washington gefährdet sei, denn die konföderierte Hauptstadt sei keineswegs eingeschlossen. Er stellte die militärische Lage des Südens günstiger dar als die des Nordens. Auch die finanziellen Schwierigkeiten des Südens ließ er nicht gelten. Denn wenn sein Papiergeld dem Kurse nach auch wertlos sei, so hafteten doch gewaltige Baumwollelager dafür, während die nordstaatliche Schuld kein derartiges Pfand aufweisen könne. Der Süden habe überhaupt keine auswärtigen Gläubiger, während der Norden der ganzen Welt schulde. Der sezessionistische Präsident gestand weder Mangel an Kriegsmaterial noch an Verpflegungsmitteln zu, da die Konföderation, wiewohl sie von ihren,

jenseits des Mississippi gelegenen Staaten getrennt sei, immer noch über ein ansehnliches Gebiet verfüge.

Die von Jefferson Davis an den Tag gelegte Zuversicht entsprach den tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnissen des Südens nicht. Hätte er sich selbst als unabhängiger Staat zu behaupten vermocht, so wäre bei seiner uneingeschränkten Papiergeldwirtschaft der Staatsbankerott nach dem Friedensschlusse unausbleiblich gewesen. Einer Pariser Anleihe von 75 Millionen Dollars zu 7 % dienten die erwähnten Baumwollebestände als Pfand. Der Staat hatte sie gegen Kredit auf sich übernommen, da sie ohnehin augenblicklich nicht ausgeführt werden konnten. An inneren Anleihen gelang es bis Anfang 1863 nur 145 Millionen Dollars aufzubringen. Nur durch äußerst drückende Steuern konnten die Mittel zur Kriegführung beschafft werden. Die Landwirtschaft wurde zu Naturallieferungen im Werte von 145 Millionen Dollars herangezogen. Der Handel stockte infolge der Blockade der Küsten, wenn es auch häufig gelang, diese zu durchbrechen. Ähnliche Mittel zur Geldbeschaffung, wie sie der Norden anwandte, wurden auch im Süden versucht, bei dem Stocken des Verkehrs indessen mit entsprechend schlechterem Erfolge, wie er sich darin ausprägt, daß im Sommer 1864 das Goldagio auf 3500 vom Hundert, im Januar 1865 auf 6000 vom Hundert stieg. Da die Union nach Niederwerfung der Konföderation deren Kriegsschuld nicht anerkannte, sind im ganzen über 2½ Milliarden südstaatlicher Papiere vollkommen wertlos geworden.

Bei einer Haltung, wie sie der Leiter der Sezession, ungeachtet der schon damals fast hoffnungslosen Finanzlage im Sommer 1864 einnahm, war auf eine Verständigung zwischen den kriegführenden Parteien nicht zu rechnen, wiewohl Lincoln sich bereits geneigt zeigte, sogar in der Sklavenfrage nachzugeben und nur auf Wiederherstellung der Union unbedingt bestand. Es gereicht Grant zum Ruhme, daß er in dieser Krisis keinerlei Anwandlungen von Schwäche gezeigt hat. Mit dem sicheren Instinkt des Soldaten erkannte er, daß der Süden am Ende seiner Leistungsfähigkeit angelangt, daß sein gänzlicher Fall nur eine Frage der Zeit sei, und daß seine einzige Hoffnung auf den Spaltungen des Nordens beruhte. Er hat diese Auffassung mit Nachdruck in Washington vertreten, und die Ereignisse haben ihm Recht gegeben.

Die Konföderation ist jedoch nicht der Macht der Waffen ihrer

Gegner erlegen, sondern infolge der Unterbindung ihrer Lebensadern durch die Armee des Generals Sherman, die von Süden her durch Nord-Carolina anrückte. Als Lee die Unmöglichkeit erkannte, sich in den verschanzten Linien von Richmond—Petersburg länger zu halten, machte er den Versuch, in südwestlicher Richtung abzumarschieren, um den Widerstand, wenn möglich, im freien Felde fortzusetzen. Er ist dann genötigt worden, mit den Trümmern der Armee von Nord-Virginien am 9. April zu kapitulieren. Die Waffenstreckung der übrigen noch im Felde stehenden konföderierten Korps folgte alsbald nach.

Der vierjährige Bürgerkrieg hatte dem Norden große Opfer an Menschen und Nationalvermögen auferlegt, dem Süden Wunden geschlagen, von denen er sich zum Teil noch jetzt nicht ganz erholt hat. War es auch ein Bürgerkrieg, so spricht er doch nachdrücklich für den Wert stehender Heere, denn großenteils deren Nichtvorhandensein auf beiden Seiten hat die lange Dauer und die großen Opfer an Nationalvermögen verursacht.

Die Sache des Südens verdient insofern besondere Beachtung, als in ihr Volkscharakter und kriegerische Leistungsfähigkeit in ihrer Wechselwirkung besonders scharf hervortreten. Die neuere Geschichte kennt kaum ein Beispiel solchen Widerstandes bis aufs Äußerste. Die Kraft dazu schöpften die Männer des Südens aus der tief eingewurzelten Überzeugung von der Gerechtigkeit ihrer Sache und aus ihrer warmen Heimatsliebe, wie sie nur inmitten einer Ackerbau treibenden Bevölkerung in solchem Maße vorhanden sein kann. Ihre Ausdauer zeigt, was der Mensch unter der zwingenden Gewalt der Umstände leisten kann, denn bewußt oder unbewußt fochten die Konföderierten doch zuletzt unter dem harten Druck der Verzweiflung. Für die „Rebellen" gab es kein Paktieren, keine Zugeständnisse mehr, wie sie im Kriege zwischen zwei verschiedenen Nationen ein Mittel zum Frieden bilden, für sie gab es nur Sieg oder Untergang. Dieses Zweierlei stand mit handgreiflicher Klarheit vor aller Augen, bildete nicht wie sonst so häufig, selbst in nationalen Kriegen, nur eine hohle Phrase.

2. Die Einigung Deutschlands.

König Wilhelms I. Reorganisation der preußischen Armee.

Die ersten drei Jahrzehnte nach Beendigung der napoleonischen Kriege waren für Preußen solche innerer, wirtschaftlicher Erstarkung. Jeder aggressiven Politik abgeneigt, segelte der preußische Staat in

allen Fragen der großen europäischen Politik durchaus im Fahrwasser Metternichs und später des Kaisers Nikolaus, ohne freilich eine mehr als freundschaftliche Haltung Rußland gegenüber einzunehmen. Ihrer geschichtlichen Rolle als einigende Vormacht Deutschlands, entsprach die Hohenzollernmonarchie nur durch die Begründung und allmähliche Ausdehnung des Zollvereins, sonst aber wurde durch die schwankende Haltung Friedrich Wilhelms IV. 1849 ein großer Augenblick, in die Geschicke Gesamtdeutschlands bestimmend einzugreifen, versäumt. Der feste Entschluß, die Einigung Deutschlands trotz Österreichs, und erforderlichenfalls gegen dieses, durchzusetzen, fehlte. Auch die Erhebung Schleswig-Holsteins wurde nur mit halben Maßnahmen gefördert.

Die Armee hatte sich, soweit sie auf der jütischen Halbinsel zur Verwendung gelangte, ebenso wie in der Niederwerfung der Revolution von 1848/1849 überall bewährt. Wenn gleichwohl der Leiter der österreichischen Politik, Fürst Schwarzenberg, im November 1850 den Triumph von Olmütz erlebte, da Preußen in der deutschen Frage auf der ganzen Linie zurückwich, so geschah es, weil Preußen wohl über eine zahlreiche und tüchtige Armee von 140 000 Mann Friedens- und (einschließlich der Landwehr) 530 000 Mann Kriegsstärke gebot, diese Armee aber damals doch nicht die für das Heer einer Großmacht erforderliche Schlagfähigkeit besaß.

Die allgemeine Wehrpflicht, die 1813 aus der Not des Augenblicks herausgewachsen war, und anfänglich nur für die Dauer des Krieges bestehen bleiben sollte, war durch das Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienst vom 3. September 1814 zu einer dauernden Einrichtung geworden. Zu einer solchen wurde gleichzeitig auch die Landwehr erklärt. Dieses Gesetz bildete neben der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 fortan die Grundlage der preußischen Kriegsmacht. Die Organisation der Armee, wie sie nach dem ersten und zweiten Pariser Frieden zur Durchführung gelangte, war das Werk des Generals v. Boyen, der seit dem Juni 1814 das Amt des Kriegsministers versah. Sein Bestreben ging dahin, das stehende Heer und die Landwehr vollkommen voneinander gesondert, gewissermaßen als zwei Heere nebeneinander bestehen zu lassen. Auf jedes Infanterie-Regiment des stehenden Heeres sollten zwei Landwehr-Regimenter kommen. Derart hoffte der Minister, im Kriegsfalle den Aufgaben genügen zu können, welche die wiedererrungene Groß-

machtstellung des Staates mit seinem neuen starken Landzuwachs forderte, und doch zugleich der schlechten Finanzlage Rechnung zu tragen. Da jedoch auf diese Weise die Mannschaften, welche die Schule des stehenden Heeres durchgemacht hatten, den Bedarf der Landwehr bei weitem nicht zu decken vermochten, so ergänzte sich diese zum großen Teil aus Rekruten, die nur eine Dienstzeit von wenigen Wochen durchgemacht hatten. Die Landwehr lief Gefahr, als Truppe völlig minderwertig zu werden. Dieser Übelstand veranlaßte im Verein mit dem Bedürfnis, weitere Ersparnisse im Staatshaushalt zu machen, eine Verringerung der Landwehrtruppen, so daß vom Jahre 1820 ab auf jedes Infanterie-Regiment des stehenden Heeres nur ein Landwehr-Regiment kam.

Die Hoffnungen, die man auf diese Umformung des Heerwesens gesetzt hatte, erfüllten sich jedoch nur zum geringen Teil. Bei den Truppenaufstellungen, die im Jahre 1830 zum Schutze der Westgrenze, vor allem aber der Ostgrenze nötig wurden, wo allein vier Armeekorps, unter dem Feldmarschall Grafen Gneisenau, aus Anlaß der polnischen Revolution*) aufgeboten werden mußten, zeigten sich große Mängel. Es trat unverkennbar hervor, daß die Schlagfertigkeit der Armee nicht so weit gesichert war, wie es für die Durchführung einer energischen und zielbewußten Politik für erforderlich erachtet werden mußte. Um die Linientruppen der Armeekorps an der Ostgrenze auf Kriegsfuß zu setzen, mußte auf die Landwehr ersten Aufgebots hinübergegriffen werden; im Westen beanspruchten die zahlreichen großen Waffenplätze so starke Besatzungen, daß die Bildung einer ansehnlichen Operationsarmee ausgeschlossen schien. Die Landwehr hatte seit dem Jahre 1820 noch weiter an Kriegstüchtigkeit eingebüßt, denn da aus Ersparnisrücksichten zugleich mit ihrer Verminderung die Etatsstärken der Truppen des stehenden Heeres herabgesetzt worden waren, hatte man, um die Kriegsstärke der Landwehr, trotz der geringeren Zahl der aufzustellenden Bataillone einigermaßen sicherstellen zu können, doch wieder zu flüchtig ausgebildeten, sogenannten Kriegsreserve-Rekruten mit nur sechswöchiger Dienstzeit greifen müssen. Da die knappen Geldmittel des Staates die Anwendung der allein wirksamen Abhilfe dieser Mängel: die Schaffung vermehrter Kaders verboten, wurde im Jahre 1837 die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie eingeführt, um durch eine vermehrte alljährliche Re-

*) S. 190.

kruteneinstellung eine hinreichende Anzahl ausgebildeter Mannschaften für den Kriegsfall sicher zu stellen. Ausdrücklich wurde diese Maßregel als eine vorübergehende hingestellt. Sie sollte nur bis dahin fortbestehen, „daß die finanziellen Mittel eine allgemeine Verlängerung der Dienstzeit bei der Infanterie ohne anderweitige Inkonvenienzen gestatten würden".

Will man über die tastenden und vielfach wenig glücklichen Versuche im preußischen Heerwesen in den ersten Jahrzehnten des Bestehens der allgemeinen Wehrpflicht zu einem gerechten Urteil gelangen, so darf man die mancherlei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht außer acht lassen. Es galt nicht nur, mit den eng begrenzten, finanziellen Mitteln des Staates zu rechnen, der an den Nachwehen einer langen Kriegszeit zu leiden hatte, und der sich doch gleichzeitig, seinem plötzlichen Machtzuwachs entsprechend, vor neue große Aufgaben gestellt sah, sondern vor allem, einen völlig neuen Gedanken, den der allgemeinen Wehrpflicht, in einem großen und noch keineswegs einheitlich gestalteten Staatswesen, durchzuführen. Diese Einrichtung, für die man keine Vorbilder aus der Vergangenheit oder vom Auslande entnehmen konnte, und die, ein halbes Jahrhundert nachdem sie dem Lande die Freiheit zurückgegeben, Preußen an die Spitze Deutschlands stellte, sollte Deutschland weiterhin zu einer ungeahnten Machtstellung verhelfen.

Dabei konnte in den vierziger Jahren sich kein Einsichtiger mehr verhehlen, daß die allgemeine Wehrpflicht bei einer Bevölkerung, die sich seit dem Jahre 1814 fast verdoppelt hatte, während gleichzeitig das Staatseinkommen von 50 auf über 90 Millionen Taler angewachsen war, bei einer jährlichen Einstellung von nicht mehr als 40 000 Rekruten eine bloße Illusion war,*) ganz wie jetzt, wo wir einen sehr großen Teil der Tauglichen nicht einstellen. Boyen selbst, der Schöpfer der Landwehr-Ordnung von 1814, hat, kurz bevor er im Jahre 1847 zum zweiten Male aus dem Amte des Kriegsministers schied, geäußert: „Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes in einem Staate steigen auch die Rüstungsmaßregeln in demselben, wenn er sich nicht mutwillig dem Verfall hingeben will."**)

*) (Courbière), Die Preußische Landwehr in ihrer Entwicklung von 1815 bis zur Reorganisation von 1859. Berlin 1867. E. S. Mittler & Sohn.

**) Überblick der Preußischen Heeresverfassung und ihrer Kosten seit dem Tode des Großen Kurfürsten. Berlin 1847. Als Manuskript gedruckt.

Es ist das eigenste Verdienst König Wilhelms I. als Regent, endlich den Weg von Beratungen und Versuchen zu einer wirklichen Reorganisation der Armee gefunden zu haben. Sie erfolgte, indem die Armee aus der Mobilmachung des Jahres 1859 in eine veränderte Organisation auf Grund eines neuen, die Wehrpflicht betreffenden Gesetzes hinübergeleitet wurde. Die Landwehr ersten Aufgebots schied aus der eigentlichen Feldarmee ganz aus, und blieb für Kriegszwecke zweiten Ranges bestimmt. Dafür wurden die Infanterie-Regimenter des stehenden Heeres fast verdoppelt, die Kavallerie-Regimenter um zehn, die übrigen Waffen nicht unerheblich vermehrt. Die Dienstzeit in der Reserve wurde dementsprechend von 2 auf 4 Jahre verlängert, die Dienstzeit in der Landwehr von 14 auf 9 Jahre herabgesetzt, wovon 4 Jahre auf das erste, 5 auf das zweite Aufgebot entfielen. Auf dieses sollte nur im Notfalle zu Besatzungszwecken zurückgegriffen werden, da jetzt das erste Aufgebot hierfür zum großen Teil verfügbar war. Diese Maßregeln erhöhten die Kriegsbereitschaft der Armee sehr wesentlich und waren von um so größerer Bedeutung, als die Eisenbahnen neuerdings zu einem gewichtigen Kriegsmittel geworden waren, und durch sie Mobilmachung und Aufmarsch sich derartig schnell vollzogen, daß nur eine stets bereite Truppe den Anforderungen einer zielbewußten Politik und entsprechenden Maßnahmen der Heeresleitung gewachsen war.

Nach Durchführung der Reorganisation betrug die Kriegsstärke der Feldarmee 342 000 Mann, die Friedensstärke 217 000 Mann. Hierzu traten im Kriegsfalle 130 000 Mann Ersatztruppen und 195 000 Mann Besatzungstruppen der Landwehr ersten Aufgebots, die erforderlichenfalls noch durch 108 000 Mann des zweiten Aufgebots vermehrt werden konnten. Insgesamt konnte Preußen im Kriegsfalle 780 000 Mann aufstellen. Damit hatte der Prinz von Preußen das Werkzeug geschaffen, mit dessen Hilfe er Preußen die ihm gebührende Machtstellung erwarb. Er fand hierbei in der organisatorischen Begabung und der unermüdlichen Arbeitskraft seines Kriegsministers, des Generals v. Roon, und in der gewaltigen Tatkraft seines ersten Beraters Bismarck, die Stützen, deren er bedurfte, um, unbeirrt durch den Widerstand der Volksvertretung, das große Werk der Heeresreform durchzuführen.

Niemals ist schlagender als damals der Beweis dafür erbracht worden, daß es nicht Majoritäten sind, die die Geschichte machen, son-

dern Persönlichkeiten, hier der König gestützt durch Bismarck und Roon, und bald darauf, als das Werk der Heeresreform die Feuerprobe zu bestehen hatte, durch Moltke. Nicht nur die Volksvertretung indessen entzog sich damals ihrer großen Aufgabe, sondern auch der Finanzverwaltung fehlte der große Zug, den eine kraftvolle, auf eine schlagfähige Heeresmacht gestützte Politik benötigte.

Die Aufwendungen für die Armee waren in Preußen in den Jahren von 1820 bis 1850 von 68,4 Millionen Mark auf 75,6 gestiegen. In den Staatseinnahmen waren seit Anfang der zwanziger Jahre Überschüsse zu verzeichnen. „Es wurden große Schuldbeträge getilgt und erhebliche produktive Anlagen (Chausseebauten usw.) gemacht. Von 1848 an bis in die Mitte der fünfziger Jahre waren wiederum Defizits zu überwinden. Die Mobilmachung von 1859 und die Heeresreform ließen den Militäretat von 75 Millionen Mark bis zum Jahre 1864 auf 114 Millionen Mark steigen. Neue Steuern wurden beschlossen, 1851 die Einkommensteuer, 1853 die Eisenbahnsteuer, 1857 die Besteuerung der Aktiengesellschaften, 1860 bis 1864 die Regulierung der Grundsteuer und die Einführung der Gebäudesteuer; doch war das Ganze Flickwerk. v. Bodelschwingh II, der von 1851 bis zur »neuen Aera« und von 1862 bis 1866 die Finanzen leitete, war ein enger Finanzbureaukrat alten Stils; v. Patow, Minister von 1858 bis 1862, war aus der liberalen Schule Maassens und Kühnes, aber auch kein Finanzmann großen Stils . . . sein ungeschicktes Verhalten in der Militärreform trug wesentlich mit Schuld am Verfassungskonflikt. Die ganze Jämmerlichkeit des Finanzministeriums zeigte sich im April 1866, als Bodelschwingh sich unfähig erklärte, den Sold für die ausrückende Armee zu liefern; sein energischer Nachfolger v. d. Heydt schaffte dann in wenigen Tagen ohne Anleihen die Mittel zum Kriege, wohl hauptsächlich durch Realisierung von Eisenbahnaktien und Prioritäten, die infolge des Eisenbahnsteuergesetzes im Staatsbesitz waren."

Indem er so urteilt, kennzeichnet Schmoller unzweifelhaft richtig die Auffassung eines großen Teils der preußischen Beamtenwelt von damals, wie sie sich naturgmäß in den kargen Zeiten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Diese Auffassung hat sich neben hochachtbaren und unentbehrlichen Eigenschaften in einem Teile des preußischen Beamtentums bis auf den heutigen Tag erhalten. Sie ist vortrefflich, wo es sich um die Erhaltung des Bestehenden handelt,

nicht, wo es neue Aufgaben in großzügiger Weise zu erfassen und zu lösen gilt. Die überkommene bureaukratische Denkweise versteht hier nicht immer zwischen an sich wohl angebrachter Sparsamkeit und Fiskalität zu unterscheiden. Mit dem bloßen Schlagwort: „Rückkehr zur altpreußischen Sparsamkeit" aber ist für die heutigen unendlich erweiterten Verhältnisse des Reichs allein nicht viel anzufangen. So schädlich verschwenderische Finanzwirtschaft Politik und Kriegführung von je her beeinflußt hat, so unbedingt gehört ein gewisser kaufmännischer Optimismus und Wagemut überall dazu, wo große Dinge gefördert werden sollen. Gar zu leicht können Begriffe, wie sie in der hierarchischen Gliederung eines Beamtenkörpers traditionell sind, namentlich im Kriege zu einem Hemmnis werden. Wenn einerseits die in Amerika zur Zeit des Sezessionskrieges weit verbreitete Korruption der Beamtenschaft abstößt, so zogen die Amerikaner damals doch den Vorteil daraus, daß sie ihren erfinderischen handelspolitischen Geist auch auf die Verhältnisse des Krieges übertrugen. Ihre Art äußerte sich dort um so vorteilhafter, als sie gewohnt waren, mit großen räumlichen und finanziellen Verhältnissen zu rechnen. Der geregelte knappe Haushalt, an den europäische Heere in den engen Verhältnissen des Friedens gebunden sind, ist nicht geeignet, in ihren Verwaltungsorganen den Blick für das Große und Weite zu schärfen, und doch fordert solchen der Krieg, sei es, daß seine überwältigende Größe uns in Gestalt mobiler europäischer Massenheere, sei es, daß sie uns in der Weite der Räume und überseeischer Interessen bei kolonialen Verwicklungen entgegentritt.

Bei dem beschränkten Umfange des Krieges von 1864 und der kurzen Dauer desjenigen von 1866 sind den preußischen Finanzen schwere Erschütterungen erspart geblieben. Ohnehin war 1866 ein Kriegsschatz von 21 Millionen Taler vorhanden. Die Ausgabe von 75 Millionen Taler in Darlehnskassenscheinen, die bei allen Staatskassen in Zahlung genommen wurden, genügte weiterhin, da die Truppen alsbald im feindlichen Gebiet durch Beitreibungen unterhalten werden konnten. Ein weiterer bewilligter Kredit von 60 Millionen Taler wurde daher nur noch zur Wiederauffüllung des Kriegsschatzes in Anspruch genommen. Die gesamten Kriegskosten Preußens betrugen — jedoch ohne Anrechnung der Kontributionen — 123 Millionen Taler.*)

*) Ludwig, a. a. O.

Der Krieg von 1864 gegen Dänemark.

Im preußisch-österreichischen Kriege gegen Dänemark im Jahre 1864 sind politische Einflüsse der verschiedensten Art in stärkerem Maße zur Geltung gelangt, als es sonst im Kriege der Fall zu sein pflegt. Während die übrigen Staaten des Deutschen Bundes im Einklange mit der Volksstimmung für die Erbfolge des Herzogs von Augustenburg eintraten, erkannten die beiden deutschen Großmächte Christian IX. als erbberechtigt an, forderten aber im Gegensatz zu der vom dänischen Ministerium durchgesetzten Einverleibung Schleswigs in den dänischen Gesamtstaat, die bloße Personalunion nicht nur für Holstein, sondern auch für Schleswig. Als das eiderdänische Ministerium, in der Hoffnung auf den Beistand Englands und Schwedens, wenn auch im Widerspruch mit den internationalen Verträgen, auf seinem Standpunkt verharrte, erklärten Preußen und Österreich ohne Rücksicht auf den Bund in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte am 14. Januar 1864 Dänemark den Krieg, und am 1. Februar überschritten die 60 000 Mann starken verbündeten preußisch-österreichischen Truppen die Eider.

Sie waren um etwa 20 000 Mann der dänischen Armee überlegen. War deren Aufgabe schon infolge ihrer Unterlegenheit und weil der Frost die Annäherung an die ohnehin sehr ausgedehnte Danewerkstellung erleichterte, nicht leicht, so wurde sie durch die Einmischung der Regierung in Kopenhagen noch mehr erschwert. Zwar versicherte der Ministerpräsident, Bischof Monrad, bevor er am 4. Februar mit dem Könige die Armee verließ, dem Kommandierenden General de Meza ausdrücklich, er solle ganz freie Hand haben, die Regierung würde ihn bis aufs äußerste unterstützen, als jedoch die Danewerke am 5. Februar abends geräumt wurden, erhob sich in Kopenhagen ein Sturm der Entrüstung. Ihr zum Opfer fielen der Kommandierende General und der Chef des Generalstabes, ungeachtet der soeben erst vom Ministerium gegebenen Zusicherungen. Als später der Nachfolger de Mezas, General Gerlach, den Sturm auf die Düppeler Schanzen nahen sah und ihre Räumung befürwortete, erhielt er am 14. April vormittags vom Kriegsminister die Zusicherung, daß ihm freie Hand gelassen würde. Bereits am Nachmittage desselben Tages aber ging die Weisung ein, die Schanzen zu behaupten, da solches von Wichtigkeit sei im Hinblick auf eine demnächst in London zu eröffnende Konferenz, auf der die neutralen Großmächte eine Vermittlung eintreten zu lassen beabsichtigten. Umgekehrt forderte dann später wieder die Regierung, ohne daß vom militärischen

Standpunkt hierzu eine Notwendigkeit vorlag, gegen die Meinung Gerlachs die Räumung von Fredericia, und damit des letzten gesicherten Ausfalltores auf dem Festlande. Die bessere Sicherung Fünens hat hierbei offenbar mitgesprochen. „Eine große Rolle bei den von Kopenhagen aus getroffenen militärischen Anordnungen spielte die eigene Sicherheit der Regierung; so lange die politischen Machthaber völlig sicher saßen, forderten sie von der Armee den Widerstand gegen alle Überlegenheit, die Ertragung der größten Leiden und die Gefahr der Vernichtung. Sie ließen es sich nicht anfechten, daß Jütland die ganze Schwere einer feindlichen Okkupation allein zu tragen hatte. Man könnte hierin eine Charaktergröße wie die des römischen Senats sehen, der den Acker versteigern ließ, auf dem Brennus lagerte, wenn nicht der dänische Senat völlig in Kleinmut umgeschlagen wäre, als die Wegnahme von Alsen, die ernstliche Bedrohung von Fünen und die unentschiedenen Gefechte der Flotte in Ost- und Nordsee die Inseln gefährdet erscheinen ließen."*)

Bietet die Führung des Krieges auf dänischer Seite ein warnendes Beispiel von übler Beeinflussung des verantwortlichen Führers im Felde durch die Strömungen der öffentlichen Meinungen, so hat die Einheit des Handelns auch bei den Verbündeten aus politischen Gründen vielfach gefehlt.

Als der Oberbefehlshaber, Feldmarschall Graf Wrangel, Mitte Februar unter Belassung eines Korps vor Düppel, mit den beiden anderen nach Jütland vorzurücken beabsichtigte, wurden in Wien Bedenken dagegen laut. Dort befürchtete man, wenn über die ursprünglichen, zwischen Preußen und Österreich getroffenen, nur auf eine Besitznahme Schleswigs hinzielenden Vereinbarungen hinausgegangen würde, dem Auslande Gelegenheit zur Einmischung zu geben. Es gelang zwar, in Wien die Zustimmung zu einem Vorgehen nach Jütland zu gewinnen, jedoch nur soweit dieses für erforderlich erachtet wurde, um gegen feindliche Unternehmungen von dort aus gesichert zu sein. Der Hauptangriff sollte gegen Düppel gerichtet sein.

Der preußische Chef des Generalstabes, General v. Moltke, hat in diesem Feldzuge nur gelegentlich beratend wirken können. Sein Angriffsentwurf gegen die Danewerkstellung, der auf nichts geringeres

*) Großer Generalstab, Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, VII. Jahrgang 1910 3. Heft. Aus den Denkwürdigkeiten und Militärischen Werken des General-Feldmarschalls Grafen v. Moltke.

als auf eine doppelte Umfassung und völlige Vernichtung der dänischen Armee ausging, ist nicht zur Ausführung gelangt. Weiterhin hat er versucht, dahin zu wirken, daß Prinz Friedrich Karl nicht durch Weisungen von Berlin aus in seinem Handeln unnötig eingeschränkt wurde. Moltkes Einfluß ist damals allerdings nur begrenzt gewesen. Er wurde häufig ohne Kenntnis der Lage und der bestehenden Absichten gelassen, erst von 1866 an hat der Chef des Generalstabes die Allerhöchsten Weisungen an die Kommandobehörden im Felde unmittelbar ohne Vermittlung des Kriegsministeriums erlassen. Als im zweiten Teile des Feldzuges von 1864 Prinz Friedrich Karl das Oberkommando der Verbündeten übernahm, und Moltke ihm zur Seite stand, sah sich dieser durch das Fehlen einer deutschen Seemacht, das jetzt ebenso bitter empfunden wurde, wie einst zur Zeit des Großen Kurfürsten,*) und durch politische Einwirkungen in seinem Handeln behindert.

Ein durch die Vermittlung der Neutralen am 12. Mai abgeschlossener Waffenstillstand lief am 25. Juni ab. Da die Dänen sich nicht zu einer Personalunion mit den Herzogtümern bereit finden ließen, sagten sich Preußen und Österreich vom Londoner Protokoll los. Die Hoffnung der Dänen auf ein bewaffnetes Eingreifen der Neutralen verwirklichte sich nicht, da Napoleon III. im Sinne des von ihm vertretenen Neutralitätsprinzips einer Einmischung und dahingehenden Bestrebungen Englands abgeneigt war.

Gleich nach Wiederbeginn der Feindseligkeiten erfolgte der Übergang nach Alsen. Für die Geltung des preußischen Namens ebenso wie der Düppelsturm ein bedeutungsvolles Ereignis. Wenn nun auch die Verbündeten ganz Jütland in Besitz nahmen, so war doch eine Zustimmung Österreichs zu einem Übergange nach Fünen nicht zu gewinnen, und doch konnte Entscheidendes nur erzielt werden, wenn es gelang, Dänemark auf seinen Inseln selbst zu bedrohen. Immerhin hatte der Übergang nach Alsen den Sturz des eiderdänischen Ministeriums zur Folge, und ein am 20. Juli abgeschlossener Waffenstillstand führte nach langwierigen Verhandlungen am 30. Oktober zum Wiener Frieden, der Preußen und Österreich die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer übertrug. Schon hatten Prinz Friedrich Karl und Moltke, als der Friede im Herbst 1864 immer noch nicht

*) S. 4 und 8.

völlig gesichert schien, einen Übergang nach Seeland als letzten, entscheidenden Schritt in Aussicht genommen.

Der deutsche Krieg von 1866.

Bezeichnet das Jahr 1864 den ersten großen Erfolg Bismarckscher auswärtiger Politik, so war es Moltke erst 1866 vergönnt, maßgebenden Einfluß in Staat und Armee zu gewinnen. Die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee als des berufenen ersten Ratgebers des Monarchen in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen ist durch ihn erst zu ihrer eigentlichen Bedeutung gelangt. Sie vorbildlich auszufüllen, vermochte er nur dank dem umfassenden politischen Verständnis, das er sich im Laufe langer Jahre erworben hatte. Mit Recht hebt Treitschke*) die Sicherheit seines Blicks in großen politischen Fragen hervor. „Das ist politisches Genie, die Dinge zu sehen, wie sie wirklich liegen und sich daraus mit schöpferischer Phantasie ein Bild der kommenden Entwicklung zu bilden. Wer das nicht hat, ist auch kein Feldherr großen Stils." Daß Moltke längst ein solcher war, bevor er seinem Könige siegbringenden Rat inmitten des Krieges erteilen durfte, war den Zeitgenossen bis zum Jahre 1866 unbekannt, wir Nachlebenden haben es aus seinen Dienstschriften und privaten Schreiben erfahren.

Kaum ein Preuße hatte es so wie er bedauert, daß es 1859 nicht an der Seite Österreichs, wenn auch natürlich in Deutschland unter Preußens Führung, zum Schlagen kam. „Ein großer Moment für Preußen ist versäumt; wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von Deutschland treten," hatte er damals geschrieben.**) Indessen „in einer Beziehung waren die Vorbereitungen für die Konzentration nach dem Westen von großer Bedeutung für die Zukunft geworden: sie hatten den gemeinsamen Eisenbahnaufmarsch an der französischen Grenze, der elf Jahre später zu Stande kam, vorbereiten helfen."***) Der Chef des Generalstabes hatte schon vor dem Jahre 1859 „aus freien Stücken die Initiative zur Lösung des Problems der praktischen und systematischen Ausnutzung der Eisenbahnen für Mobilmachung und Aufmarsch ergriffen".***) Die Verwertung der Eisenbahnen als Kriegsmittel im großen ist recht eigentlich auf Moltke zurückzuführen. Die Erkenntnis von ihrer Bedeutung und Leistungs-

*) Politik II.

**) Denkwürdigkeiten IV.

***) Großer Generalstab, Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen.

fähigkeit wiederum gewann er aus einer langjährigen Vertrautheit mit allen einschlägigen wirtschaftlichen Fragen.

Lange bevor Bismarck die Lösung der deutschen Frage mit Blut und Eisen herbeiführte, war Moltke bemüht, die zu ergreifenden militärischen Maßnahmen der jeweiligen politischen Lage anzupassen. Unter seinen Entwürfen, die einen Krieg gegen Österreich ins Auge fassen, ist eine Denkschrift*) vom Juni 1862 aus Anlaß von politischen Verwicklungen wegen Kurhessens bezeichnend. Sie ist überschrieben: „Vorgehen gegen Österreich, Bayern und Frankreich." In ihr finden sich Gedanken von größter Kühnheit. Es heißt dort u. a.: „Ein kräftiges und einigermaßen erfolgreiches Handeln Preußens würde das Kabinett von St. James nicht im Zweifel lassen, wo seine wichtigste und natürlichste Allianz zu suchen ist. Aber erst nachdem gehandelt ist, dürfen wir auf England rechnen. Denn man verkennt nicht überhaupt die Macht Preußens, aber man zweifelt nach zwanzigjährigen Demonstrationen,**) ob es unter irgend welchen Verhältnissen sich entschließen wird, sie zu brauchen. Preußen wird also zu Anfang des Kampfes ohne jegliche Verbündete sein, es kann sich aber deren erkämpfen, und zwar auch in Deutschland selbst. Der Vorteil Preußens besteht in der Initiative. Wir können unsre Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner. Der Erfolg beruht ganz allein in dem sofortigen und rücksichtslosen Gebrauch derselben. . . . Möglich, daß Frankreich sich nicht sogleich erklärt, daß es die Deutschen erst sich unter einander zerfleischen läßt, um in einem späteren Feldzuge die Früchte für sich zu ernten. In diesem Falle operiert die Main-Armee (125 000 Mann) über Würzburg gegen Bayern. Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen. Das Garde- und II. Korps konzentrieren sich bei Elsterwerda, das I., V. und VI. Korps bei Görlitz. Die beiden ersteren marschieren sofort auf Dresden und nötigen Sachsen, sich für oder gegen uns zu erklären. Alle fünf Korps konvergieren sodann mit 160 000 Mann auf Prag."

Diese Worte muten uns teilweise an wie ein Programm von dem, was 1866 zur Tat wurde, wie es denn überhaupt Moltkes Größe ist, daß ihn infolge weisen Vorausdenkens niemals eine politische Lage unvorbereitet traf. Nur dadurch ist es ihm möglich geworden,

*) Mil. Corresp. 1866 Nr. 2.

**) Wie in den zehn Jahren nach dem Baseler Frieden. Vgl. S. 125.

den überaus schwierigen Anforderungen, die 1866 an ihn herantraten, gerecht zu werden, die militärischen Maßnahmen den vielfach wechselnden Phasen der Politik immer noch rechtzeitig anzupassen.

Kaum jemals ist ein Krieg so glücklich diplomatisch vorbereitet worden, wie dieser durch Bismarck. Das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland, die günstigen Beziehungen zu Napoleon III., das italienische Bündnis, schufen eine überaus günstige politische Lage. Der Krieg gegen Österreich widerstrebte aber König Wilhelm im innersten Herzen. Preußen nahm daher die Kriegsvorbereitungen nur zögernd und nach und nach vor, wodurch dem Chef des Generalstabes der Armee die mannigfachsten Schwierigkeiten erwuchsen. Von Ende März an glaubte er mit einem Vorsprunge der Österreicher in den Rüstungen rechnen zu müssen. Am 12. April klagte er Bismarck gegenüber, daß trotz andauernder Rüstungen der Österreicher Preußen in den letzten vierzehn Tagen keine Gegenmaßregeln getroffen habe. Moltke glaubte daher auf eine Offensive der Österreicher nach Schlesien gefaßt sein zu müssen. Am 14. April betonte er in einer Denkschrift an den König die Wichtigkeit der Ausnutzung aller Eisenbahnen. Er trat für die Heranziehung auch des VII. und VIII. Armeekorps ein, ohne Rücksicht auf die Entblößung der westlichen Provinzen von Truppen, um Preußen das Übergewicht zu sichern. „Es kommt darauf an, den einen Feind, Österreich, niederzuwerfen, um jeden anderen Widerstand in Deutschland zu beseitigen. Die ersten Schlachten in Böhmen werden voraussichtlich früher geschlagen sein, als Bayern seine 40 000 Mann aufzustellen vermag, und in diesen Schlachten wesentlich überlegen zu sein, dürfte den Ausgang des Krieges entscheiden."

Der König hatte während des Monats April immer noch auf einen Erfolg der zwischen Wien und Berlin schwebenden Abrüstungsverhandlungen gehofft. So kam es, daß Moltke daran zu zweifeln begann, ob noch an einer offensiven Absicht festgehalten werden könne. Am 2. Mai schreibt er dem Chef des Militärkabinetts, Generalleutnant v. Manteuffel: „Ich glaube, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf." Als dann zwischen dem 3. und 12. Mai nach und nach die Armee mobil gemacht wurde, blieb die Lage doch immer noch insofern ungeklärt, als man hinsichtlich der deutschen Mittel- und Kleinstaaten kaum wußte, wer von ihnen in dem bevorstehenden

Kampfe Freund oder Feind sein würde. Die süddeutschen Kontingente kamen allerdings erst in zweiter Linie in Betracht, da sie nur eine geringe kriegerische Leistungsfähigkeit besaßen und erst spät bereitgestellt werden konnten. Infolge der sparsamen Bewilligungen der Kammern hatten sie ungeachtet aller Warnungen erfahrener Offiziere in der langen Friedenszeit immer mehr einen milizartigen Charakter angenommen.

Die Mobilmachungs- und Aufmarschperiode sollte nicht vorübergehen ohne dem Chef des Generalstabes Erschwerungen auch im eigenen Lager zu bringen. Wiewohl der König auf Moltkes Vorschlag die Heranziehung des VIII. Korps nach Halle bereits genehmigt hatte, wurde es ohne sein Wissen auf Wunsch Bismarcks — offenbar weil der Kriegsminister es unterlassen hatte, ihn davon zu benachrichtigen — zum Schutz gegen die Süddeutschen am Rhein belassen. Es bedurfte einer nochmaligen Vorstellung Moltkes beim Könige, um diese Maßregel rückgängig zu machen und die Vereinigung möglichst starker Kräfte an der entscheidenden Stelle durchzusetzen. Dieses Verhalten des Ministerpräsidenten erklärt sich zum Teil daraus, daß er gewohnt war, alles militärisch und politisch Wichtige mit seinem Freunde und Ministerkollegen Roon zu besprechen und durch dessen Vermittlung seine Wünsche zu erreichen. „Moltke mußte Bismarck, als er schließlich am 2. Juni an Roons Stelle als erster militärischer Berater des Königs vor Beginn der Operationen trat, daher gewissermaßen als Eindringling erscheinen. Von diesem Gesichtspunkt aus lassen sich die späteren Reibungen zwischen Bismarck und dem Generalstabe eher verstehen, und insofern ist die vorläufige Belassung des VIII. Korps am Rhein gleichsam von symptomatischer Bedeutung als sichtbarer Ausgangspunkt späterer Verstimmungen."*)

Bekanntlich hat sich Fürst Bismarck später darüber beklagt,**) daß während des deutsch-französischen Krieges die Verstimmung gegen ihn, welche die höheren militärischen Kreise aus dem österreichischen Kriege mitgebracht hatten, fortgedauert hätten, „gepflegt nicht von Moltke und Roon, aber von den »Halbgöttern«, wie man damals die höheren Generalstabsoffiziere nannte." Er betont ausdrücklich, daß diese Verstimmung in der sich immer gleichbleibenden, welt-

*) Großer Generalstab, Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen.

**) Gedanken und Erinnerungen, II.

männischen Höflichkeit des Grafen Moltke ein Korrektiv gefunden hätte, und erkennt ausdrücklich an, daß „Moltkes Kampflust und Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von ihm als notwendig erkannten Politik ein starker Beistand gewesen sei". Der Fürst hat freilich dessenungeachtet wiederholentlich den Anspruch erhoben, seine Stimme auch in Fragen, die ausschließlich der Heerführung vorbehalten bleiben müssen, zur Geltung zu bringen. General v. Blume weist darauf hin,*) daß es die historische Gerechtigkeit erfordere, dieses zu betonen, unbeschadet aller Anerkennung der Größe Bismarcks. Die Verdienste des Fürsten um die Kriegführung und um die Armee sind in der Tat nicht hoch genug anzuschlagen, denn seine Politik ist es gewesen, die die Armee erstarken und sich in drei siegreichen Kriegen betätigen ließ. Die Armee hat es lebhaft nachempfunden, als Kaiser Wilhelm zum 1. September 1884 dem Fürsten aus Anlaß der Verleihung des Ordens pour le mérite schrieb: „Wenn auch die Bedeutung dieses Ordens eine spezifisch militärische sein soll, so hätten Sie ihn doch schon längst haben müssen; denn Sie haben wahrlich in mancher schweren Zeit den höchsten Mut des Soldaten bewiesen, und Sie haben auch in zwei Kriegen an Meiner Seite voll und ganz betätigt, daß Sie neben jeder andern auch auf eine hervorragend militärische Auszeichnung den vollsten Anspruch haben. . . . Ich weiß in Ihnen so sehr das Herz und den Sinn eines Soldaten, daß Ich Ihnen mit diesem Orden, den ja viele Ihrer Vorfahren mit Stolz trugen, eine Freude zu machen hoffe. . . ."

„Herz und Sinn eines Soldaten", selbst in einem Manne von Bismarcks Größe, befähigen jedoch noch nicht zu einem sachgemäßen Urteil in operativen Fragen. Hier kann der hochentwickelte Verstand und der gesunde Sinn des begabtesten Staatsmannes, so gewiß er gelegentlich das Richtige zu treffen vermag, sich doch nur in laienhafter Weise kundgeben.

Die Operationen im Westen sind in unerwünschter Weise dadurch beeinflußt worden, daß der Ministerpräsident sich für befugt hielt, am 19. Juni den Inhalt einer Depesche des preußischen Gesandten in Karlsruhe dem General v. Falckenstein weiterzutelegraphieren. Diese Depesche lautete: „Die deutsche Reichsarmee ist noch völlig unorganisiert, rasches Vorgehen Preußens gegen Frankfurt a. M. würde

*) Militärpolitische Aufsätze. Politik und Strategie, Bismarck und Moltke 1866 und 1870/71. Berlin 1906. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

jede Organisation unmöglich und ein zweites Roßbach leicht machen." Der Oberbefehlshaber der preußischen Truppen im Westen ließ sich dadurch bewegen, die Richtung Kassel—Frankfurt a. M. einzuschlagen, statt den ihm durch Moltke im Namen des Königs erteilten Weisungen zu folgen und seine nächste Aufgabe in einer Entwaffnung der Hannoveraner zu erblicken.

Nachdem bei Königgrätz die Entscheidung gefallen war, wurden die weiteren Operationen von steten Unterhandlungen begleitet. Ein erster, von österreichischer Seite unternommener Versuch, die preußische Verfolgung durch Waffenstillstandsverhandlungen zu hemmen, schlug fehl. Feldmarschalleutnant v. Gablenz, der mit derartigen Anerbietungen im preußischen Hauptquartier anlangte, wurde abgewiesen. Dann erfolgte eine Einmischung von seiten Napoleons III. Bereits vor der Schlacht bei Königgrätz, als am 1. Juli ein Telegramm Benedeks in Wien einlief, das die Lage der Nordarmee als überaus bedrohlich schilderte und Friedensverhandlungen als dringend erwünscht bezeichnete, war in Österreich der Wunsch rege geworden, die siegreiche Südarmee freizumachen, um sie gegen Preußen verwenden zu können. Es wurde daher Venetien dem Kaiser der Franzosen angeboten, mit dem Ersuchen, einen Waffenstillstand mit Italien zu vermitteln. In Paris hatte man die Erfolge der preußischen Waffen mit steigender Eifersucht betrachtet, Napoleon III. ergriff daher gern die sich ihm bietende Rolle eines Schiedsrichters Europas und erklärte sich bereit, gegen die Abtretung Venetiens nicht nur mit Italien, sondern auch mit Preußen einen Waffenstillstand zu vermitteln. Im preußischen Hauptquartier wurde die Vermittlung Frankreichs nicht unbedingt abgewiesen, jedoch betont, daß nach dem mit Italien eingegangenen Vertrage ein Waffenstillstand nur mit beiderseitigem Einverständnis geschlossen werden könne. Wider Erwarten Napoleons III. lehnte jedoch Italien es ab, Venetien als Geschenk von ihm entgegenzunehmen, statt es mit den eigenen Waffen zu erstreiten.

Kaiser Napoleon sah sich dadurch in eine üble Lage versetzt und der eigenen Nation gegenüber bloßgestellt, in der eine starke Partei zu entschiedenen militärischen Maßnahmen drängte. Sollte das Schiedsrichteramt in Europa wirksam ausgeübt werden, so bedurfte es allerdings einer Drohung mit den Waffen. Zu einer solchen aber konnte sich der Kaiser Preußen gegenüber nicht entschließen, um so weniger als er sich nicht verhehlte, daß bei dem augenblicklichen Stande

seiner Armee, die baldige Aufstellung von 200 000 bis 300 000 Mann an der französischen Ostgrenze nur schwer zu bewirken sein würde. Auch mochte er fürchten, daß ein herausfordernder Schritt möglicherweise zu einer Verständigung des siegreichen Preußens mit Österreich ohne Zuziehung Frankreichs führen könnte.

Inzwischen hatte eine zweite Sendung des Feldmarschalleutnants v. Gablenz in das preußische Hauptquartier keinen besseren Erfolg gehabt als die erste. Der Unterhändler wurde nicht vom Könige empfangen, sondern nur von Moltke schriftlich dahin beschieden, „daß Se. Majestät gern geneigt wären, einen Waffenstillstand behufs solcher Verhandlungen zu bewilligen, welche zu einem dauernden Frieden zwischen Preußen und Österreich führen könnten. . . ." „Eröffnungen, welche die politische Basis hierfür bilden würden, sind indes nicht gemacht worden. Da ferner eine Verständigung mit Italien vorausgehen müsse, so seien Se. Majestät jetzt nicht in der Lage, auf die gestellten Bedingungen einzugehen."*) Die verbindliche Form dieser Antwort läßt erkennen, daß im preußischen Lager angesichts der zu erwartenden Einmischung Frankreichs eine unmittelbare Verständigung mit Österreich nicht von der Hand gewiesen wurde, ungeachtet dessen, daß jetzt, am 8. Juli, sich erst die ganze Tragweite des Erfolges vom 3. und die Zerrüttung der österreichischen Nordarmee übersehen ließen.

„In der militärischen Umgebung des Königs war die Stimmung nach Königgrätz naturgemäß eine sehr gehobene, zuversichtliche, fast übermütige. Bismarck, den sicherlich noch niemand zu den ängstlichen Naturen gerechnet hat, sah bei seiner besseren Kenntnis der europäischen Verhältnisse das Dazwischentreten Frankreichs doch anders an, und es waren nicht zum wenigsten die Militärs im eigenen Hauptquartier mit ihren im Gefühl des Sieges weit gesteckten Forderungen, die ihm sein dornenvolles Amt noch mehr erschwerten. Hierauf bezogen sich die Worte, welche er am 9. Juli an seine Gemahlin richtete: »Uns geht es gut; wenn wir nicht übertrieben in unseren Ansprüchen sind und nicht glauben, die Welt erobert zu haben, so werden wir auch einen Frieden erlangen, der der Mühe wert ist. Aber wir sind ebenso schnell berauscht wie verzagt, und ich habe die undankbare Aufgabe, Wasser in den brausenden Wein zu gießen und geltend zu

*) v. Lettow, Der Feldzug in Böhmen 1866. 2. Auflage, bearbeitet von Generallt. v. Caemmerer. Berlin 1910. E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

machen, daß wir nicht allein in Europa leben, sondern mit noch drei Nachbarn.«"*) Für die Eindämmung allzu weit gehender Ansprüche im eigenen Lager, wenn auch nicht bei Moltke, wie er sie in dieser schwierigen Zeit zu bewirken hatte, schuldet das Vaterland Bismarck ewigen Dank. Sein weitschauender Blick sah die künftige Gestaltung der Dinge voraus, und die damals von Preußen bekundete Mäßigung hat den Grund gelegt zum heutigen deutsch-österreichischen Bündnis.

Die politischen Rücksichten traten, während die preußischen Kolonnen sich der Donau zu bewegten, immer mehr in den Vordergrund. An Falckenstein telegraphierte infolgedessen Moltke auf Veranlassung Bismarcks am 9. Juli: „Französische Vermittlung wahrscheinlich nicht zu vermeiden. Daher faktische Okkupation der Länder nördlich des Mains für voraussichtliche Verhandlung auf status quo jetzt politisch wichtig." Dieses Telegramm hatte zur Folge, daß die preußische Main-Armee von den an der Fränkischen Saale geschlagenen Bayern abließ und sich in der Richtung auf Frankfurt gegen das VIII. Bundeskorps wandte. Die französische Vermittlung aber trat jetzt um so mehr in den Vordergrund, als Napoleon III. eine unmittelbare Verständigung mit Preußen zu erstreben begann, und gleichzeitig bei der wenig energischen Art, in der Italien die Operationen fortführte, Zweifel an der Aufrichtigkeit des Bundesgenossen aufkamen. Wirklich ermöglichte es die matte Kriegführung der Italiener gegen Österreich, 40 000 Mann der Südarmee nach Wien heranzuführen.

Als dann der französische Botschafter, Graf Benedetti, im preußischen Hauptquartier zu Brünn anlangte, somit die Einmischung Napoleons zur Tatsache werden zu sollen schien, legte Bismarck Moltke die Frage vor: „Was werden wir tun, wenn Frankreich marschiert?" Auf dessen Antwort: „Wir müssen hinter die Elbe zurück," entschloß sich der Ministerpräsident, eine unmittelbare Einigung mit Österreich anzustreben.*) Er wurde hierin durch die ablehnende Haltung des französischen Botschafters gegen eine Vergrößerung Preußens nur bestärkt, und beauftragte, durch Vermittlung des Bürgermeisters von Brünn, Dr. Giskra, den Präsidenten des Brünner Handelsgerichts, Baron Herring, mit Friedensanerbietungen in Wien, die dort einen günstigen Eindruck machten. Der Abschluß einer am 22. Juli beginnenden Waffenruhe,

*) Lettow-Caemmerer, a. a. O.

der am 26. der Präliminarfriede von Nikolsburg folgte, ist dann freilich erst unter Vermittlung Frankreichs zustande gekommen. Bei den unzureichenden Kriegsleistungen Italiens hielt man sich auf preußischer Seite zum Abschluß des Waffenstillstandes auch ohne Zustimmung des Bundesgenossen für berechtigt. Dem preußischen Gesandten am italienischen Hofe schrieb Bismarck: „Wir halten uns genau an den Vertrag, und wenn wir fünf Tage ruhen, so tun wir weiter nichts, als was Italien durch vier Wochen getan hat."

Der Waffenstillstand war von preußischer Seite aus politischen Gründen zugestanden; um dem Kaiser Napoleon gefällig zu sein, wie Bismarck hervorhob. Militärisch war er ausschließlich zum Vorteil Österreichs, da dieses die Heranziehung der Nordarmee über Preßburg auf Wien nunmehr ungestört zu bewirken vermochte. Das Ergebnis war denn auch, daß bei Ablauf der fünftägigen Waffenruhe an der Donau nicht ganz 200 000 Preußen gegen 276 000 Österreicher standen, wobei diese noch den Schutz des mächtigen Stromes für sich hatten. Wenn Österreich aus diesen Verhältnissen keinen Nutzen mehr zu ziehen vermochte, so war hieran kaum die entfernte Rückenbedrohung durch die Italiener schuld, wohl aber wirkten die raschen Fortschritte der preußischen Main-Armee gegen die deutschen Verbündeten Österreichs ein. Die arge Zerrüttung der geschlagenen Nordarmee im Verein mit den inneren Verhältnissen des Kaiserstaates verminderten die Aussichten weiteren Widerstandes. Die Finanzlage machte, ähnlich wie 1859, die Fortsetzung des Krieges nahezu zur Unmöglichkeit, und die Stellung Ungarns blieb mehr als zweifelhaft.

Wenn, rein ziffermäßig betrachtet, die Aussichten des österreichischen Heeres während der Nikolsburger Verhandlungen überhaupt noch günstig erscheinen konnten, so war es wesentlich die Folge fehlerhafter Operationen der zweiten preußischen Armee. Ihr hätte es obgelegen, das Entkommen der österreichischen Nordarmee von Olmütz über die Karpathen und über Preßburg, somit deren rechtzeitige Vereinigung mit den bei Wien versammelten Truppen unter allen Umständen zu verhindern.*) Es zeigt sich darin, wie sehr militärische Fehler sich auf politischem Gebiet rächen können, wenn nicht, wie hier, anderweitige Verhältnisse sie unschädlich machen. Aufgabe der preußi-

*) Vgl. hierüber die Ausführungen des Generaloberſten Grafen Schlieffen in der Artikelreihe „Cannae", Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, VII. Jahrgang 1910, 4. Heft.

schen zweiten Armee wäre es mindestens gewesen, in der Parallelverfolgung der feindlichen Nordarmee vor dieser Preßburg zu erreichen, gegen das — aber nicht wie Fürst Bismarck, offenbar durch einen Fehler der Erinnerung getäuscht, annimmt,*) erst auf sein Betreiben — verspätet, nunmehr vom linken Flügel der ersten (mittleren) Armee vorgegangen wurde.

Während der Verhandlungen über den endgültigen Frieden zu Prag, die erst am 23. August zum Abschluß gelangten, blieb die Haltung Frankreichs fortgesetzt zweifelhaft, da Napoleon III. Kompensationen an der Westgrenze Deutschlands begehrte. Angesichts dieser Lage reichte Moltke Bismarck am 8. August eine Denkschrift über die militärische Lage ein.**) Hier heißt es zu Anfang: „Es ist offenbar von größter Wichtigkeit, sobald wie möglich zu einem definitiven Abschluß mit Österreich zu gelangen, um gegen Osten und Westen freie Hand zu haben, wenn unsere Nachbarn die Frucht eines siegreichen Feldzuges uns zu verkümmern suchen sollten. Bei den Verhandlungen in Prag kann es daher auf untergeordnete Bedingungen nicht ankommen, sondern wesentlich darauf, in kürzester Frist die in Böhmen und Mähren aufgestellten Truppen wieder verfügbar zu machen. Am nächsten liegt wohl die Möglichkeit, daß Frankreich Gebietsabtretungen fordern könnte, welche unvereinbar wären mit der Preußen zugefallenen geschichtlichen Aufgabe, das ganze Deutschland zusammenzufassen und zu schützen, einer Aufgabe, zu deren Lösung der wichtigste Schritt eben jetzt getan ist. Gegen eine solche Anmaßung Frankreichs würde der Krieg im ganzen außerösterreichischen Deutschland populär sein. Es kann kaum zweifelhaft sein, daß gegen Herausgabe des größten Teils oder selbst des ganzen von uns besetzten Gebiets südlich des Mains eine Allianz gegen Frankreich mit den süddeutschen Staaten zu erlangen ist. Es würde in diesem Falle das neue Bundesverhältnis nicht bloß mit Nord- sondern mit ganz Deutschland ins Leben treten."

Von den süddeutschen Kontingenten würden nach Moltkes Berechnung 80 000 Mann binnen 8 bis 10 Tagen bei Mannheim ver-

*) Gedanken und Erinnerungen, II. Die Ausführungen des Fürsten sind bereits vom Großen Generalstabe in „Moltke in Vorbereitung und Durchführung der Operationen", und ausführlicher vom General v. Blume Aufsätze, a. a. O. als der Einschränkung bedürfend bezeichnet worden.

**) Mil. Corresp. 1866 Nr. 329.

sammelt sein können, gleichzeitig 90 000 Preußen bei Mainz. Keinesfalls könnten die Franzosen, deren Operationsarmee überhaupt nur auf 250 000 Mann anzunehmen sei, in der gleichen Frist eine Angriffsarmee am Rhein verfügbar machen, die angesichts der erwähnten Truppenaufstellungen imstande sei, den Rhein zu überschreiten. „Die Bedingungen für einen Krieg des französischen Kaisertums gegen das siegreiche Preußen und das gesamte deutsche Volk eben in diesem Augenblick erscheinen so wenig günstig, daß derselbe wohl nicht gewagt werden wird, ohne daß eine Verständigung mit Österreich über Fortsetzung des Kampfes bereits stattgefunden hätte."

Österreich gegenüber verbleibt Moltke bei der schon vor Beginn der Nikolsburger Verhandlungen geäußerten Absicht, einen Verteidigungskrieg zu führen, da für eine Offensive über die Donau hinaus die ganze preußische Macht verfügbar gemacht werden müßte. Österreich dagegen könne, da Italien vertragsmäßig nicht ohne Preußen Frieden schließen dürfe, sonach der größte Teil der österreichischen Südarmee wieder jenseits der Alpen verwendet werden müsse, nicht mehr als 150 000 Mann an der Donau belassen. Durch Abtransport aller gegen Österreich entbehrlichen preußischen Truppen nach dem Rhein, würden am 9. September dort, nach Abzug der Festungsbesatzungen, 300 000 Mann gegen Frankreich verfügbar sein.

Diese Denkschrift läßt in besonderem Maße die Wechselwirkung zwischen politischem Handeln und vorbereitenden Kriegsmaßnahmen erkennen. Die Zeit zwischen 1866 und 1870 sollte dem Chef des Generalstabes der Armee noch mehrfach Anlaß zu ähnlichen Erwägungen und Berechnungen geben.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71.

Es gelang dem unvergleichlichen diplomatischen Geschick Bismarcks bei seiner Kenntnis der Schwäche Frankreichs, die Ansprüche Napoleons III. auf deutsches Gebiet zurückzuweisen. Der Gegensatz zu Frankreich, das Rache für Sadowa begehrte, blieb gleichwohl bestehen. Napoleon III. suchte bereits 1867 das ihm im Jahre zuvor Entgangene abermals auf unblutigem Wege anderweitig zu erlangen. Im Jahre 1867 suchte er Luxemburg von seinem Großherzoge, dem Könige von Holland zu gewinnen, stand indessen davon ab, als der Norddeutsche Bund erklärte, die Abtretung als Kriegsfall betrachten zu müssen. Zeitweilig hatte es den Anschein, als solle es nicht bei einem erneuten diplomatischen Erfolge Bismarcks sein Bewenden haben, sondern der drohende Krieg mit Frankreich schon damals zum

Ausbruch kommen. Moltke rechnete für diesen Fall noch nicht unbedingt mit einer Unterstützung durch die Süddeutschen. Er glaubt zumeist auf die eigenen Kräfte angewiesen zu sein. Da auf eine Parteinahme Österreichs für Frankreich gerücksichtigt werden mußte, kam er zu dem Vorschlage, zuerst Österreich durch eine „kurze, kräftige Offensive" zum Frieden zu zwingen, um sich dann gegen die Franzosen zu wenden. Moltke war damals für sofortiges Losschlagen, weil er den Krieg binnen jetzt und fünf Jahren für unvermeidlich hielt. Er schreibt:*) „Innerhalb dieser Frist wird sich das heute unbestreitbare Übergewicht unserer Organisation und Bewaffnung durch Frankreichs Anstrengungen täglich zu unseren Ungunsten mehr ausgleichen. Je früher wir also handgemein werden, desto besser. Der gegenwärtige Anlaß ist gut. Er hat einen nationalen Charakter, man benütze ihn also."

So zuversichtlich aber auch Moltke nach den Erfolgen des Vorjahres den kommenden Dingen entgegensah, so hielt er doch anderseits eine weitere innere Festigung der neuen deutschen Verhältnisse zunächst noch für erwünscht. . .**) „Denn Verhältnisse von so komplizierter Art wie die (Preußens) zu Sachsen oder Darmstadt, die Stellung des Südens zum Norden Deutschlands überhaupt, lassen die gegenwärtige Lage wie einen in seinem Verlaufe unterbrochenen Kristallisationsprozeß erscheinen. Es bedarf noch einer Erschütterung, um das gleiche Gefüge herzustellen, und diese wird, besonders wenn sie von Frankreich ausgeht, die neue Bildung entweder zertrümmern oder dauernd und klar herstellen. . . . . Der Erfolg, die Zukunft Deutschlands hängt davon ab, inwieweit es Preußen gelingt, in der ihm vom Schicksal vergönnten Frist nicht bloß moralisch, sondern auch materiell die Führerschaft in Deutschland zu gewinnen."

Man ersieht hieraus, daß Moltke 1867 wohl seiner Überzeugung, von der eigenen Kraft Preußens und dem Vorteil baldigen Losschlagens, seinem Kriegsherrn gegenüber Ausdruck verliehen, vor allem im Kriegsfalle die Initiative befürwortet haben wird, daß er aber jeder Kriegtreiberei abhold war, wie denn solche seinem Wesen überhaupt fern lag. Wenn daher Fürst Bismarck äußert,***) Moltkes

*) Denkwürdigkeiten V.

**) Denkschrift vom Januar 1867. Großer Generalstab, Moltke in Vorbereitung und Durchführung der Operationen.

***) Gedanken und Erinnerungen, II.

Kriegsfeuer sei ihm unbequem geworden, „1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange", so können sich diese Worte nur darauf beziehen, daß der Chef des Generalstabes der Armee dem Monarchen gegenüber seine Ansicht in obigem Sinne mit Entschiedenheit vertreten hat, wie es seine Pflicht war, auch wenn diese Ansicht der des Ministerpräsidenten zuwiderlief.

Es ist schon weiter oben darauf hingewiesen worden,*) daß in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht es nicht in gleichem Maße möglich ist, „einen Krieg anticipando herbeizuführen". Fürst Bismarck fährt in gleichem Sinne fort, daß er einer Theorie, die solches befürworte, „nicht bloß zur Luxemburger Zeit, sondern auch später, 20 Jahre lang, stets entgegengetreten sei in der Überzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen." Der Mann, der für Deutschlands Einigung mit Blut und Eisen eingetreten ist, der den unvermeidlichen Krieg mit Frankreich schließlich willkommen geheißen hat, ist selbstverständlich weit davon entfernt, einer Politik das Wort zu reden, die abwartet, bis sie schließlich durch eine ungünstige Konstellation überrascht wird, die aus Scheu „der geschichtlichen Entwicklung vorzugreifen", ein Verfahren einschlägt nach Art Preußens zwischen dem Baseler Frieden und Jena. Dafür bürgen schon seine weiteren Worte: „Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere, strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände; die Aufgabe, das Ergebnis derselben in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob."

*) S. 53.

In der erwähnten Denkschrift vom Januar 1867 hatte Moltke die Mitwirkung der süddeutschen Kontingente noch nicht als gewiß angenommen, sie aber als denkbar und erwünscht hingestellt. Im Jahre darauf gelang es bereits, festere Verabredungen mit den Militärbevollmächtigten Bayerns und Württembergs in Berlin zu treffen. Den Inhalt seiner hierbei vorgetragenen Ansichten teilte Moltke dem Bundeskanzler in einem Schreiben vom 13. Mai 1868 mit. Hier heißt es:*) „Bei dem vorhandenen Schutz- und Trutzbündnis mit Süddeutschland würde, theoretisch genommen, nichts nötig sein, als daß die süddeutschen Kontingente rechtzeitig und vollzählig bereitstehen, um den Anordnungen Folge zu leisten, welche Seine Majestät der König von Preußen als Oberfeldherr im Falle eines Krieges gegen Frankreich nach Lage der Verhältnisse mitteilen wird. Praktisch gestaltet sich die Sache aber anders. Das Schutz- und Trutzbündnis ist stets eine unvollkommene Form gegenseitiger Hilfeleistung und hat genau nur so viel Wert, wie jeder Teil Trutz und Schutz zu leisten vermag. In dieser Beziehung stehen die Verhältnisse auch nach Proportion keineswegs gleich. Der Norden stellt ein Heer, der Süden Kontingente, wir haben einen Kriegsherrn, der Süden nur einen Bundesbefehlshaber, man kann uns dort beim besten Willen immer nur eine Koalition bieten. Den Unterschied zwischen einem einheitlichen Heer und einer Koalition hat wohl der Feldzug 1866 genügend gezeigt."

Moltke weist darauf hin, daß es damals Österreich nicht gelungen sei, die süddeutschen Kontingente zu einem unmittelbaren Anschluß an die österreichische Nordarmee in Böhmen zu bewegen, ebensowenig wie Bayern den Anschluß des VIII. Bundeskorps an seine Armee hätte erreichen können. „Und umgekehrt: Gesetzt, Rheinland und Westfalen wären ein souveränes Großherzogtum gewesen, würde es möglich gewesen sein, selbst bei bestehendem Schutz- und Trutzbündnis seine gesamte Truppenmacht aus dem Lande fort und nach Böhmen zu schicken, wo doch die Entscheidung lag? Die Sonderrücksichten können nur im Einheitsstaat zum Schweigen gebracht werden,**) beim bloßen Bündnis muß man mit ihnen rechnen. Es handelt sich also nicht darum, von den Süddeutschen zu fordern, was zur Er-

*) Mil. Corresp. 1870/71 Nr. 15.

**) Auch das hatte Moltke 1866 nur mühsam gegen den Ministerpräsidenten durchsetzen können, vgl. S. 229.

reichung des Kriegszwecks das militärisch Richtige wäre, sondern das, was sie, unter Berücksichtigung ihrer eigenen Sicherheit, zu leisten imstande und geneigt sein werden. Darüber läßt sich verhandeln."

Den wirksamsten Schutz Süddeutschlands sah Moltke in einer Offensive mit allen Kräften tief nach Frankreich hinein. In einer im April 1868 verfaßten Denkschrift*) heißt es: „Wenn es in diesem Jahre noch zum Kriege kommt, so ist mit einiger Gewißheit darauf zu rechnen, daß wir es nur mit Frankreich allein zu tun haben. Einer Beteiligung Österreichs stehen entgegen die noch unfertigen Zustände, die Abneigung Ungarns und die Haltung Rußlands. Wir werden daher so ziemlich alle unsere Kräfte gegen den einen Feind wenden können." Zwar sollen vorläufig das VI. und IX. Korps gegen Österreich und zum Schutz der Küsten zurückbleiben, später aber ebenfalls nachgezogen werden.

Bald darauf tritt in Moltkes Entwürfen jedoch wieder die Notwendigkeit, in stärkerem Maße eine mindestens zweifelhafte Haltung Österreichs in Anschlag zu bringen, hervor. Im Winter 1868/69**) beabsichtigt er, 3 Armeekorps, 2 Landwehr-Divisionen, 2 Kavallerie-Divisionen gegen Österreich verteidigungsweise zu verwenden, mit 10 Korps und möglicherweise den Süddeutschen die Offensive nach Frankreich zu ergreifen. Der Operationsplan gegen Frankreich „besteht lediglich darin, die Hauptmacht des Gegners aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen. . . . . Es leuchtet ein, wie wichtig es ist, die Überlegenheit auszunutzen, welche wir gleich anfangs, allein schon in den norddeutschen Kräften besitzen."

Durch rückhaltslosen Anschluß der Süddeutschen ist dann 1870 eine solche Überlegenheit auf deutscher Seite gewonnen worden, daß der Ausgang des Kampfes — mochten seine einzelnen Phasen sich noch so wechselvoll gestalten — von Anbeginn keinen Augenblick zweifelhaft gewesen ist.

Das zweite französische Kaiserreich ist dieser starken Entfaltung der gesamten deutschen Wehrkraft nur mit einem Bruchteile dessen entgegengetreten, was Frankreich bei entsprechender Anspannung hätte leisten können. An Versuchen, die Wehrkraft Frankreichs zu heben, hatte es allerdings seit dem Jahre 1866 nicht gefehlt. Napoleon III. verhehlte sich die Mängel seines Heerwesens am wenigsten.

*) Mil. Corresp. 1870/71 Nr. 14.
**) Mil. Corresp. 1870/71 Nr. 18.

Die Mobilmachungen von 1854 und 1859 waren nur teilweise gewesen. Die Kriegsbereitschaft der Armee hatte durch die 1861 eingeleitete Mexikanische Expedition, die eine fortgesetzte Ergänzung der dort befindlichen 20 000 Mann beanspruchte, gelitten, ganz abgesehen davon, daß dieses zur Hebung des französischen Prestige eingeleitete Unternehmen 1867 mit der Zurückziehung der französischen Truppen endete und 400 Millionen Francs verschlang. Die Erfolge Preußens im Jahre 1866 bewirkten, daß der Kriegsminister, Marschall Niel, dem Parlament einen Entwurf zur Einführung der allgemeinen Wehrpflicht vorlegte. Er drang jedoch damit nicht durch, sondern erlangte 1868 nur Verbesserungen auf Grundlage der bestehenden, die Stellvertretung zulassenden Bestimmungen. Die Dienstzeit wurde auf 5 Jahre bei der Fahne und 4 Jahre in der Reserve festgesetzt. Das stehende Heer sollte aus freiwillig Eintretenden, freiwillig (als Stellvertreter) Weiterdienenden und durch das Los bestimmten Ausgehobenen auf 400 000 Mann, einschließlich der Reserve auf 800 000 Mann gebracht werden. Eine Hilfsmacht hatte die 400 000 Mann zählende „garde nationale mobile" zu bilden. Sie umfaßte alle Freigelosten oder durch Stellvertretung Nichteingestellten derselben Jahresklassen. Die 400 000 Mann der Reserve aber konnten erst in 5 bis 6 Jahren erzielt werden, und die Mobilgarde wäre erst nach 9 Jahren zu ihrer vollen Stärke gelangt. Sie stand überhaupt nur auf dem Papier, da sie nur 15mal im Jahre und noch dazu stets nur auf einen Tag einberufen werden durfte.

Die Verdienste des energischen Marschalls Niel um die Stärkung der französischen Wehrkraft sind unbestreitbar. Die Bewaffnung der Infanterie mit dem Chassepotgewehr machte sie, rein technisch betrachtet, der deutschen überlegen. Auch haben die vielen im Heere vorhandenen alten Soldaten ihm Halt gegeben und es zu einem sehr achtbaren Gegner der Deutschen gemacht. Zur Durchführung der Reformen aber hätte es einer längeren Zeit bedurft, und sie wurde vollends in Frage gestellt, als nach dem Tode Niels, im Jahre 1869, der Marschall Le Boeuf das Kriegsministerium übernahm. Um der auf Ersparnisse dringenden Kammer gefällig zu sein, willigte der stark popularitätssüchtige Minister in eine Verminderung des jährlichen Rekrutenkontingents um 10 000 Mann und in sonstige starke Abstriche am Budget.

Es ist ungerecht, wenn, wie es von französischer Seite nach dem Sturze des Kaiserreichs vielfach geschehen ist, alle Schuld an dem Unglück des Jahres 1870 der Regierung beigemessen wird. Die Volksvertretung hat ihr wohlgemessenes Teil daran, wie jedes Parlament, das sein Ohr, der Gunst der Wähler zuliebe, der unbestreitbaren Wahrheit verschließt, die einst der große Napoleon aussprach, wenn er sagte, daß man wohl mit einer Minderheit eine Schlacht, nicht aber einen Feldzug gewinnen könne. Hierzu bedürfe es der starken Bataillone.

Einen wesentlichen Teil der Schuld trug allerdings das herrschende System, die streng durchgeführte Zentralisation, das Fehlen bereits im Frieden organisierter, großer Heereskörper, die unterlassene Vorbereitung einer planmäßigen Mobilmachung. Vor allem sollte sich in der großen Krisis des Jahres 1870 zeigen, wie wenig befestigt im Innern das zweite Kaiserreich war. Vergeblich hatte sich Napoleon III. in den letzten Jahren bemüht, durch liberale Konzessionen seiner Herrschaft vermehrten Halt zu geben. Er hatte nur das Gegenteil erreicht. Innerpolitische Rücksichten durchziehen denn auch auf französischer Seite von Anfang an bis Sedan fortgesetzt die Kriegshandlung. Sie spielen eine wesentliche Rolle in der unschlüssigen Führung der Rheinarmee, sie haben den Untergang der Armee von Chalons bei Sedan mitverschuldet.

Das Endergebnis der Herrschaft Napoleons III., der lange Zeit hindurch eine führende Rolle in Europa gespielt und es verstanden hatte, durch Betätigung eines unruhigen Ehrgeizes in beschränkten kriegerischen Unternehmungen den Schein großer Macht um sich zu verbreiten, war, daß Frankreich in den ersten Augusttagen 1870 nur 200 000 Mann an der Grenze 400 000 Deutschen, die bald auf 500 000 anwuchsen, entgegenzustellen hatte. Dazu kam, daß dieser Krieg, in den Frankreich aus Anlaß der hohenzollernschen Thronkandidatur in Spanien leichtfertig hineintrieb, überaus mangelhaft diplomatisch vorbereitet war. Österreich hatte seine spätere Mitwirkung zugesichert und einen gemeinsamen Feldzugsplan verabredet, jedoch nur auf Grund einer kräftigen, französischen Offensive nach Süddeutschland. Italiens Haltung blieb schwankend. Die römische Frage hinderte es am einmütigen Zusammengehen mit Frankreich. Die ersten deutschen Siege hielten dann das Schwert beider Mächte in der Scheide. Frankreich blieb völlig vereinzelt den Schlägen des geein-

ten deutschen Heeres ausgesetzt. Im zweiten Kaiserreich unterlag eine Politik kleiner Mittel, auf unblutigem Wege erstrebter Vergrößerungen, diplomatischer Intrigen einer Politik des festen Willens, die sich auf wirkliche Macht stützte, die getragen wurde von echter, nationaler Begeisterung und darum zu Erfolgen führte, wie sie die Welt seit den Tagen des ersten Napoleon nicht gesehen hatte.

Der Verlauf des Krieges 1870/71 ist in anderer Weise bemerkenswert für das Ineinandergreifen von Politik und Kriegführung als der von 1866. In dem Verhältnis zwischen Bismarck und Moltke ist im Laufe des Krieges eine Spannung eingetreten, die für die wechselseitigen Beziehungen der verantwortlichen Leiter der Politik und der Heerführung überaus lehrreich ist.

Über die erwähnte Klage des Fürsten Bismarck,*) daß er 1870/71 nicht zu den militärischen Vorträgen beim König herangezogen wurde, sagt General von Blume,**) der Bundeskanzler habe durchaus zu Unrecht von Moltke beansprucht, daß dieser ihm von seinen Plänen Kenntnis gäbe, bevor er sie der Entscheidung des Königs unterbreitete, fügt freilich hinzu: „Es soll nicht in Abrede gestellt werden, daß unter dem Einfluß der bestehenden Spannung und im Drange der Ereignisse die wechselseitige Orientierung viel zu wünschen übrig ließ. Nur beruhten die Versäumnisse auf Gegenseitigkeit. Es blieb Moltke fast immer ganz überlassen, wo und wie er sich die für ihn notwendigen politischen Informationen verschaffen wollte. . . . . Bismarck beanspruchte eben im Rate des Königs eine Stellung über Moltke. Dieser mußte sich solchem Anspruch gegenüber aus schwerwiegenden sachlichen Gründen ablehnend verhalten und tat es, zwar bestimmt, aber ohne Schroffheit."

Bis zur Schlacht von Sedan traten diese Ansprüche Bismarcks inmitten des lebhaften Ganges der Operationen und infolge der beispiellosen Erfolge der Heerführung Moltkes naturgemäß zurück, wenn auch solches unvermeidliche Zurücktreten vom Bundeskanzler unangenehm empfunden werden mochte. Er mußte sich begnügen, in gelegentlichen privaten Äußerungen seine Auffassung über militärische Dinge kundzugeben. General v. Goeben schreibt am 16. August morgens seiner Gemahlin über den Verlauf des vorhergegangenen Tages: „Der König sehr frisch, erfreut über den Gang der Dinge;

*) S. 229.
**) A. a. O.

es ist immer eine Freude, den herrlichen alten Herrn zu sehen. Dann Moltke, der mir sagte, daß alles gut gehe, alles gut vereinigt sei. . . . Dann mit Bismarck eine Viertelstunde gesprochen, über die Situation, über die Gefechte; er meinte, sie seien zu blutig, zu verlustreich, jeder Mann sei viel wert; wir wüßten noch durchaus nicht, wie die Dinge gehen würden; wenn demnächst bei den Friedensverhandlungen die Neutralen zu sehr auf uns drückten, so müßten wir bereit sein, auch da entschieden auftreten zu können, im Notfall die Plempe heraus." Am 19. August schreibt der General*) aus Gravelotte: „Wieder sagte Bismarck, daß wir notwendig bei der Ankunft in Paris stark sein müssen; das scheint ihn bei den jetzigen vielen Verlusten vorzugsweise zu beschäftigen."

Die Verluste des 14., 16. und 18. August waren allerdings groß, und zwar vornehmlich deshalb, weil die Fechtweise der deutschen Infanterie nicht dem feindlichen Chassepotfeuer, das sie hier erst kennen lernte, angepaßt war, auch nicht angepaßt sein konnte, da die Deutschen ein weniger weitreichendes Gewehr führte. Dafür war aber auch das Ergebnis der Metzer Schlachten: die Einschließung der französischen Rheinarmee, von größter Tragweite. Der Minister übersah, daß große Erfolge im Kriege stets entsprechende Opfer fordern, und daß jenes „Plempe heraus", das er später erforderlichenfalls gegen die Neutralen anzuwenden gedachte, zunächst einmal hier gegen die Franzosen galt. Auch die Schlesische Armee hat 1814 zuletzt die Schonung der Truppen vorangestellt,**) dem aber waren die Tage von Löwenberg, der Katzbach, Wartenberg und Möckern vorausgegangen.

Als vor Paris die Dritte und Maas-Armee festgelegt waren, und sich der Beginn der Beschießung verzögerte, weil wir damals nicht auf eine Belagerung so großen Umfanges eingerichtet waren, verlor Bismarck die Geduld. Es äußerte sich darin, daß er mehrfach die Grenzen seines Ressorts überschritt und sich dahin ausließ, er sei überhaupt stets dagegen gewesen, daß der Krieg weiter geführt werde, als bis in die Champagne; er habe es für den größten Fehler gehalten, bis Paris vorzudringen und zur Zernierung zu schreiten; dadurch habe der Krieg einen ganz anderen Charakter gewonnen und sei bis zu einem gewissen Grade unlösbar geworden.***) Bismarck

*) Zernin, August v. Goeben. Berlin 1901. E. S. Mittler & Sohn.
**) S. 181.
***) Blume, a. a. O.

übersah dabei, daß er selbst zu Anfang von einem Vorgehen bis Paris gesprochen hatte.

Aus der Zeit jener Spannung, wie sie damals in Versailles zwischen dem Bundeskanzler und dem Chef des Generalstabes herrschte, stammt ein Aufsatz im Militär-Wochenblatt vom 24. Januar 1871, „Die deutsche Kriegführung seit Sedan" betitelt, der aus der Feder eines der nächsten Gehilfen Moltkes, des damaligen Oberstleutnants und Abteilungschefs im Großen Hauptquartier, des nachmaligen Kriegsministers Bronsart v. Schellendorff stammt. Hier werden in vollendet klarer Art die Beweggründe der deutschen Heerführung entwickelt und die eigentümlichen Ansichten Bismarcks widerlegt, die, wenn sie Moltke sich zu eigen gemacht hätte, der deutschen Politik nichts weniger als förderlich gewesen wären.

In dem Aufsatz heißt es über die Lage, wie sie sich nach dem Sturze des Kaiserreichs herausgebildet hatte: „Die Fortsetzung des Krieges stand hiernach fest; eine sofortige Beendigung desselben war nur möglich, wenn deutscherseits durch Annahme eines unfruchtbaren, dem französischen Nationalstolz schmeichelnden Friedens, den republikanischen Machthabern das Mittel gewährt wurde, sich auch ohne Fortsetzung des Kampfes im Besitz der Regierungsgewalt zu erhalten. Wir hatten indessen in dieser Frage nur unsere eigenen Interessen zu berücksichtigen; diese erfordern die Wiederherstellung eines dauerhaften Friedens mit dem großen Nachbarvolke und unter dieser Voraussetzung kann es uns wohl gleichgültig sein, ob es von Napoleon III. Bonaparte oder von Leon I. Gambetta sich will beherrschen lassen. Wir hatten keinesfalls Veranlassung, zugunsten der letzteren Alternative irgend welche Opfer zu bringen und einen unzureichenden Frieden, wie er uns z. B. am 19. September in Ferrières geboten wurde, anzunehmen."

Weiter wird gesagt: „Der Gedanke der deutschen Heerführung seit dem 1. September ist bisher konsequent und fast an allen Stellen mit schnellem Erfolge zum Ausdruck gekommen. Er könnte sich in folgenden Sätzen resümieren:

1. Isolierung und endliche Wegnahme von Paris. 2. Vollständige Eroberung des Elsaß und des deutschen Teiles von Lothringen, d. h. jener Landesteile, welche wir uns als Friedenspreis auszubedingen gedenken. 3. Sichere und vollständige Okkupation der Landstriche, durch welche unsere Verbindungen gehen. 4. Erwei-

terung des Gesamt-Okkupations-Rayons der deutschen Heere, soweit deren Kräfte reichen, und Zerschlagung der lose gefügten feindlichen Streitkräfte, welche in diesen Rayon, speziell behufs des Entsatzes von Paris, einzudringen suchen."

Die noch nicht erfüllte Erledigung der ersten Aufgabe und die Gebundenheit der Operationen durch die zuletzt genannte, sagt Bronsart, „läßt unsere, seit dem 1. September erreichten Erfolge des Glanzes entbehren, welcher denselben bis zu diesem Tage eigen war. . . . . Man vergißt leicht, daß hier (in der Einschließung von Paris und in der Abwehr der Entsatzversuche) vor den deutschen Heeren eine Aufgabe liegt, so groß, wie sie die Weltgeschichte je geboten. . . . . Unsere Kriegführung hat ihre Ziele zu finden gewußt. Die Beschränkung, welche sie sich in bezug auf letztere auferlegen mußte, dürfte ihr kaum zum Vorwurf gereichen. Weitergehen hätte sie nur können, wenn in der Heimat durch ähnliche Massenaufgebote, wie in Frankreich, die Zahl der für Okkupationszwecke geeigneten Truppen eine großartige Vermehrung erfahren hätte.

Noch weniger aber möchte es begründet sein, wenn das Verlangen gestellt wird, daß bei den vorhandenen Mitteln eine weitergehende Beschränkung hätte eintreten müssen. Es ist hier und da der wunderbare Gedanke laut geworden, man hätte schon nach den großen Schlachten um Metz, spätestens aber nach der Kapitulation von Sedan die weitere Offensive einstellen, sich rückwärts konzentrieren, nach voller Eroberung des Elsaß und des deutschen Teils von Lothringen sich auf Behauptung dieser Landesteile beschränken und den Angriff der Franzosen abwarten sollen.

Diese Operation hätte in der Theorie einen Vorteil gehabt: sie hätte den Feind überrascht. Aber dieser Vorteil wäre auch nur ein rein theoretischer geblieben, denn die Überraschung des Feindes mußte eine überaus freudige sein, darüber, daß man ihm, nachdem er einen Feldzug verloren, volle Muße und alle Mittel seines Landes zur freien Verfügung stellte, um sich für einen zweiten Feldzug ausreichend vorzubereiten. Mit der Eröffnung desselben würde er es auch gar nicht eilig gehabt haben, lange nicht so eilig, als mit den unzeitig unternommenen und daher mißglückenden Versuchen, Paris zu entsetzen. Denn Metz konnte er doch nicht mehr retten. Und was taten wir unterdessen im Elsaß? Wir durchlebten einen tatenlosen Zustand

der höchsten Rüstung und lagen einer Provinz, welche wir behalten wollen, mit Einquartierung, Gespanndiensten und unvermeidlichen Verpflegungszuschüssen zur Last, während die ganzen Kosten der ordentlichen Ernährung der Heere auf unser eigenes Land fielen.

Der Wahrscheinlichkeit nach erfolgte der feindliche Angriff dann, wenn man in Frankreich den Moment für den passendsten erachtete. Im günstigsten Fall nun griff uns der Feind bald an und wurde geschlagen. Was taten wir dann? Blieben wir wieder an Elsaß, oder verfolgten wir ihn? Und wenn wir, wie vorauszusehen, das letztere taten, warum gingen wir nicht in das feindliche Land schon vor Monaten hinein, als es wenig gerüstet und unter dem Eindruck unserer großen Siege war? Es ist interessant, den Gedanken weiter durchzudenken, aber seinen Ursprung konnte er in den Organen der obersten Heeresleitung wohl kaum finden. Es ist wirklich nicht zu verlangen, daß dort eine Idee zu Tage gefördert werden sollte, welche keiner der vielen deutschen Soldaten, die kriegs- und siegesmutig über den Rhein zogen, verstanden hätte."

Diese Ausführungen sind zum großen Teil im Wortlaut wiedergegeben, weil sich schlagender als es hier von einer Moltke sehr nahestehenden Seite geschieht, die mehr als eigentümliche Kritik Bismarcks an der deutschen Heerführung nicht widerlegen läßt. Man könnte diese Kritik als ein bloßes Ergebnis der Verärgerung des gerade in Versailles sehr reizbaren und mit Sorgen der innerdeutschen und auswärtigen Politik belasteten Mannes betrachten, wenn die Erlebnisse von damals nicht noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen" bis zu einem gewissen Grade nachgewirkt hätten. Hier schreibt der Fürst: „Wenn man die Theorie, welche der Generalstab mir gegenüber zur Anwendung brachte, und die auch kriegswissenschaftlich gelehrt werden soll, so ausdrücken kann: der Minister der Auswärtigen Angelegenheiten kommt erst wieder zu Worte, wenn die Heeresleitung die Zeit gekommen findet, den Janustempel zu schließen, so liegt schon in dem doppelten Gesicht des Janus die Mahnung, daß die Regierung eines kriegführenden Staates auch nach anderen Richtungen zu sehen hat, als nach dem Kriegsschauplatze. Aufgabe der Heeresleitung ist die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte; Zweck des Krieges die Erkämpfung des Friedens unter Bedingungen, die der von dem Staate verfolgten Politik entsprechen. Die Feststellung und Begrenzung

der Ziele, die durch den Krieg erreicht werden sollen, die Beratung des Monarchen in Betreff derselben ist und bleibt während des Krieges, wie vor demselben, eine politische Aufgabe, und die Art ihrer Lösung kann nicht ohne Einfluß auf die Art der Kriegführung sein. Die Wege und Mittel der letzteren werden immer davon abhängig sein, ob man das schließlich gewonnene Resultat oder mehr oder weniger hat erreichen wollen, ob man Landabtretungen fordern oder auf solche verzichten, ob man Pfandbesitz und auf wie lange gewinnen will. Noch schwerer wirkt in gleicher Richtung die Frage, ob und aus welchen Motiven andere Mächte geneigt sein könnten, dem Gegner zunächst diplomatisch, eventuell militärisch beizustehen, welche Aussicht die Vertreter einer solchen Einmischung haben, an fremden Höfen ihren Zweck zu erreichen, wie die Parteien sich gruppieren würden, wenn es zu Konferenzen oder zu einem Kongreß käme, ob Gefahr vorhanden, daß aus der Einmischung der Neutralen sich weitere Kriege entwickeln. Namentlich aber zu beurteilen, wann der richtige Moment eingetreten sei, den Übergang vom Kriege zum Frieden einzuleiten, dazu sind Kenntnisse der europäischen Lage erforderlich, die dem Militär nicht geläufig zu sein brauchen, Informationen, die ihm nicht zugänglich sein können. Die Verhandlungen in Nikolsburg beweisen, daß die Frage von Krieg und Frieden auch im Kriege stets zur Kompetenz des verantwortlichen politischen Ministers gehört und nicht von der technischen Armeeleitung entschieden werden kann; der kompetente Minister aber kann dem Könige nur dann sachkundigen Rat erteilen, wenn er Kenntnis von der jeweiligen Lage und den Intentionen der Kriegführung hat."

So unbestreitbar dieser letzte Satz ist, muß doch hervorgehoben werden, daß ein großer Unterschied besteht zwischen dem berechtigten Streben eines Ministers nach Information über die Kriegslage und dem Versuch einer Einmischung in die Heerführung. Das doppelte Gesicht des Janus zu verkennen aber war Graf Moltke selbst viel zu gut politisch geschult. So hat er denn auch in Versailles, sobald die Friedensverhandlungen begannen, ohne weiteres Bismarck die ihm zukommende erste Stimme im Rate des Königs überlassen und sich darauf beschränkt, militärische Rücksichten geltend zu machen, wo ihm dieses erwünscht schien.*)

*) Blume, a. a. O.

Gegensätze, wie sie zeitweilig zwischen Bismarck und Moltke bestanden, werden völlig nur dann zu vermeiden sein, wenn auf beiden Seiten das gleiche Maß von ruhiger Sachlichkeit waltet, wie es Moltke aufwies, denn da die Politik den ganzen Krieg durchzieht, ist die Möglichkeit von Reibungen stets gegeben. Sie können aber auch bei einem weniger willensstarken und auf seine Autorität nicht so eifersüchtigen Minister, als es Bismarck war, einer kraftvollen Heerführung unter Umständen in andrer Weise zu einer noch größeren Fessel werden, als es hier der Fall war. Theoretisch fest abgrenzen läßt sich der Bereich des Chefs des Generalstabes der Armee und der des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten schwerlich. Vor allem liegt auf der Hand, daß die Aufgabe der Heeresleitung mit der „Vernichtung der feindlichen Streitkräfte" allein nicht erschöpft ist.

General v. Blume, 1870/71 gleichfalls einer der Gehilfen Moltkes im Großen Hauptquartier, sagt hierüber:*) „Der Krieg ist ein Mittel der Politik oder, wie Clausewitz das Verhältnis ausdrückt, die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Daraus folgt, daß der Politik das entscheidende Wort bei dem Entschluß zum Kriege und beim Friedensschluß zukommt. Aber die Kenntnis und Schätzung der eigenen und der feindlichen Wehrkraft und das darauf gegründete Urteil über die Aussichten des militärischen Zwangsverfahrens bildet die wichtigste Grundlage für die zu fassenden Entschließungen. Denn das politisch Erreichbare wird durch den militärischen Erfolg bedingt.

Die militärische Aufgabe der Kriegführung besteht darin, nicht nur die feindlichen Streitkräfte zu besiegen, sondern die Wehrkraft des feindlichen Staates soweit zu brechen, daß er die Unterwerfung unter unsern politischen Willen oder die Verzichtleistung auf den eigenen Kriegszweck der Fortsetzung des Krieges vorzieht. Die Entscheidung darüber . . . . . , welche Operationsziele verfolgt und wie die verfügbaren Kräfte und Mittel gebraucht werden sollen, um sie zu erreichen, fällt in das Gebiet der Strategie, gebührt der militärischen Leitung. . . . . Moltke hat 1871 die Ansicht ausgesprochen,**) daß die Strategie, nachdem der Krieg beschlossen, zwar nur für die Zwecke der Politik, »aber im Handeln völlig unabhängig von ihr« arbeite. Das heißt mit andern Worten: die Heeresleitung

*) A. a. O.

**) Taktisch-strategische Aufsätze, „Über Strategie".

wählt die Operationsziele, in deren Verfolgung sie das Mittel zur Erreichung des politischen Kriegszwecks erblickt, und läßt sich in der Durchführung der Operationen nur von militärischen Rücksichten leiten. Zu dieser Auffassung ist Moltke durch die bedeutsame Erwägung gelangt, »daß die Strategie ihr Streben stets nur auf das höchste Ziel richten kann, das die gebotenen Mittel überhaupt erreichbar machen, weil die Politik sich vorbehält, im Verlauf des Krieges ihre Ansprüche zu steigern oder aber mit einem niederen Erfolg sich zu begnügen.«

Nach meinem Dafürhalten geht aber diese, ersichtlich unter dem Einfluß der Erfahrungen von 1870/71 aufgestellte Forderung zu weit. Moltke selbst scheint dies später erkannt zu haben, denn mir liegt folgende handschriftliche Äußerung von ihm aus dem Jahre 1882 vor:*) »Für den Gang des Krieges sind vorwiegend militärische Rücksichten maßgebend, die Ausnutzung seiner Erfolge oder Mißerfolge fällt wiederum der Politik anheim.«

Diese Ausführungen des Generals v. Blume decken sich mit dem, was Clausewitz kurz wie folgt zusammengefaßt hat:**) „Die Aufgabe und das Recht der Kriegskunst der Politik gegenüber ist hauptsächlich, zu verhüten, daß die Politik Dinge fordert, die gegen die Natur des Krieges sind, daß sie aus Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments Fehler begeht im Gebrauch desselben."

Wenn schon bei einem Bismarck „Unkenntnis über die Wirkungen des Instruments" vorhanden war, so kann es nicht wundernehmen, daß der Diktator Gambetta und sein Gehilfe Freycinet solche Unkenntnis in noch höherem Grade offenbarten. Sie setzten ohne weiteres bei den neugebildeten französischen Provinzialarmeen die gleiche Beweglichkeit wie sie den erprobten deutschen Truppen eigen war, voraus. „Gambetta war des Glaubens, daß dem bürgerlichen Element die Leitung des Krieges gebühre; er umgab sich mit Ingenieuren, Gelehrten, Journalisten; mit ganz Frankreich teilte er seit Wörth und Sedan die Meinung, daß die Generale beschränkte, unfähige Menschen seien, nur geeignet, die Ideen von Männern der

*) Randbemerkung Moltkes zu dem Entwurf der im Jahre 1882 — zweite Auflage 1886 — unter dem Titel „Strategie, eine Studie" veröffentlichten Arbeit des Generals v. Blume.

**) Briefe an Müffling. Angeführt in „Aus den Denkwürdigkeiten usw. des Feldmarschalls Grafen v. Moltke", Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, VII. Jahrg. 2. Heft.

Wissenschaft und der Technik auszuführen. Die Folge war eine Reihe sich überhastender Befehle, die Unmögliches von den Generalen verlangten." Sobald bei Orleans die Katastrophe über die Loire-Armee hereinzubrechen drohte, schoben dafür die Männer von Tours die Verantwortung dem Oberkommandierenden, General d'Aurelle, zu. Am 2. Dezember schrieb ihm Freycinet: „Ich habe bis gestern Ihr 18. und 20. Armeekorps geleitet, vorübergehend auch das 17., ich überlasse von jetzt an Ihnen diese Sorge."*)

Als sich die französischen Neubildungen trotz ihrer großen ziffermäßigen Überlegenheit unfähig zeigten, bis zur Einschließungslinie von Paris durchzudringen, wurde die erste Loire-Armee aus der Gegend von Bourges nach dem Südosten Frankreichs abtransportiert. Die Aufgabe, das Korps Werder zu schlagen, Belfort zu entsetzen und die deutschen Verbindungen zu unterbrechen, schien leichter. In der dilettantischen Einbildungskraft Gambettas und Freycinets entstand das großartige Bild einer Vereinigung der Armeen Bourbakis von Süden und Faidherbes von Norden her im Rücken der Deutschen, die doch noch ungeschlagen vor Paris und an der Loire standen. Dabei wurde nicht bedacht, daß derartige weitausschauende Operationen ganz besonders in sich gefestigte, marschfähige Armeen voraussetzten. Noch dem an der Lisaine abgewiesenen Bourbaki wurde zugemutet, sich mit seiner bereits der Auflösung verfallenden Armee nunmehr gegen die anrückende Armee Manteuffels zu wenden, gleichsam, als ob er Werder an der Lisaine geschlagen hätte.

Chuquet ist allerdings im Recht, wenn er von Gambetta sagt:*) „In den Augen Frankreichs und der Nachwelt läßt sein glühender Patriotismus seine Fehler zurücktreten." In diesem Manne verkörperte sich der Widerstand der französischen Provinz, und seine Energie bleibt darum nicht minder bewundernswert und seine Leistung nicht minder groß, weil der Versuch, mit 600 000 Menschen, die keine Soldaten waren, die Deutschen vom französischen Boden zu verdrängen, im Grunde nur eine heroische Täuschung war. Niemals ist die Bedeutung einer festen Kriegszucht, wie sie den Deutschen innewohnte, und wie sie nur in langwieriger, sorgfältiger Friedensarbeit zu erzielen ist, im Großen so deutlich hervorgetreten, als im zweiten Teile des Krieges 1870/71. Der Versuch, die zu Anfang mangel-

*) Chuquet, La guerre 1870/71.

hafte Kriegsrüstung Frankreichs im Kriege selbst zu ergänzen, konnte nicht gelingen. Den Erfolg, mit seinen Massenaufgeboten für die deutsche Heerführung vorübergehende Krisen herbeigeführt zu haben, kann man Gambetta allerdings nicht streitig machen.

Dieser Punkt ist es, auf den Bronsart in seinem Wochenblattartikel mit den Worten hinweist:*) „Weiter hätte unsere Kriegführung nur gehen können, wenn in der Heimat durch ähnliche Massenaufgebote, wie in Frankreich, die Zahl der für Okkupationszwecke geeigneten Truppen eine großartige Vermehrung erfahren hätte." Darüber muß man sich in der Tat klar sein, daß unter heutigen Verhältnissen ein Gegner, der sich auf ein Volksheer stützt — und sei es auch nur ein locker gefügtes — nur niedergeworfen werden kann, wenn die ganze organisierte Volkskraft des Angreifers seinen Truppen erster Linie nachrückt. Die deutsche Heeresleitung hat im zweiten Teil des Krieges 1870/71 die abnehmende Kraft einer tief in das feindliche Gebiet führenden Offensive, trotz der anfänglichen großen Überlegenheit, die sie besaß, schließlich nicht minder zu empfinden gehabt, als seinerzeit mehrfach Napoleon.**) Moltke sah sich denn auch veranlaßt, am 8. Dezember 1870 an Roon eine Denkschrift zu richten, in der er ausführte, daß es angesichts der französischen Massenaufgebote unvermeidlich sein würde, die noch im Inlande zur Küsten- und Gefangenenbewachung belassenen 57 Landwehr-Bataillone nach dem Kriegsschauplatz heranzuziehen und die Ersatz-Bataillone der zur demnächstigen Friedensbesatzung von Elsaß-Lothringen bestimmten Regimenter bereits jetzt nach Straßburg und Metz zu verlegen, um dadurch noch weitere Landwehrtruppen freizumachen. Unsere Organisationen waren damals ebensowenig für Belagerungen,***) wie auf einen Krieg von solcher Ausdehnung und solcher Dauer zugeschnitten.

Wenn der Fall von Paris und die Niederlagen der französischen Entsatz-Armeen im Januar 1871 den Frieden herbeiführten, so geschah es nicht eigentlich, weil alle Mittel des Widerstandes für Frankreich tatsächlich erschöpft waren, sondern weil sich der überwiegenden Mehrheit der Nation die Überzeugung aufgedrängt hatte, daß weiterer

*) S. 246.
**) S. 140.
***) S. 244.

Widerstand die endgültige Niederlage doch nicht abzuwenden imstande sei. Die Dinge lagen hier anders für den unterliegenden Teil, wie im Sezessionskriege für die Konföderierten.*) Es traf hier das Wort von Clausewitz**) zu: „Der ganze Krieg setzt menschliche Schwächen voraus und gegen diese ist er gerichtet", nicht minder aber das andere:**) „Das Gefühl, besiegt zu sein, ist keine bloße Einbildung, über die man Herr werden könnte; es ist die evidente Wahrheit, daß der Gegner uns überlegen ist, eine Wahrheit, die in den Ursachen so versteckt sein konnte, daß sie vorher nicht zu ersehen war, die aber beim Ausgang immer klar und bündig hervortritt."

Nur sein Reichtum hat es Frankreich überhaupt ermöglicht, so lange Widerstand zu leisten. Wie wenig seine Mittel zu Ende des Krieges erschöpft waren, lehrt die glatte Zahlung der Kriegsentschädigung an Deutschland in Höhe von 5 Milliarden Francs. Die hierzu ausgeschriebenen Anleihen sind sogar vielfach überzeichnet worden. Für das Vertrauen der Geschäftswelt in die Leistungsfähigkeit des Landes spricht auch, daß der Kurs der Staatspapiere und Banknoten sich während der ganzen Dauer des Krieges annähernd auf normaler Höhe hielt, ein Beweis für das beträchtliche Volksvermögen eines Landes, dessen Staatsschuld vor Ausbruch des Krieges bereits 12 923 Millionen Francs betrug, das nichts als Niederlagen zu verzeichnen hatte, den Feind in den Mauern seiner Hauptstadt sah und inmitten dieser schweren Zeit noch eine Regierungsumwälzung erlebte. Das größte Verdienst hat hieran die Bank von Frankreich. Sie deckte die ersten Kriegskosten durch einen Vorschuß in Höhe von 800 Millionen Francs und hat während des Krieges dem Staate insgesamt 1530 Millionen Francs zur Verfügung gestellt. Sie war hierzu nur dadurch befähigt, daß sie vor dem Kriege einen Goldbestand von 1300 Millionen Francs besaß. Thiers hat von ihr gesagt, sie habe das Vaterland gerettet. „Jedenfalls ist sie ein Vorbild für die opferwillige Tätigkeit einer Zentralbank im Kriege, die ihren Kredit bedingungslos mit dem des Staates verbindet."***)

Ein Vergleich zwischen dem einmütig patriotischen Gebaren der französischen hohen Finanzwelt und dem der deutschen fällt nicht zugunsten des siegreichen Volkes aus.

*) S. 216.

**) Vom Kriege, IV. Buch, 10. Kap.

***) Ludwig, a. a. O.

In Preußen half ein barer Staatsschatz von 30 Millionen Taler bis zum 3. August aus. Ein am 21. Juli bewilligter Kredit von 360 Millionen Mark brauchte daher nicht sofort in Anspruch genommen zu werden, und die erste Anleihe wurde erst aufgelegt, als die schlimmsten Symptome der finanziellen Panik, die der Kriegsausbruch hervorgerufen hatte, vorüber waren. Diese erste Kriegsanleihe in Höhe von 100 Millionen Taler, die am 3. und 4. August zu 5 vom Hundert zur Zeichnung gelangte, hatte nur sehr geringen Erfolg. „Es wurden nur 68 Millionen Taler, zumeist in kleinen Beträgen gezeichnet. Das Großkapital hatte sich sichtlich zurückgehalten. . . . . Dabei war die Anleihe für die Staatsfinanzen recht ungünstig. Sie kostete, da sie bereits am 1. Januar 1873 zum Nennwerte zurückgekauft wurde, jährlich 10,63 % an Zinsen und Kursverlust. Bis zum 1. September waren die auf Grund der Zeichnung zunächst eingehenden 50 Millionen Taler ausgegeben. Um weitere Mittel zu beschaffen, wurden kurzfristige Schatzanweisungen für 4 bis 9 Monate im Gesamtbetrage von 40 Millionen Taler zu 5 und 3½ vom Hundert ausgegeben. Davon übernahm die Preußische Bank 24 Millionen."*)

Die deutschen Siege bewirkten, daß weitere Anleihen keine Schwierigkeiten mehr machten. Auch lebten die Armeen größtenteils auf Kosten des Feindes, und allmählich gingen stärkere Kontributionen ein. Lebhafter als bei den Anleihen des Norddeutschen Bundes war die Beteiligung des Publikums in Süddeutschland; allerdings wurden die Anleihen dort erst aufgelegt, als die ersten Entscheidungen zugunsten Deutschlands bereits gefallen waren. So wurde eine 5prozentige bayerische Anleihe in Höhe von 15 Millionen Gulden am 22. August allein siebenfach überzeichnet.

Nach A. Wagner**) betrugen die deutschen Kriegskosten bei einer Kriegsdauer von 245 Tagen, einem täglichen Bedarf von 6,3 Millionen Mark und einer Heeresstärke von 1 254 376 Mann etwa 5 Mark für den Kopf und Tag. „Die Dauer der volkswirtschaftlichen Krisis beim Kriegsausbruch war nur kurz, weil der Verlauf des Krieges bald zeigte, daß zu irgend welchen Befürchtungen bezüglich des Staatskredits, kein Anlaß vorlag. Aber während der ersten Panik sanken die Kurse überall gewaltig. Die 4prozentige preußische Staatsan-

*) Ludwig, a. a. O.
**) Das Reichsfinanzwesen.

leihe fiel von 93,5 am 1. Juli auf 77,75 am 15. Juli; die Papiere der preußischen Bank sanken um 22 vom Hundert, die der Discontobank um 40 vom Hundert und ebenso stark fielen die meisten privaten Eisenbahn- und Industrieaktien. Die Geschäftswelt hatte sichtlich den Kopf verloren."*)

Diese Tatsache überrascht den Rückschauenden auf den ersten Blick in Anbetracht dessen, daß es sich hier um unseren großen nationalen Einigungskrieg handelt, in den alle deutschen Stämme mit einmütiger Begeisterung eingetreten sind. Es ist jedoch zu bedenken, daß wir damals eben erst im Begriff waren, uns aus den engen Verhältnissen der Kleinstaaterei mit ihren kleinlichen, notwendigerweise auch die Geschäftswelt beeinflussenden Auffassungen zu einem wirklich großen Staatswesen zu entwickeln. Auch darf der jahrhundertelange Vorsprung Frankreichs in der wirtschaftlichen Entwicklung und Weltgeltung nicht außer acht gelassen werden, ganz abgesehen von dem ungleich größeren Reichtum des Landes. Daß in Zukunft der Ausbruch eines Krieges nicht minder eine volkswirtschaftliche Krisis zeitigen wird, liegt auf der Hand. Immerhin verfügen wir jetzt über ganz andere finanzielle Kräfte, eine solche abzuschwächen und gleichzeitig dem Staate die erforderlichen flüssigen Geldmittel zuzuführen. Unzweifelhaft geht jedoch aus dem Angeführten hervor, daß es für einen großen Staat angezeigt ist, bereits im Frieden entsprechende Vereinbarungen mit den großen Banken eintreten zu lassen, um unliebsamen Überraschungen im Kriegsfalle nach Möglichkeit vorzubeugen.

3. Vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart.

Der Russisch-türkische Krieg 1877/78.

Die Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart ist in erster Linie infolge der Errichtung des starken Deutschen Reiches und der von ihm verfolgten Politik für Mitteleuropa eine solche friedlicher Entwicklung gewesen. In diese Zeit fällt die Begründung eines großen französischen Kolonialreiches, fallen mehrere ernste Kolonialkriege Englands, der Burenkrieg und einige sonstige außereuropäische Kriege. Für die Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegführung aber sind im Grunde nur die beiden großen Kriege lehrreich, die Rußland geführt hat, den einen im nahen, den andern im fernen Orient.

Der Krieg von 1877/78 entwickelte sich aus den Wirren auf der

*) Ludwig, a. a. O.

Balkanhalbinsel, die durch die Kriegserklärung des von der russischen Gesellschaft und russischen Freiwilligen unterstützten Serbiens an die Türkei im Frühjahr 1876 einen größeren Umfang angenommen hatten. Im November 1876 nötigte Rußland der Türkei einen zweimonatigen Waffenstillstand auf. England, das unter Disraeli zu seiner traditionellen, auf Erhaltung der Türkei bedachten Politik wieder zurückgekehrt war, nahm infolgedessen eine drohende Haltung an, worauf Rußland einen Teil seiner Armee mobil machte, vorläufig jedoch die Versuche fortsetzte, der Pforte auf friedlichem Wege Reformen zugunsten der christlichen Balkanslawen abzugewinnen. Im Januar 1877 verpflichtete sich Rußland durch das Londoner Protokoll, abzurüsten, falls der Sultan sich anheischig machte, die verlangten Reformen unter Aufsicht der Großmächte durchzuführen. Erst als die Pforte sich weigerte, dem Londoner Protokoll beizutreten, erklärte Rußland, mit Waffengewalt einschreiten zu müssen.

Kaiser Alexander II. neigte persönlich zum Frieden, die slawophile Strömung in der Nation hatte indessen eine solche Gewalt angenommen, daß er sich genötigt sah, ihr nachzugeben. Die schon damals vorhandene Gärung im Innern des Reiches bedurfte eines Auswegs. Nur wenige hochstehende Russen urteilten inmitten der nationalen Erregung zugunsten der slawischen Brüder, die alle Welt ergriffen hatte, nüchterner. Der alte Fürst Wjäsemski, ein Vertreter der geistigen Elite Rußlands, schrieb damals:*) „Regierungen dürfen sich nicht von sentimentalen Regungen hinreißen lassen. Sie müssen nach Grundsätzen verfahren. Ich glaube nicht an bewußte Tiefe und Nachhaltigkeit der jetzigen Volksbewegung. . . . . Sollen wir denn unsere Knochen und unser Blut für die Serben opfern? . . . Darin liegt eben das Mißverständnis, daß wir uns mehr als Slawen fühlen, denn als Russen. Die Glaubensgemeinschaft darf hier nicht mitsprechen. Ein Religionskrieg ist der schlimmste von allen, er ist eine Anomalie in unserer Zeit. Was können die Türken dafür, daß Gott sie als Mohammedaner zur Welt kommen ließ? Wir aber fordern von ihnen Werke christlicher Wohltätigkeit, das ist unsinnig. Man treibe sie aus Europa hinaus, wenn man es vermag, oder man taufe sie, wenn man kann, wenn aber nicht, soll man sie und die ganze

*) Tatischtschew, Kaiser Alexander II., Sein Leben und seine Regierung, II. Petersburg 1903.

orientalische Frage in Ruhe lassen. Glauben die Leute etwa, daß Rußland sich durch die Kraft der aufständischen Slawen verstärken wird? Das Gegenteil wird eintreten. Wir werden uns in den Befreiten nur undankbare und mißgünstige Nachbarn großziehen. In der Poesie heißt es: »Il est grand, il est beau de faire des ingrats«, nicht aber in der Politik".

Diese ist denn auch damals, so wenig wie in den früheren Türkenkriegen, reine Großmutspolitik gewesen. Das Streben nach dem offenen Meere hat unstreitig bei allen Kriegen Rußlands auf dem Balkan mitgesprochen. Durch ein befreites Bulgarien, das man dauernd in Abhängigkeit von Rußland zu halten hoffte, gedachte man dem ersehnten Ziele um einen Schritt näher zu kommen. Ein höherer Offizier der österreichisch-ungarischen Armee*) sagt über die damaligen Beweggründe Rußlands: „Zu dem Schritt nach vorwärts sollte Europa, wie die russische Diplomatie hoffte, gezwungen durch den menschenfreundlichen Anlaß, Hilfe leisten oder doch wenigstens durch Erteilung eines Mandates Gevatter stehen. Daß dies trotz der allgemein anerkannten Notwendigkeit tiefgreifender Reformen in der türkischen Verwaltung nicht geschah, beweist, daß Europa, besonders aber das in erster Linie interessierte England, Rußland sehr mißtraute. Daß aber Rußland es für nötig hielt, selbst auf Gefahr seines Erfolges gegen die Türkei, auch für andere Fälle gewappnet zu bleiben, beweist wieder, daß die russische Diplomatie dieses Mißtrauen fühlte und, daß sie nicht gewillt oder nicht in der Lage gewesen ist, Garantien für Rußlands Uneigennützigkeit zu bieten." Das Mißtrauen der russischen Diplomatie ist auch bestehen geblieben, nachdem sie sich Ende Januar 1877 durch ein Abkommen mit Österreich eine Rückendeckung geschaffen hatte. „In dieser Konvention erklärte Österreich für Rußland einzutreten, so weit, als es für einen neutralen Staat nur möglich war; es übernahm sogar die Verpflichtung, die Einmischung oder Vermittlungsversuche anderer Staaten abzulenken."**) Als Lohn für die wohlwollende Neutralität Österreichs wurde ihm die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina zugestanden. Fürst Bismarck sagt dementsprechend:**) „Diese Konvention, nicht der Berliner Kongreß, ist die Grundlage des österreichischen Besitzes an Bosnien und der Herze-

*) Oberst Krauß, Oberst im k. u. k. Generalstabskorps, Lehren aus dem russisch-türkischen Kriege 1877/78. Wien 1903.

**) Gedanken und Erinnerungen, II.

gowina." Oberst Krauß fährt fort: . . . . „Selbst der als offiziell angegebene Zweck des Krieges: Besserung des Loses der Christen, war, dem hartnäckigen, diplomatischen Widerstande der Türkei nach zu schließen, welche jede fremde Einmischung in ihre inneren Verhältnisse schließlich energisch zurückwies, nur durch volles Niederringen der militärischen Macht der Türkei zu erreichen. Man konnte russischerseits nicht erwarten, daß die durch offenkundige Differenzen der Großmächte ermutigte Türkei der ersten militärischen Drohung Rußlands weichen, sondern, daß sie einen hartnäckigen Widerstand leisten werde."

Dem entsprach jedoch die russische Machtentfaltung in keiner Weise. Es sind zwar nach und nach 460 000 Mann Feldtruppen für beide Kriegsschauplätze, den europäischen und den asiatischen, mobil gemacht worden, die eigentliche Operationsarmee auf dem Hauptkriegsschauplatze betrug jedoch beim Überschreiten der Grenze nur 150 000 Mann. Das Bild ist das gleiche wie im Jahre 1828 und wie im Krimkriege. Das russische Generalstabswerk über den Krieg 1877/78 sagt: „Die Mobilisierung der Truppen erfolgte sukzessive, entsprechend der Gestaltung der politischen Lage." Mit Recht bemerkt hierzu Oberst Krauß: „Jede Verschiebung und Mobilisierung von Truppen ohne sofort folgenden Operationsbeginn ist eine halbe Maßregel mit allen einer solchen anhaftenden Nachteilen, ein Zeichen innerer Schwäche. Nach dem Kriege werden solche Maßnahmen meist mit den politischen Verhältnissen gewissermaßen entschuldigt. Dann hat eben die Politik gefehlt, dann trägt diese schlechte Politik die Schuld am Mißerfolge oder an den unnötig großen Opfern an Gut und Blut."

Das russische Generalstabswerk sagt*) von der auf der Balkanhalbinsel zur Verwendung gelangenden Operationsarme: „Diese Armee war ursprünglich nur zu dem Zweck einer demonstrativen Drohung zur Unterstützung der Forderungen der russischen Diplomatie aufgeboten worden; erst für den Fall eines Scheiterns der Verhandlungen konnte ihr ein Winterfeldzug bevorstehen." Wiewohl dann die Eröffnung der Feindseligkeiten noch bis zum Frühjahr hinausgeschoben wurde, hat die Armee unter dem ihr anfänglich zugewiesenen Charakter auch weiterhin dadurch zu leiden gehabt, daß sie zur Durchführung ihrer Aufgabe sich sehr bald als viel zu schwach erwies.

*) II.

Man hatte Ende Juli nicht mehr als 8 Infanterie-Divisionen in Bulgarien. Das Vortreiben einer Heeresavantgarde über den Balkan erwies sich alsbald als verfrüht, die russische Armee war gezwungen, zwischen Donau und Balkan nach drei Seiten Front zu machen. Bis Ende Juli wurde sie auf 12, bis Anfang September auf 18 Infanterie-Divisionen verstärkt und Ende Oktober zählte sie deren 31, statt der anfänglich für die Operationsarmee bestimmten 12.

Betrübt schreibt General Hasenkampff*) nach dem dritten vergeblichen Angriff auf Plewna: „Es ist noch ein Glück, daß wir gegen die Türken Krieg führen, die aus unsern Fehlern keinen Nutzen zu ziehen wissen, und nahezu unfähig sind, ernsthaft und planvoll anzugreifen. . . . . Ihre Erfolge danken sie lediglich unsrer Zersplitterung und Unordnung. . . . . Ich verliere gleichwohl die Hoffnung nicht, ist es doch mit derselben Sorglosigkeit und Torheit bei uns auch in früheren Kriegen gegangen."

Als dann in Asien die türkische Armee geschlagen und Kars erstürmt worden war, als mitten im Winter der Balkan überschritten wurde, wobei die russischen Truppen ihre alte Standhaftigkeit im Ertragen von Mühseligkeiten aufs neue bewährten, wagte man doch nicht den letzten entscheidenden Schritt zu tun und Konstantinopel zu besetzen, aus Furcht, europäische Verwicklungen, insbesondere die offene Gegnerschaft Englands herbeizuführen, dessen Mittelmeer-Geschwader bereit lag, in die Dardanellen einzulaufen. Die russische Regierung hatte sich selbst von vornherein die Hände gebunden, indem sie erklärte, die Karte der Türkei nur mit Zustimmung Europas umgestalten zu wollen, und sie war auf einen europäischen Krieg in keiner Weise vorbereitet. Ihre eigene Politik der Halbheiten und ihre zu Anfang viel zu schwach bemessenen Kriegsmittel haben dahin geführt, daß der Präliminarfriede von San Stefano auf dem Berliner Kongreß in wesentlichen Punkten abgeändert und die russische Armee dadurch um ihren verdienten Lohn gebracht worden ist.

Die Finanzen Rußlands haben durch den Krieg 1877/78 nicht entfernt so gelitten, wie durch den Krimkrieg, wiewohl dessen Nachwehen noch nicht völlig überwunden waren, und der Finanzminister sich entschieden gegen den Krieg ausgesprochen hatte, von dem er das

*) Kriegstagebuch von 1877/78. Petersburg 1908. H. war zur Zeit des Krieges Generalstabsoffizier beim Armee-Oberkommando.

Schlimmste befürchtete. Der Krieg, der 1020 Millionen Rubel gekostet und damit weit mehr verschlungen hat, als vorausgesehen war, hatte doch gezeigt, daß Rußland diesen Geldbedarf selbst zu decken vermochte, denn es sind durch Anleihen im ganzen 1130 Millionen aufgebracht worden, von denen nur 73 Millionen auf das Ausland entfielen. Allerdings ist die Summe der von der Staatsbank ausgegebenen Kreditbillets um 500 Millionen Rubel, und das Goldagio infolgedessen von 15 vom Hundert auf 50 bis 60 vom Hundert gestiegen.

Der russisch-japanische Krieg 1904/05.

In weitaus besserer finanzieller Rüstung als je zuvor befand sich Rußland bei Ausbruch des Krieges in der Mandschurei.*) Die Einführung der Goldwährung hatte endlich eine Gesundung der Staatsfinanzen herbeigeführt. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, inwieweit die Finanzpolitik des Grafen Witte zugunsten der äußeren finanziellen Machtstellung des Reichs es versäumt hat, dessen wirtschaftliche Kraft zu heben. Tatsache ist, daß für Bestreitung der ersten Kriegsausgaben, die durchschnittlich 50 Millionen Rubel monatlich betrugen, dem Staate ein Betrag von 314 Millionen Rubel zur Verfügung stand, daß die russische Reichsbank einen Goldbestand von 733 Millionen Rubel in bar und 169 Millionen Rubel in Goldguthaben im Auslande besaß, und daß der Notenumlauf im Jahre 1903 nur 580 Millionen betragen hatte, gegenüber einem Goldbestande von 882,9 Millionen. Bei der hohen Deckungsverpflichtung der Reichsbank, die für die ersten 600 Millionen Rubel die halbe, darüber hinaus die volle Deckung in Gold forderte,**) wäre es möglich gewesen, die Kriegskosten längere Zeit durch Ausgabe neuer Noten zu bestreiten. Von diesem Mittel ist jedoch nicht Gebrauch gemacht worden, da man die Währung aufrecht zu erhalten bestrebt war, in erster Linie mit Rücksicht auf die hohen ausländischen Anleihen, deren Verzinsung und Tilgung allein jährlich 500 bis 600 Millionen Rubel erforderten.

Wiewohl die gesamte Staatsschuld seit dem Jahre 1886 um

*) Die hier gemachten Angaben über die finanzpolitischen Verhältnisse im russisch-japanischen Kriege sind dem Werk von Karl Helfferich „Das Geld im russisch-japanischen Kriege", Berlin 1906, E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung entnommen.

**) Die Deutsche Reichsbank ist nur verpflichtet, ein Drittel des Notenumlaufs in Metall bereitzuhalten.

1750 Millionen Rubel gestiegen war, und bei Ausbruch des Krieges 14⅓ Milliarden Mark betrug, ist Rußland, dank dem unverkennbaren Geschick seiner Finanzleitung dennoch in guter finanzieller Rüstung in den Krieg eingetreten und hat ihn ungeachtet der inneren Wirren ohne ernste Erschütterung seines Staatshaushalts durchgehalten.

Der innere Markt wurde zunächst für weitere Anleihen nicht in Anspruch genommen. Da für den umfangreichen Bezug von Kriegsmaterial vom Auslande und die zu leistenden Zinszahlungen große Summen dort zu entrichten waren, entschloß man sich zu einer ausländischen Anleihe. Dadurch wurde der Goldabfluß aus dem Lande verhindert. Die Aufnahme der Anleihe aber erfuhr eine Erleichterung durch die Verzichtleistung der Regierung auf Heranziehung der geliehenen Kapitalien in Gold nach Rußland. Hierdurch wurde gleichzeitig der ausländische Kapitalmarkt geschont. Die erste fünfprozentige Anleihe in Höhe von 300 Millionen Rubel wurde im Mai 1904 in Paris zum Kurse von 95½ aufgelegt mit der Zusicherung der Rückzahlung zum Nennwert binnen 5 Jahren. Die wirkliche Verzinsung belief sich für den russischen Staat auf 6,2 vom Hundert.

Als der Krieg im Fernen Osten einen für Rußland ungünstigen Verlauf nahm, wurde im August 1904 eine inländische Anleihe aufgenommen. Es geschah das in Gestalt der Ausgabe von 150 Millionen Rubel 3,6prozentiger Renteibillets mit Einlösverpflichtung binnen 4 Jahren. Dieses Papier diente als Zahlungsmittel. Die infolge des Anwachsens der mobilen Armee unvermeidliche Steigerung der Kriegsausgaben von 80 auf 90 Millionen Rubel im Monat Ende 1904 von 50 zu Anfang des Krieges, veranlaßte im April 1905 eine Steuererhöhung. Die hierdurch erzielte Mehreinnahme von 65 Millionen Rubel wurde indessen gänzlich durch die Verzinsung der Kriegsanleihen in Anspruch genommen. Schon im Januar 1905 war deshalb eine neue ausländische Anleihe unvermeidlich geworden. Sie wurde in Höhe von 231,5 Millionen Rubel zu 4½ vom Hundert zum Kurse von 95 in Berlin aufgelegt. Ihre Unterbringung machte wegen der mit ihr für die Zeichner verbundenen günstigen Rückzahlungsbedingungen keine Schwierigkeiten, wiewohl sie unter dem Eindruck des Falles von Port Arthur begeben wurde. Erst die Niederlage von Mukden und vollends die Vernichtung der russischen Flotte bei Tsushima, haben den russischen Staatskredit einigermaßen erschüttert. Es glückte nicht, in Paris neue Anleihen aufzunehmen.

Dafür mußte im März 1905 eine innere Anleihe aushelfen, die fünfprozentig von den russischen Banken in Höhe von 200 Millionen Rubel zum Kurse von 96 und Unkündbarkeit bis zum Jahre 1917 übernommen wurde. Im Mai wurden dann nochmals 200 Millionen Rubel in Schatzwechseln mit neunmonatlicher Laufzeit zu 5 % Zinsen und 1 % Provision ausgegeben. Den Banken wurde dadurch die Möglichkeit gewährt, freie Kapitalien auf kurze Frist bei guter Verzinsung anzulegen. Ein deutsches Konsortium übernahm 150, russische Banken 50 Millionen.

Als die Friedensverhandlungen bereits begonnen hatten, wurde der russische Markt nochmals durch eine fünfprozentige Anleihe von 200 Millionen Rubel in Anspruch genommen zum Kurse von 95 mit Tilgungspflicht binnen 48 Jahren und Kündbarkeit nicht vor dem Jahre 1917. Erst diese Anleihe stieß auf Schwierigkeiten, die Sparkassen und die Reichsbank, diese für 50 Millionen, mußten herangezogen werden. Die monatlichen Kriegskosten waren im Jahre 1905 auf 80 bis 100 Millionen Rubel gestiegen, der Staat hat für den Krieg Anleihen mit einem Nennbetrage von 1281 Millionen Rubel aufgenommen. Der Notenumlauf der Reichsbank ist während des Krieges von 578,7 auf 1095,6 Millionen Rubel angewachsen. Dem stand jedoch eine Steigerung des Goldbestandes von 902 auf 1166 Millionen Rubel gegenüber, da die Reichsbank nur auf besonderes Verlangen in Gold auszahlte und auf dem Kriegsschauplatze ausschließlich Kreditbillets als Zahlungsmittel Verwendung fanden, für die ein dort gebildeter Silberfonds das Vertrauen der Bevölkerung zu erhalten bestimmt war.

Den erwähnten finanziellen Maßnahmen entsprach es, daß der Kurs der russischen Staatsanleihen während des Krieges keinen abnorm tiefen Stand aufwies. Wenn er überhaupt zuletzt stärker nachgab, so waren hieran in erster Linie die revolutionären Bewegungen im Innern der Anlaß. Der Umstand, daß die russische Reichsbank zu Ende des Krieges noch über einen Goldbestand von 2½ Milliarden Mark gebot, und Rußland damit die Möglichkeit hatte, den Krieg noch ein weiteres Jahr fortzusetzen, wenn auch unter Aufgeben der Goldwährung, ist den russischen Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen in hohem Maße zustatten gekommen, um so mehr als sich das siegreiche Japan in genau entgegengesetzter Lage befand.

Japan hatte seit dem Jahre 1896 für seine Armee und Marine

die Hälfte und selbst bis zu zwei Drittel seiner gesamten Staatseinnahmen verwandt. Die Staatsschuld des an sich noch wenig leistungsfähigen Landes hatte sich seit dieser Zeit um 1170 Millionen Yen*) vermehrt. Der Notenumlauf der Bank von Japan betrug 1903 im Durchschnitt 198 Millionen Yen bei einem Goldbestande von 112,5 Millionen Yen. Im Gegensatz zu Rußland schritt Japan bei Beginn des Krieges unbedenklich zu einer Erhöhung der ohnehin schon beträchtlichen Steuern, die im Laufe des Krieges zu einer Mehrbelastung von 90 vom Hundert führten, aber willig von dem bedürfnislosen Volke ertragen wurden. Die dem Staate aus der Steuererhöhung zufließenden Mehreinnahmen bildeten indessen nur einen geringen Beitrag zu den Kosten des Krieges, die im ganzen auf 1160 Millionen Yen bei einem Monatsdurchschnitt von 58 Millionen Yen geschätzt werden. Die Deckung der Kriegskosten ist erfolgt mit 63 Millionen Yen durch Überweisungen aus Spezialfonds, mit 96,4 Millionen Yen aus Überschüssen und Ersparnissen, mit 137,3 Millionen Yen aus neuen Steuern, zum weitgrößten Teil jedoch, und zwar mit 1167,5 Millionen Yen durch Anleihen. Der Barbestand zu Ende des Krieges ist auf nicht mehr als 300 Millionen Yen geschätzt worden, bei einem Goldbestande der Bank von 121,9 Millionen und einem Notenumlauf von 252,5 Millionen Yen im September 1905. Auch Japan zahlte auf dem Kriegsschauplatze nur in besonderen Kriegsbanknoten, deren Umlauf Ende 1904 etwa 63 Millionen Yen betrug, Wie Rußland stellte Japan zur Sicherheit für die einheimische, an Silbergeld gewöhnte Bevölkerung einen Silberfonds bereit. Trotzdem sank der Kurs dieser Kriegsbanknoten bald um 10 vom Hundert, ja die Bevölkerung der Mandschurei verweigerte zum Teil die Annahme dieses japanischen Papiergeldes.

Das geringere Vertrauen, das die Finanzen Japans genossen, kommt auch darin zum Ausdruck, daß seine Anleihen während des Krieges, namentlich im Anfang, weit mehr nachgaben als die russischen. Die vierprozentige Anleihe, die im Dezember 1903 84 notierte, fiel im März 1904 auf 64,5, hob sich dann allerdings bis 91,06 unter der Einwirkung der japanischen Erfolge. Bei dem langsamen Fortschreiten der japanischen Armeen und der übermäßig starken Anspannung des Staatskredits besserte sich der Kurs dann jedoch nur wenig. Erst

*) 1 Yen = 2,09 Mark.

nach der Einnahme von Port Arthur und vollends nach Tsushima begann eine etwas lebhaftere Aufwärtsbewegung, ohne daß jedoch die japanischen Staatspapiere jemals den Kurs der russischen erreicht hätten.

Welche schwere Belastung Japan namentlich die auswärtigen Anleihen brachten, zeigt sich darin, daß die Verzinsung der im Mai und November 1904 in London und Newyork begebenen sechsprozentigen Schatzscheine, Anleihen in Höhe von 10 und 12 Millionen Pfund, für den Staat eine Verzinsung von 7,9, und 9,1 vom Hundert, die viereinhalbprozentigen Anleihen zu je 30 Millionen Pfund vom März 1905 in London und Newyork, sowie vom Juli 1905 an denselben Plätzen und in Berlin begeben, eine Verzinsung von 8,4 und 8,7 vom Hundert bedeuteten. Die fünf inneren Anleihen, davon drei zu 5, zwei zu 6 vom Hundert, bildeten für den Zeichner tatsächlich eine Verzinsung von 6,3, 6,6 und 8,3 vom Hundert. Das jährliche Zinserfordernis der gesamten inländischen und ausländischen Anleihen betrug 65,25 Millionen Yen. Die inländischen Anleihen sind für den Staat wesentlich vorteilhafter gewesen als die ausländischen, doch hätten sie kaum noch eine Erweiterung ertragen. Japan wäre also für eine etwaige Fortsetzung des Krieges völlig auf das Ausland angewiesen gewesen. Von den im ganzen für Kriegszwecke aufgenommenen 1280,5 Millionen Yen entfallen 800 Millionen auf das Ausland. Diese ergaben nur einen Reinerlös von 693,9 Millionen. Japan bemühte sich infolgedessen hartnäckig, bei den Friedensverhandlungen eine Kriegskostenentschädigung durchzusetzen und hatte, da dieses nicht gelang, für die Zukunft eine überaus starke Zinsbelastung zu tragen.

Eine umfassende Darstellung der finanziellen Seite des russisch-japanischen Krieges findet der Leser bei Helfferich.*) Hier konnten nur einige Angaben aus seinem Buche gebracht werden. Mit diesem hat er sich das Verdienst erworben, eingehend darzulegen, wie „mit der Entwicklung der Kriegstechnik zu Lande und zur See sich das Kriegshandwerk von ehedem zu einem mit dem ganzen Apparat des modernen Kapitalismus arbeitenden Großbetrieb ausgewachsen hat". Dem entsprach es, daß für eine kurze Skizzierung der Wechselwirkung von Politik und Kriegführung im mandschurischen Kriege die wirtschaftliche und finanzielle Seite vorangestellt wurde. Es wäre fehler-

*) A. a. O.

haft, wollte man nunmehr den Krieg überhaupt, lediglich vom Gesichtspunkt eines Großbetriebes betrachten. Auch Helfferich verwahrt sich ausdrücklich hiergegen, indem er fortfährt: „Nicht als ob der Mensch und alles, was mit ihm unmittelbar zusammenhängt, in der Bedeutung für den kriegerischen Erfolg durch die technische Zurüstung ausgeschaltet worden wäre; eine solche Auffassung wäre noch verkehrter als diejenige, welche in der wirtschaftlichen Entwicklung des Handwerks zum Großbetriebe nur die Verdrängung des Menschen durch die Maschinen sieht. Das Menschenmaterial in seiner Zahl, seiner physischen Leistungsfähigkeit und seiner Schulung, der Geist, der es beseelt, die Organisation und Disziplin, die es zusammenhalten, die Persönlichkeit, die es leitet — das alles sind Faktoren, die durch keine technische Zurüstung, in der Industrie durch keine Maschine, in der Kriegführung durch keine Schlachtschiffe und keine Geschütze, ersetzt werden können. Nicht in der Ausschaltung dieser Faktoren, sondern in der Steigerung und Vervielfältigung ihrer Wirksamkeit liegt die Bedeutung eines jeden technischen Apparats". Nach wie vor wird der Krieg von Menschen gegen Menschen geführt, und gerade die Ereignisse in der Mandschurei haben aufs neue die ganze Bedeutung der moralischen Faktoren hervortreten lassen, denn ihnen zumeist dankt Japan seine Siege.

Ebensowenig darf freilich bei einem heutigen großen Kriege die Bedeutung des gewaltigen „Apparates des modernen Kapitalismus" unterschätzt werden. Seine Einwirkung hat gerade Japan in besonderem Maße zu fühlen bekommen. Die große Vorsicht, die sich in den Operationen seiner Armeen, besonders im Anfang des Krieges, aussprach, ist wesentlich durch den Druck der finanziellen Lage beeinflußt worden. Die japanische Heeresleitung durfte sich keinerlei Rückschlägen aussetzen, wenn der Londoner und Newyorker Markt japanischen Anleihen offen bleiben sollten. Das Versiegen seiner Geldquellen hat dann schließlich Japan gezwungen, seine Ansprüche während der Friedensverhandlungen in wichtigen Punkten, in erster Linie in bezug auf einen Ersatz der Kriegskosten, fallen zu lassen. Daß Japan das Wagnis unternahm, trotz der Schwäche seiner finanziellen Mittel den Kampf um die Vorherrschaft im fernen Osten mit dem mächtigen Zarenreiche aufzunehmen, und daß es die eigentlichen Errungenschaften des Krieges für sich behielt, zeigt anderseits, was ein entschlossenes Volk unter tüchtiger Leitung im Kriege auch unter widrigen wirtschaftlichen

Verhältnissen zu leisten vermag. Immerhin darf auch hierbei nicht übersehen werden, daß es sich für Japan, ungeachtet des hohen Einsatzes, den es wagte und seiner gewaltigen Kraftanspannung, im Grunde doch nur um eine Offensive mit beschränktem Ziel handelte, denn an eine Niederwerfung Rußlands war der ganzen Lage nach nimmermehr zu denken.

Dieser Umstand wiederum hat Rußland begünstigt. Die fortgesetzten Niederlagen seines Landheeres in der Mandschurei und der Verlust seiner Flotte haben sein Ansehen und seine Machtstellung im Fernen Osten wohl stark erschüttert, sie trafen aber nicht die Wurzeln seiner Kraft. Weil es sich für Rußland nur um einen Kampf um entlegene, von ihm besetzte chinesische Gebiete und um einen eisfreien Hafen, gewissermaßen nur um eine Art großen Kolonialkrieges handelte, ist es durch ihn nicht entfernt finanziell so geschwächt worden, wie es bei einem Kampf um sein Dasein der Fall gewesen wäre. Aus diesem Grunde hat sich auch das europäische Kapital Rußland während des Krieges willfährig gezeigt.

Diese Verhältnisse läßt das im Erscheinen begriffene amtliche Werk des russischen Generalstabes*) in seiner politischen Einleitung unerwähnt, wenn es hervorhebt, daß Japans Interessen durch England, Amerika und auch China gefördert seien, Rußland dagegen ganz allein gestanden hätte, daß der Krieg in politischer Hinsicht nicht vorbereitet gewesen, die Strategie keine Hilfe von der Politik erhalten habe.

Die Wahrheit ist, daß man in Rußland für die Sprache, die man im Fernen Osten führte, dort nicht entfernt hinreichend gerüstet war und dennoch glaubte, die Entscheidung über Krieg und Frieden hinge allein von Rußland ab. Es strafte sich wie immer, daß man mit unzureichender Rüstung eine anspruchsvolle Politik, wie bisher im nahen, so jetzt im fernen Orient betrieb, daß man, wie von jeher in Rußland, zu weitgreifende Ziele verfolgte. Gleichzeitig Japan das Gesetz vorschreiben, in Mittelasien stark bleiben und einen maßgebenden Einfluß in Europa üben, das überstieg schließlich die Kräfte selbst des Zarenreiches. Auch seine Riesenarmee reichte nicht hin, auf diesen ins Un-

*) Erscheint gleichzeitig in deutscher (zum Teil gekürzter) Übersetzung von Oberstlt. v. Tettau bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Königl. Hofbuchhandlung. 5 Bände.

geheure ausgedehnten Grenzen überall in gleich achtunggebietender Stärke aufzutreten.

Das amtliche russische Werk widerspricht sich selbst, wenn es*) sagt: „In dem im Fernen Osten begonnenen Kampf war der Rücken Rußlands, der sich in diesem Falle an die Westgrenze lehnte, gesichert. Deutschland und sein Monarch verblieben treu den Traditionen, die die Häuser Romanow und Hohenzollern von alters her verbanden", und zwei Seiten weiter: „Die Beziehungen derjenigen Staaten zu uns, die für den bevorstehenden Kampf die größte Bedeutung hatten, England, Deutschland und China, waren entweder feindselig oder wenig geklärt." Auch darin liegt ein völliges Verkennen der wohlwollenden Haltung Deutschlands, daß Kuropatkin als Kriegsminister bis unmittelbar vor dem Kriege immer wieder die Notwendigkeit, die Aufstellung an der Westgrenze zu verstärken, betont. Aus Gründen des Prestiges in Europa wurde dann auch die verfehlte Maßregel ergriffen, die ersten Verstärkungen, die nach dem Kriegsschauplatz abtransportiert wurden, nicht in geschlossenen Armeekorps des europäischen Rußlands, sondern aus Reserveformationen bestehen zu lassen. Die unvermeidliche Lockerheit dieser Formationen wurde in Kauf genommen, damit der Schein der Macht auch an der Westgrenze nicht litt. Der Krieg im Fernen Osten aber ging für Rußland verloren, weil bei seinem Ausbruch, der doch seit Jahren vorausgesehen wurde, auch dort nur mehr der Schein der Macht vorhanden war als wirkliche Macht, wie sie allein der Politik einer Großmacht Rückhalt zu gewähren imstande ist.

*) I. Band, 1. Teil der Übersetzung.

Rückblick und Ausblick.

„Man sagt eigentlich etwas ganz anderes, als man sagen will, wenn man, was häufig geschieht, von dem schädlichen Einfluß der Politik auf die Führung des Krieges spricht. Es ist nicht dieser Einfluß, sondern die Politik selbst, welche man tadeln sollte. Ist die Politik richtig, d. h. trifft sie ihr Ziel, so kann sie auf den Krieg in ihrem Sinne auch nur vorteilhaft wirken, und wo diese Einwirkung vom Ziel entfernt, ist die Quelle nur in der verkehrten Politik zu suchen."

Diese Worte von Clausewitz,*) werden durch die vorstehend angeführten Beispiele in jeder Hinsicht bestätigt. Auch der Verlauf des neuesten großen Krieges, des russisch-japanischen, bildet einen Beleg für sie. Treten in ihm die wirtschaftlichen Fragen und die Macht des Geldes besonders hervor, so waren sie doch, wie gezeigt wurde, nicht allein ausschlaggebend. Wäre dem so, dann müßte es zu unserer Zeit möglich sein, nur mit Gold statt mit Eisen und Blei den Krieg zu führen. Die große politische Bedeutung des Geldmarktes unter den heutigen Verhältnissen ist freilich nicht zu unterschätzen. Unzweifelhaft reicht der politische Einfluß eines reichen Landes, dessen flüssige Geldmittel in zahlreichen auswärtigen Anleihen angelegt sind, sehr weit und bildet einen beachtenswerten Faktor in allen Berechnungen. Frankreich bietet dafür ein sprechendes Beispiel. Bewilligen und Versagen von Anleihen an geldbedürftige fremde Mächte bildet einen Teil seines politischen Systems. Gleichwohl wäre es falsch, hieraus die Folgerung zu ziehen, daß die Operationen des mobilen Kapitals bestimmt wären, an die Stelle der Operationen der

*) Vom Kriege, Skizzen zum VIII. Buch, 6. Kap.

Armeen zu treten. Das Kapital wird immer nur Hilfsmacht, wenn auch eine unentbehrliche und gelegentlich ausschlaggebende sein. Es bedingt für sich noch nicht eine tributpflichtige Abhängigkeit des Schuldnerstaates, hat vielmehr oft die umgekehrte Wirkung, kann jedenfalls der Politik des Gläubigerstaates gelegentlich recht unliebsame Fesseln auferlegen und verheißt dort, wo es mehr oder weniger bewußt in Erwartung künftiger kriegerischer Ereignisse angelegt worden ist, keinen unbedingt sicheren Gewinn, denn der Ausgang eines Krieges bleibt stets ungewiß. Der internationalen Macht des Kapitals sind nach dieser Richtung sehr bestimmte Grenzen vorgezeichnet. Daß man sich darüber in Frankreich völlig im klaren ist, geht übrigens aus den Opfern hervor, die seit vier Jahrzehnten die Volksvertretung in musterhafter patriotischer Einmütigkeit der nationalen Verteidigung bringt.

Die Unentbehrlichkeit gesunder Staatsfinanzen für die Durchführung der politischen Absicht im Kriege ist vorstehend genugsam betont worden. Sie tritt namentlich im Laufe der letzten Jahrhunderte in den Kriegen, die Österreich zu führen hatte, deutlich zutage. Überhaupt haben wirtschaftliche Fragen von jeher im Kriege wesentlich mitgesprochen. Es ist daher nur eine natürliche Folge des Umstandes, daß die heutige Politik nicht nur europäische, sondern Weltpolitik ist, wobei sie mit allen Mitteln des Welthandels, modernen Kreditwesens und heutiger Technik zu rechnen und zu arbeiten hat, daß diese wirtschaftlichen Fragen jetzt mehr als ehedem in der Politik hervortreten. Insbesondere bringt der Wetteifer der Kulturvölker in der Erschließung und Ausbeutung noch unkultivierter Gebiete, vor allem durch den Eisenbahnbau eine Reihe von Interessengegensätzen hervor, die eine frühere Zeit in solcher Zahl und Ausdehnung nicht kannte. Die Reibungsflächen unter den Staaten haben sich dadurch wesentlich vermehrt. Daß jedoch auch ehedem schon wirtschaftliche Gegensätze zu Konflikten geführt haben, die mit den Waffen ausgetragen wurden, lehrt der nordamerikanische Sezessionskrieg, lehren auf beschränkterem Gebiete die Kämpfe im 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts um die Vorherrschaft auf der Ostsee,*) lehrt im großen der Weltkampf Napoleons gegen England, dessen wirtschaftliche Bedeutung vorstehend betont wurde. Wie der

*) S. 4.

gewaltige Landkoloß Rußlands Ende des 18. und im 19. Jahrhundert im Südosten Europas dem offenen Meere zudrängt, wie er zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Fernen Osten einen Ausweg nach dem Stillen Ozean sucht, so strebte er schon vor Peters des Großen Zeit nach dem Besitz der Ostseegestade. Wie im Kampf um die Vorherrschaft im Fernen Osten, spielte im 17. Jahrhundert die Seemacht eine entscheidende Rolle im Kampf um die Ostseeherrschaft. Das Fehlen einer deutschen Marine wurde damals bitter empfunden.*) Aus diesem Gefühl heraus schuf der Große Kurfürst die Brandenburgische Kriegsflotte.

Seinem Nachkommen auf dem Hohenzollernthrone dankt Deutschland, daß es jetzt Seegeltung besitzt, daß es in seiner Marine über einen Machtfaktor in der Weltpolitik verfügt, denn eine andere ist, wie erwähnt, heute undenkbar. Eine Großmacht, die Zugang zur See hat, bedarf einer leistungsfähigen Marine. Es wurde darauf hingewiesen, welche Nachteile die Vernachlässigung seiner Seemacht Holland, Frankreich und Spanien gebracht hat, wie nur dadurch die allgemein drückend empfundene Tyrannei, die England zur See ausübte, aufkommen konnte, daß die Marinen dieser Staaten nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen.

Vor der übertriebenen Bedeutung, die Mahan der Seegeltung beimißt, wurde gewarnt. Es geht nicht an, das Beispiel Englands hier zu verallgemeinern Es muß seinen Vorsprung zur See behalten, wenn es sich nicht selbst aufgeben will. Eine Kontinentalmacht mit weitgedehnten, mehreren Nachbarn zugewandten Landgrenzen dagegen wird stets den Schwerpunkt ihrer Kriegsrüstung auf die Landmacht zu legen haben. Daß solche stark sein muß, lehrt jedes Blatt dieser Studien.

Wohin es führt, wenn ein Land einem mächtigen, kriegsbereiten Nachbar gegenüber schwach in seiner Rüstung ist, zeigt das Schicksal der westlichen deutschen Grenzlande zur Zeit Ludwigs XIV. Wenn wir Deutschen von heute uns immer die ganze Schmach unsrer früheren Geschichte vor Augen hielten, würden wir nicht so mancher dringenden Aufgabe der Zeit so zweifelnd gegenüberstehen, uns nicht die Freude an der Gegenwart so grundlos verkümmern lassen. Vor allem würden wir die sogenannten Lasten des bewaffneten Friedens williger

*) S. 7.

tragen, ihn im Vergleich zur Vergangenheit mit ihren Leiden als einen Segen preisen, mit ihm als einem naturgemäßen Zustand rechnen. Das häßliche Schlagwort „Militarismus" entspricht diesem Zustande in keiner Weise. Es könnte doch höchstens dort Anwendung finden, wo mit der Wehrkraft eines Landes Mißbrauch getrieben wird. Solches schließt jedoch die allgemeine Wehrpflicht aus, wie der jahrzehntelange Friede beweist, der in Mitteleuropa herrscht. In der Zeit der Kabinettskriege, wo einzelne Fürsten Kriege geführt haben, die mit den Interessen ihrer Untertanen wenig oder nichts gemein hatten, und denen der Bürger teilnahmlos zuschaute, lagen die Dinge nach dieser Richtung wesentlich anders. Auch die neueste Zeit hat Kriege und Expeditionen gesehen, die nicht im Interesse der Völker, sondern in dem einer engeren Gruppe von Großspekulanten geführt wurden. Es sei nur an das mexikanische Unternehmen Napoleons III. und an Marokko erinnert. Englands zahlreiche Kolonialkriege waren nur möglich bei einer durch Werbung ergänzten Armee.

Den liberal denkenden Boyen, den Befürworter der Landwehr, wird man am wenigsten sogenannter militaristischer Neigungen zeihen können, und doch sagt auch er:*) „Mit der Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes in einem Staate steigen auch die Rüstungsmaßregeln in demselben, wenn er sich nicht mutwillig dem Verfall hingeben will". Feldmarschall Graf Moltke aber äußerte am 14. Mai 1890 im Reichstage**): „Es ist ja richtig, was hier mehrfach betont worden, daß der Krieg selbst Geld und abermals Geld fordert, und daß wir unsere Finanzen nicht vor der Zeit zugrunde richten sollen. Ja, meine Herren, hätten wir die sehr großen Ausgaben nicht gemacht, für militärische Zwecke, für welche der Patriotismus dieses Hauses und der Nation die Mittel gewährt hat, so würden allerdings unsere Finanzen heute sehr viel günstiger liegen, als es gegenwärtig der Fall ist. Aber, meine Herren, die glänzendste Finanzlage hätte nicht verhindert, daß wir bei mangelnden Widerstandsmitteln heute am Tage den Feind im Lande hätten; denn lange schon und auch jetzt noch ist es nur das Schwert, welches die Schwerter in der Scheide zurückhält."

Diese Aussprüche zweier Feldmarschälle entsprechen Wort für Wort noch unsren heutigen Verhältnissen. Angesichts des Anwachsens

*) S. 219.

**) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten, VII. Band. Reden.

der Bevölkerung im Deutschen Reiche von 56,37 Millionen im Jahre 1900 auf 65 Millionen im Jahre 1910 und der gewaltigen Steigerung des Nationalvermögens trifft in erweitertem Maße jetzt zu, was Boyen bereits 1847 von der „Zunahme der Bevölkerung und des Wohlstandes" sagte, und unausgesetzt haben wir darauf zu achten, daß wir uns nicht „dem Verfall hingeben". Den Beginn eines solchen aber bedeutet jeder Stillstand in der Weiterentwicklung unserer Wehrmacht. Daß diese nicht ins Grenzenlose gesteigert werden kann, liegt auf der Hand, aber es wäre eine kurzsichtige Politik, die sich der Erkenntnis verschließen wollte, daß hier Stillstand wie überall Rückschritt bedeutet, zumal im Hinblick auf die Steigerung der Wehrkraft unsrer Nachbarländer. Daß im ganzen, wiewohl die Industrialisierung Deutschlands rascher fortgeschritten ist als es für die Diensttüchtigkeit der Bevölkerung erwünscht ist, noch keine Abnahme der Wehrfähigkeit zu verzeichnen ist, hat unlängst der Generalstabsarzt der preußischen Armee, Professor v. Schjerning, nachgewiesen.*) Grund um so mehr, den alljährlich wachsenden Überschuß an Diensttüchtigen nicht völlig ungenutzt für unsere Wehrmacht zu lassen. Hinsichtlich der Mehrkosten sagt durchaus zutreffend ein außerhalb Deutschlands lebender und daher völlig vorurteilsfreier Schriftsteller:**) „Ich leugne nicht, daß das Kriegsbudget noch bedeutend steigen kann, glaube im Gegenteil, daß es mit dem immer gewaltiger zunehmenden Reichtum der Kulturvölker zunehmen darf und sogar zunehmen muß." Es müsse hierbei, meint er, allerdings die Harmonie mit allen andern Ausgaben, welche die Befriedigung der vielseitigen Volksbedürfnisse erheische, gewahrt bleiben. „Wer indessen meinen möchte, daß die Militärausgaben einen viel zu großen Teil des Staatsbudgets ausmachen, der vergißt, zu dem, was der Staat z. B. für Bildungszwecke ausgibt, alles, was die Gemeinden, die Vereine aller Art, voran die Kirchen, die Privatpersonen hierfür verwenden, hinzuzuzählen. Für das Militär sorgt nun einmal allein der Staat."

Es könnte die Frage aufgeworfen werden, ob nicht durch Übergang zum Milizsystem eine wesentliche Ersparnis und gleichzeitig der Vorteil zu erzielen wäre, alljährlich eine weit größere Rekrutenzahl auszubilden, da, wie vorstehend ausgeführt, ein Heer, das auf der

*) Sanitätsstatistische Betrachtungen über Volk und Heer. Berlin 1910.

**) Dr. S. Rudolf Steinmetz im Haag, Die Philosophie des Krieges. Leipzig 1907.

allgemeinen Wehrpflicht beruht, ja ohnehin nur zur Wahrung gewichtiger Interessen und der nationalen Ehre, sonach zu Zwecken gerechter Selbstverteidigung gebraucht werden könne. Darauf ist zu erwidern, daß es keinen kostspieligeren Krieg gibt, als einen solchen mit Milizen. Der nordamerikanische Sezessionskrieg enthält hierüber eindringliche Lehren.*) Die Vermehrung an milizartig ausgebildeten Mannschaften würde keinen Gewinn bedeuten, denn sie würden wegen ihrer flüchtigen Schulung keine wahrhaft kriegsbrauchbaren Soldaten darstellen, wie sie gerade die Massenheere unserer Zeit in besonderem Grade benötigen. Vor allem aber ist auch für einen Staat, der zur Verteidigung seiner Ehre in gerechter Sache an die Waffen appelliert, immer der Hieb die beste Parade. In der Initiative und im Angriff liegen die sichersten Aussichten für eine schnelle Beendigung des Krieges, der bei längerer Dauer der Volkswirtschaft unter heutigen Verhältnissen schwere Schädigungen zufügt. Zur Durchführung eines Angriffskrieges aber haben sich Milizarmeen von jeher als ungeeignet erwiesen. Der Krieg würde sich endlos in die Länge ziehen, ähnlich wie zur Zeit der Kabinettskriege. Auch auf dem Gebiet der Heeresverfassung berühren sich, wie man sieht, die Gegensätze. Kein Staat wird auf eine Anzahl fester Plätze als Stützpunkte der Landesverteidigung verzichten wollen und die Opfer für deren Neuanlage und Instandhaltung nicht scheuen dürfen, entschieden aber kann der Krieg nur durch den Angriff, durch Erzwingung der Nachgiebigkeit des Feindes werden. Die Meinungsverschiedenheit, die 1870/71 zwischen Bismarck und Moltke entstand,**) läßt das klar hervortreten.

Gerade für die heutigen Kriege von kurzer Dauer ist sofortige Schlagfähigkeit von höchster Bedeutung. Frankreich trat 1870 nicht gleich mit voller Rüstung ins Feld, und Rußland verfügte 1904 in der Mandschurei zu Anfang nicht über eine Truppenmacht, die der Durchführung seiner politischen Absichten entsprach. Es beging zudem den Fehler, die ersten Verstärkungen der Mandschurei-Armee in Neubildungen bestehen zu lassen, die keinen Vollwert besitzen konnten, und dadurch der ganzen Armee etwas milizartiges gaben.

Über die Kriegführung zur Zeit der Kabinettskriege sagt Clausewitz:***) „Die politischen Interessen, Anziehungen und Abstoßungen

*) S. 212 ff.

**) S. 245 ff.

***) Vom Kriege, Skizzen zum VIII. Buch, 3. Kap. B.

hatten sich zu einem sehr verfeinerten System ausgebildet, so daß kein Kanonenschuß in Europa geschehen konnte, ohne daß alle Kabinette ihren Teil daran hatten." Das trifft auch heute zu, und zwar für die ganze Welt, nicht nur für Europa allein, nicht nur für die Kabinette, sondern für das Wirtschaftsleben aller Völker. Kein großer Staat kann heute inmitten der Welthändel völlig abseits stehen, wie einst Preußen nach dem Baseler Frieden inmitten der europäischen.*) Schon aus diesem Grunde ist eine hohe Kriegsbereitschaft jetzt von ganz besonderem Wert. Verträge und Bündnisse, die sich nicht auf Waffenmacht stützen, bedeuten nichts. Machtansprüche auf dem Wege der Drohung durchzusetzen, ohne den Rückhalt einer tüchtigen, stets schlagfähigen Armee, ist unmöglich. Das zeigt die vergebliche Drohung Napoleons III. mit einem Eingreifen 1866.**) Die Bedeutung der Macht tritt im politischen Leben überall scharf hervor. Nicht, als ob Macht vor Recht ginge, aber nur der Staat hat Recht auf Macht, der sie kräftig zu äußern vermag.

Solche Äußerung ist unstreitig am besten unter der monarchischen Staatsform gewährleistet. Aus Napoleon sprach eine lange Erfahrung, wenn er noch auf St. Helena sagte: „Die Armeen sind von Grund aus monarchisch."***) Es erklärt das den Argwohn, mit dem demokratische Republiken von jeher das Aufsteigen bedeutender Generale betrachtet haben. An sich ist der Begriff der Demokratie dehnbar. Versteht man unter demokratischen Tendenzen nur solche, die dem Volkswohl dienen, so können sie sehr wohl selbst von einer Monarchie vertreten werden. Macht sich in einer Demokratie dagegen wirkliche Volksherrschaft geltend, ist sie die Regierung einer Vielheit, so hat sie, abgesehen von vorübergehenden Kraftäußerungen propagandistischer Tendenzen, noch stets die Aktionskraft des Staates nach außen geschwächt. Einen Beweis dafür bietet u. a. der nordamerikanische Sezessionskrieg. Ein kleines Land mag mit demokratischen Staatsformen auskommen, einer Großmacht sind sie nicht förderlich. Vom heutigen Frankreich sagt Schmoller†) schon hinsichtlich seiner Friedensentwicklung, es fehle der großen Republik „eine politische Aristokratie, wie sie England besitzt, Venedig besaß, und wie sie gerade

*) S. 125.
**) S. 231.
***) Gourgeaud, Ste. Hélène, I.
†) A. a. O.

auch eine demokratische Republik braucht, um das Staatsschiff in festen, sicheren, gleichmäßigen Bahnen zu halten".

Weil die Menge niemals herrschen kann und wird, sondern immer geführt sein will, ist eine führende Klasse in Staat und Heer unentbehrlich. Gegen zu große Machtbefugnisse einer solchen aber bietet wiederum die Monarchie die sicherste Gewähr. Daß auch eine Monarchie schwach sein und gelegentlich ganz versagen kann, ist in diesen Studien mehrfach nachgewiesen. Selbst dann aber bietet sie, falls nicht Staat und Gesellschaft ohnehin im Begriff sind, der Auflösung zu verfallen, zum wenigsten die Gewähr, daß zum Führen erzogene, über die nötige Autorität verfügende Persönlichkeiten im Heere gebieten, und das ist entscheidend. Eine gute Armee muß nicht nur, wie Napoleon sagt, monarchisch, sie muß in ihrem Offizierkorps auch aristokratisch sein. Nur ein solches Offizierkorps verbürgt die Aufrechterhaltung der Disziplin, deren Bedeutung für die Leitung heutiger Massenheere gegen früher noch gestiegen ist. Diese aristokratische Zusammensetzung des deutschen Offizierkorps und sein unmittelbares Verhältnis zu seinem Obersten Kriegsherrn geben unserm Heere Festigkeit, sie sind mit allen Mitteln zu erhalten. Es ist keine „unvernünftige, abgelebte, es ist eine vernünftige und lebenskräftige Aristokratie",*) eine solche, die sich nicht einseitig abschließt, sondern sich stets erneuert, „die das Überlieferte bewahrt, indem sie es verbessert. Denn Tatkraft und Glück bedingen unsern Platz in der Gesellschaft, die sich notwendig nach vornehm und gering, nach reich und arm, die sich aristokratisch gliedern muß".*)

Wie in der Armee, so ist auch im Staate eine starke Autorität Erfordernis. Die hier dargebotenen Studien lassen ihre Notwendigkeit überall erkennen. Ohne sie ist eine kraftvolle, äußere Politik nicht denkbar. Die Autorität Napoleons III. war schon vor dem Kriege von 1870 im Innern nicht mehr fest. Die üblen Folgen blieben nicht aus. Sie zeigten sich in jenem unruhigen Haschen nach Scheinerfolgen, um die öffentliche Meinung zu beruhigen. Nur eine starke Regierung wird unbekümmert um diese ihren Weg gehen können, wie es nicht selten ihre Pflicht ist, denn wie häufig ist die öffentliche Meinung irregeleitet worden. Die Entwicklung in fast allen Kulturländern scheint neuerdings dahin zu führen,

*) Riehl, Religiöse Studien eines Weltkindes.

daß die Staatsautorität wieder mehr, als es letzthin geschah, betont werden muß, wenn die Lenker der Staaten vor dem Urteil der Geschichte bestehen wollen. Auch hierbei behält Sybels Wort Gültigkeit, daß es angezeigt sein kann, „die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahinzugeben".*) Echte, heilsame Freiheit, gesunde Entwicklung des gesamten staatlichen Lebens ist nur dort möglich, wo Autorität geübt wird.

Lebendige Staatsgesinnung wird sich nur in wahrhaft freien, gefestigten Persönlichkeiten entfalten können. Diese sind ausschlaggebend in Politik und Kriegführung. Der Entwicklung kraftvoller Persönlichkeiten ist die heutige Zeit im ganzen wenig günstig. Wenn einerseits die Industrie einer großen Zahl von Männern Gelegenheit bietet, ihre Organisations- und Führergabe auch im Frieden zu betätigen und Eigenschaften zu entwickeln, die sich ehedem meist nur im Kriege zu offenbaren vermochten, so verkümmert anderseits in unsern großen Städten mit ihrem Zusammendrängen der Massen leicht die Persönlichkeit, der Schablonenmensch tritt an die Stelle. Der Mensch läuft Gefahr, den Zusammenhang mit dem Boden der Heimat und damit die Liebe zu ihr, die Wurzeln seiner Kraft, einzubüßen. Darüber verliert er den Blick in die Nähe, auf die eigene Nation. In dieser aber müssen sich die Ideale aller führenden Männer, höherer und niederer Ordnung verkörpern, wenn wir ein gesundes Volk bleiben wollen. Wir dürfen uns nicht in allgemeinen Menschheitsidealen verlieren.

Vor kurzem hat uns die Jahrhundertfeier der Berliner Universität wieder in Erinnerung gebracht, welche Verdienste diese Stätte der Wissenschaft um das Werk der Befreiung Preußens von der napoleonischen Herrschaft hat. Möchte diese Tatsache vor allem gewissen Gelehrtenkreisen die Augen öffnen über die Gefahren der pazifistischen Bestrebungen. Verschwommene, humanitäre Ideen, weltbürgerliche Tendenzen waren auch in dem Preußen vor Jena weit verbreitet. Das allein sollte genügen, uns für immer vor ihnen zu bewahren. Unsre Hochschulen haben sicherlich die Pflicht, lebendige, deutsche Staatsgesinnung zu pflegen, zu der einst Fichte und Treitschke ihre Hörer begeisterten. Ihre Worte wirkten befruchtend auch auf das Offizierkorps. Der Offizier ist ebenfalls ein Mann seiner Zeit.

*) S. 125.

Wohl ist Politik nicht seine Sache, aber den geistigen Regungen der Nation wird er mit Interesse folgen, denn unmöglich kann sich der militärische Erzieher und Führer von solchen Regungen fernhalten. Er wird sich an Worten erwärmen, die gesunden patriotischen Sinn fördern, aber seine Einbildungskraft ist nicht minder wie die des Bürgers der suggestiven Einwirkung immer wiederholter Phrasen von Völkerverbrüderung ausgesetzt. Wohin dergleichen schon bei unsern östlichen Nachbarn geführt hat, lehrt uns das russische Generalstabswerk über den Mandschurischen Krieg. Hier heißt es:*) „Während in Japan alle Gedanken des Volkes auf den zukünftigen Kampf gerichtet waren . . . . wurden zu derselben Zeit in Rußland Kosmopolitismus, der das Gefühl der Liebe zum Vaterland erstickt, und Abrüstung gepredigt, die die Bereitschaft zum Kampf, die Teilnahme und die Liebe für das Kriegshandwerk ertöteten. . . . Es wurde die Anschauung verbreitet, daß Patriotismus ein überlebter Begriff, daß Krieg ein Verbrechen und Anachronismus sei. . . . Kurz vor dem Kriege äußerte in einer der Gouvernements-Adelsversammlungen einer der Edelleute bei Beratung der Frage über Eröffnung eines Kadettenkorps, daß Rußland kein Kanonenfutter mehr gebrauche; ein anderer lehnte es ab, Geld zur Erziehung von Menschenmördern zu bewilligen." Der gesunde Sinn des deutschen Volkes ist ja im Grunde weit entfernt von solchen Anschauungen, Anhänger haben sie aber auch bei uns. Diese mögen aus dem Versagen der russischen Armee und Flotte im mandschurischen Kriege lernen, wohin dergleichen führt.

Pflichtet man den Aposteln des ewigen Friedens nicht bei, sondern betrachtet die Kriege mit Moltke als Menschenlos, so gilt es, ihren Schrecknissen festen Auges entgegenzusehen, das Fürchterliche, das sie angeblich im Gefolge haben sollen, sich zu vergegenwärtigen. Da zeigt sich, daß selbst der Dreißigjährige Krieg bei allem Elend, das er über Deutschland gebracht hat, doch auch ideale Güter zutage gefördert hat. „Dieses kampferfüllte Menschenalter hat den alten kriegerischen Geist des deutschen Volkes nach einer längeren Zeit der Erschlaffung neu belebt. . . . . Die kriegerischen Kräfte Deutschlands haben allzulange in fremdem Solde Siege erringen helfen, oder im Bruderkriege sich verbraucht. Trotz alledem wird man die neue Gewöhnung an den Waffendienst als einen Gewinn verrechnen dürfen.

*) A. a. O. I., 1.

Wenn dem deutschen Volke militärische Tugenden — und das sind nicht die schlechtesten — in besonderem Maße eingeboren erscheinen, so hat auch der Dreißigjährige Krieg sein Teil beigetragen zu dieser Wehrhaftigkeit der Nation."*)

Im Jahre 1813 ist eine halbe Million Soldaten, Franzosen und Verbündete, fast ein halbes Jahr in Sachsen verpflegt worden, wobei keineswegs haushälterisch mit den Vorräten des Landes umgegangen oder besonders planmäßig bei den Lieferungen verfahren wurde, und doch hat das Land sich überraschend schnell von den Kriegslasten erholt.**) Der natürliche Reichtum dieses Gebiets und eine gute Ernte haben hierbei allerdings mitgesprochen. Auch hatte Sachsen nach der Leipziger Schlacht nicht mehr die Lasten einer feindlichen Besetzung zu tragen, wie das ungleich ärmere Preußen nach 1807. Dennoch bestätigt die Geschichte überall, daß, „wenn das betreffende Volk übrigens gesund ist, man durchaus nicht meinen darf, die Wunden des Krieges seien unheilbar; im Gegenteil, sie heilen eigentlich unerwartet, ja wunderbar schnell. . . . . Der Boden bleibt nach wie vor, wie er war, die immer bereite Quelle aller Reichtümer, die Volksmasse wurde nicht wesentlich verringert; wenn nur der Geist des Volkes nicht durch einen allzu grausamen, allzu lang andauernden Krieg gebrochen wurde, so besteht eigentlich die ganze Verarmung in dieser Kapitalvernichtung. Das übriggebliebene Kapital, das, wenigstens in der modernen Zeit, die weitaus größte Masse beträgt, findet jetzt eine ganz außerordentlich günstige Verwendung, der Zinsfuß ist zwar vorläufig hoch, aber das Kapital um so williger, die Produktion steigert sich in ungeahnter Weise."***)

Damit sollen der schwere Ernst des Krieges, die materielle Schädigung, die er im Gefolge hat, nicht verkannt werden, aber das darf ein mannhaftes Volk nicht hindern, zu den Waffen zu greifen, wo höhere Güter, als rein materielle, in Frage kommen, und auch selbst um materieller Güter willen, wenn sie wirkliche Lebensfragen der Nation berühren. Es sei an die Haltung Englands in den Kriegen der Vergangenheit, insbesondere zur napoleonischen Zeit, erinnert.†) Wenn, wie nachgewiesen wurde,††) Reclus in der Bewertung der

*) Hoeniger, a. a. O.
**) Odeleben, Napoleons Feldzug in Sachsen.
***) Steinmetz, a. a. O.
†) S. 156.
††) S. 74.

großen Niederlagen irrt, die Frankreich im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte zu Lande erlitten hat, so birgt sein Ausspruch mittelbar eine Bestätigung dessen, daß es für Frankreich mit seinen verlustreichen Landkriegen doch nicht so etwas furchtbares gewesen sein kann. Die russische Revolution hat das Volksvermögen mehr geschädigt, als der Mandschurische Krieg. Jede große wirtschaftliche Krisis, jeder Streik bildet eine solche Schädigung. Vollends, wenn es den Förderern der Streikbewegungen gelänge, solche nach ihren Wünschen zu vergrößern und zu verallgemeinern, würden sich Schädigungen ergeben, mit denen verglichen, die Folgeerscheinungen eines Krieges geringfügig sind.

Gewiß, der Krieg schlägt Wunden der verschiedensten Art, aber sie werden am Volkskörper nicht entfernt so schwer empfunden, wie die pazifizistische Propaganda glauben machen will. Der Verlust der deutschen Armeen an Toten betrug in den Jahren 1870 und 1871 nicht mehr als 40 000 Mann, d. i. den tausendsten Teil der damaligen Bevölkerung Deutschlands. Die normale Schwankung in der allgemeinen Sterblichkeit von Jahr zu Jahr ist wesentlich größer. Sie betrug 1898 nicht weniger als 21,7, 1899 sogar 22,6 vom Tausend der Bevölkerung.*) Die Geißel früherer Kriege, die Epidemien aber, haben Dank den Fortschritten der medizinischen Wissenschaft ganz wesentlich an Schrecknissen eingebüßt. In der nutzbringenden Anwendung dieser Fortschritte sowie der internationalen Vereinbarungen unserer Zeit, die bedacht sind, die bedauerlichen Folgen des Krieges für den einzelnen zu mildern, liegt wahre Humanität. Diese gilt es tatkräftig zu fördern, nicht aber in wohlklingenden Reden den Krieg, auch den gerechten, überhaupt zu verdammen.

Und die solches tun, predigen einem Geschlecht, dessen Nerven längst daran gewöhnt sind, alltäglich von Katastrophen zu hören, die sich im Wirtschafts- und Verkehrsleben, sowie bei Betätigung im Sport und auf Entdeckungsfahrten vollziehen, und das solche als etwas selbstverständliches betrachtet, einem Geschlecht, das in größter Kühnheit sich eben jetzt in die Luft hinaufwagt und die Opfer, die hierbei gebracht werden, gleichfalls als unvermeidlich hinnimmt. Die Apostel des ewigen Friedens wenden sich somit an eine Generation, die nach der Art, wie sie ihren Mut betätigt, zum Kriege durchaus tüchtig erscheint. Der Einwand, daß eben, weil der Mensch in friedlichen Be-

*) Steinmetz, a. a. O.

tätigungen die gleichen hohen Eigenschaften entfalten könne, wie im Kriege, die für diesen geltend gemachten idealen Gründe der Berechtigung entbehrten, hätte nur dann Sinn, wenn der Beweis zu erbringen wäre, daß die Menschheit tatsächlich besser geworden ist. Das aber vermag nur zu glauben, wer für die Welt der Wirklichkeit keinen Sinn hat. „Für solche kurzsichtige Schwärmer ist freilich die ganze Weltgeschichte weiter nichts als eine häßliche Dummheit, an der nur die Proportionen groß sind, oder sie wird damit geehrt, die Geburtswehen der neuesten Zeit sein zu dürfen. Die Jahrtausende waren nur dazu da, um ihr Schema auszuhecken."*)

Was vorstehend über Krieg und Politik in der neueren Geschichte gesagt wurde, bildet eine fortlaufende Reihe von Widerlegungen der Lehre vom ewigen Frieden. Diese ist ein Ausfluß weichlicher Gesinnung, die vergessen macht, daß, wie Treitschke sagt,**) „die Geschichte durchaus männliche Züge trägt, für sentimentale Naturen und für Weiber aber nicht gemacht ist". Der Pazifizismus ist im Grunde nichts anderes, als krasser Materialismus, der sich in ein unklares idealistisches Gewand hüllt, das arglosen Gemütern seinen wahren Kern verhüllt. Die heutige Kriegsfeindschaft ist, wie Steinmetz treffend hervorhebt:***) „Verkennung der Tragik des Lebens und beruht auf dem optimistischen Wahn, die Menschenwelt durch unsere berechneten Eingriffe gestalten zu können."

Aber nicht nur um der „Tragik des Lebens" ist der Krieg da. Er ist ein Teil der Politik souveräner Staaten, die ihn anwenden zum Schutze der Lebensinteressen und der höchsten Kulturgüter ihrer Untertanen. Weil eine gesunde Politik nur national sein kann, wird sie darum nimmermehr auf den Krieg verzichten wollen. „Die Idee eines Weltreichs ist hassenswert; das Ideal eines Menschheitsstaats ist gar kein Ideal. In einem einzigen Staate könnte sich gar nicht der ganze Inhalt der Kultur verwirklichen."†)

*) Steinmetz, a. a. O.
**) Politik I.
***) A. a. O.
†) Treitschke, Politik I.

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

McGILL UNIVERSITY LIBRARY
J30 .F89
415283

McGill University Library
3 103 111 804 5

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, König

Von demselben Verfasser erschien:

Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit

Mit acht Textskizzen und 52 mehrfarbigen Skizzen

M 14,—, in Leinen gebunden M 16,—, in Halbfranzband M 17,—

A. T. Mahan

Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte

Zweiter Band: 1783—1813

Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs

Übersetzt von den Vize-Admiralen

Batsch und Paschen

Mit Karten und Plänen — M 10.—, gebunden M 11,50

Politik und Seekrieg

Von

Rudolf v. Labrés

K. u. K. Linienschiffs-Kapitän d. R.

M 7,—, gebunden M 8,50

Gedruckt in der Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68.